



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

A 405320

PROPERTY OF
*University of
Michigan
Libraries*

1817



ARTES SCIENTIA VERITAS



11

12

13

14





Reisen

am

37390

Amazonenstrom und Rio Negro.

Naturwissenschaftliche Berichte

von

Alfred R. ^{Wall}Wallace.

Aus dem Englischen.

Erster Theil.

Cassel,

Ernst Balde.

1855.

F

2546

.W 195

W

V o r w o r t.

Der ernste Wunsch, ein tropisches Land zu besuchen, das Ueppige des Thier- und Pflanzenlebens selbst zu sehen und mich mit eigenen Augen von allen den Wundern, die mich in Reisebeschreibungen stets so interessirten, zu überzeugen, waren die Motive die mich bewogen, die Bande des häuslichen und Geschäfts-Lebens zu brechen und mich aufzumachen nach

„dem fernen Land, wo ewiger Sommer thront.“

Durch ein kleines Buch des Mr. Edwards wurde meine Aufmerksamkeit auf Para und den Amazonenfluß gelenkt, und ich beschloß dorthin zu gehen, theils wegen der Leichtigkeit, mit der man hingelangen konnte, theils weil es im Vergleich zu allen andern Theilen Süd-Amerikas so wenig bekannt war.

In den folgenden Blättern habe ich eine Erzählung von meinen Reisen und den Eindrücken, welche sie zur Zeit auf mich gemacht, gegeben. Der erste und letzte Theil ist mit wenigen Ausnahmen aus meinem

Tagebuche, aber alle während der zwei Jahre gemachten Notizen, mit dem größten Theile meiner Sammlungen und Skizzen, gingen mir bei dem Brande des Schiffes auf meiner Rückreise leider verloren. Aus den Fragmenten meiner geretteten Notizen und Papiere habe ich die folgenden Mittheilungen niedergeschrieben.

Ich gebe mich dabei der Hoffnung hin, daß der große Verlust der Materialien, den ich erlitten, und den jeder Naturforscher und Reisende zu würdigen verstehen wird, in Betracht gezogen werden möge bei Beurtheilung eines Werkes, welches von einem vierjährigen Aufenthalte in einem so interessanten und wenig bekannten Lande handelt.

London, October 1853.

I.

Ankunft in Para. — Aeußeres Ansehen der Stadt und ihrer Umgebung
die Einwohner und ihr Costüm. — Vegetation. — Sinnpflanzen. — Ei-
becken. — Ameisen und andere Insekten. — Vögel. — Klima. — Nahrung
der Einwohner.

Es war am Morgen des 26. Mai's 1848, daß wir,
nach einer kurzen neun und zwanzigtägigen Reise von
Liverpool, dem südlichen Ausflusse des Amazonenflusses
gegenüber vor Anker gingen. Nachmittags nahmen
wir einen Lootsen an Bord und segelten am nächsten
Morgen mit günstigem Winde den Strom hinauf,
welcher sich auf fünfzig Meilen hin nur durch seine
Ruhe und durch seine farblosen Wasser vom Ocean
unterscheidet. Die nördliche Küste blieb unsichtbar und
die südliche in einer Entfernung von zehn bis zwölf
Meilen. Am 28. früh ankerten wir wieder, und als
die Sonne am wolkenlosen Himmel erschien, begrüßten
wir die Stadt Para, umgeben von dichten Wäldern
und überragt von Palmen und Platanen, doppelt
schön durch die üppigen tropischen Gewächse in ihrer

natürlichen Schönheit, die wir so oft in den Treibhäusern von Kew und Chatsworth bewundert hatten.

Die Kanoes, die mit ihrer gemischten Bemannung von Negern und Indianern an uns vorüberfuhren, die Geier, die über unsern Köpfen kreisten oder langsam am Ufer einherpazirten, das Gewimmel der Schwalben auf den Thürmen und Dächern, alles dies und noch viel mehr diente dazu, unsere Aufmerksamkeit zu fesseln, bis die Zollbeamten an Bord kamen und es uns erlaubt war, ans Land zu gehen.

Para zählt ungefähr fünfzehntausend Einwohner und erstreckt sich über keinen großen Flächenraum; dennoch ist es die größte Stadt an dem größten Flusse der Welt, dem Amazonenflusse, und ist die Hauptstadt einer Provinz, die in ihrer Ausdehnung so groß wie das ganze westliche Europa ist. Es ist die Residenz eines Präsidenten unter dem Kaiser von Brasilien, und eines Bischofs, dessen Bisthum sich 2000 Meilen ins Innere des Landes erstreckt, welches noch mit unzähligen Stämmen unbekehrter Indianer bevölkert ist.

Die Provinz Para ist der nördlichste Theil von Brasilien und obgleich es der von der Natur am reichsten ausgestattete Theil dieses enormen Reiches ist, so ist es doch der am wenigsten bekannte, und für jetzt von der geringsten kommerziellen Wichtigkeit.

Das Ansehn der Stadt vom Flusse aus, der schönste Anblick, den man haben kann, ist nicht fremdartiger als der von Calais oder Boulogne. Die Häuser sind im Allgemeinen weiß, und verschiedene schöne Kirchen erheben ihre Thürme und Dome über ihnen. Die Kraft der Vegetation ist überall vorherrschend. In den Nischen, Spalten und auf den Gesimsen der Gemäuer sieht man Pflanzen, und auf den Mauern und

in den Fensterböschungen der Kirchen entsprossen üppige Gewächse und kleine Bäume. Um die Stadt erstreckt sich ununterbrochener Wald, alle kleinen Inseln des Flusses sind bis zur Wasserlinie bewachsen und viele Sandbänke, die von der Fluth überschwemmt werden, sind mit Sträuchern und kleinen Bäumen bedeckt, von denen jetzt nur noch die Wipfel auf der Oberfläche sichtbar waren. Der Anblick der Bäume im Allgemeinen war von denen Europas nicht sehr verschieden, nur da, wo der „feederige Palmbaum“ seine graziose Form erhebt; aber unsere Einbildung malte sich geschäftig die wunderbaren Scenen, die wir in den ferneren Theilen zu sehen erwarteten, und wir sehnten uns nach der Zeit, wo es uns vergönnt sein würde, unsere Forschungen zu beginnen.

Wir gingen beim Landen direct zum Hause des Mr. Miller, des Agenten unseres Schiffes, von welchem wir sehr freundlich empfangen wurden und der uns ersuchte, bei ihm zu bleiben, bis wir uns passend eingerichtet haben würden. Wir wurden hier den meisten englischen und amerikanischen Einwohnern, welche alle Geschäftsleute waren, vorgestellt. Während der vier folgenden Tage beschäftigten wir uns damit, die Umgegend der Stadt zu besuchen, präsentirten unsere Pässe, erlangten die Erlaubniß, uns aufhalten zu dürfen, machten uns mit dem Volke und der Vegetation bekannt und bemühten uns, eine für unser Vorhaben passende Wohnung zu finden. Da eine solche aber nicht gleich zu bekommen war, zogen wir nach Mr. Miller's „Rosinha“ oder Landhaus, welches ungefähr eine halbe Meile vor der Stadt lag, das er so freundlich war, uns zu unserem Gebrauche zu überlassen, bis wir ein passenderes Quartier gefunden

haben würden. Betten und Bettstellen sind hier nicht nöthig; gewebte baumwollene Hängematten werden im Allgemeinen zum Schlafen gebraucht, die auch der Leichtigkeit wegen, mit der sie transportirt werden können, hier sehr angewandt sind. Diese Hängematten nebst einigen Tischen und Stühlen und unseren Kasten, bildeten das ganze Ameublement, das wir hatten und brauchten. Wir mietheten einen alten Neger, Namens Isbor, als Koch und Diener, und fingen nun an, eine regelmäßige Wirthschaft zu führen, lernten portugiesisch und untersuchten die natürlichen Erzeugnisse des Landes. Meine bisherigen Reisen hatten sich nur auf England und den Continent erstreckt, so daß hier für mich Alles den Reiz der vollkommensten Neuheit hatte; dennoch fühlte ich mich im Ganzen getäuscht. Das Wetter war nicht so heiß, das Volk nicht so sonderbar, die Vegetation nicht so auffallend, als das glühende Bild, welches mir meine Phantasie heraufbeschworen und worüber ich während der Anstrengungen der Seereise gebrütet hatte. So wird es aber im Allgemeinen mit Allem der Fall sein. Eine schöne Scenerie von einem gegebenen Punkt aus gesehen, kann von einem Maler kaum übertrieben werden, und es giebt deren viele, welche alle Ansprüche des erwartungsvollsten Beschauers befriedigen würden; dann ist es die allgemeine Wirkung, die mit einem Mal die Aufmerksamkeit fesselt; die Schönheiten brauchen nicht gesucht zu werden, sie liegen alle vor uns. Mit einem Distrikt oder einer Gegend ist es anders, da sind individuelle Gegenstände von Interesse, welche gesucht, beobachtet und verstanden werden müssen. Der Zauber eines Distrikts erwächst im Verhältniß, wie die verschiedenen Theile hervortreten, und im Verhält-

niß, wie unsere Erziehung und Gewohnheiten uns befähigen, sie zu bewundern und zu verstehen. Ganz besonders ist dies in tropischen Gegenden der Fall. Einzelne solcher Plätze werden ohne Zweifel als ganz und gar unvergleichlich erscheinen; aber in den meisten Fällen geschieht es nur nach und nach, daß die verschiedenen Sonderbarkeiten, das Costüm des Volks, die fremdbartigen Formen der Vegetation und das Neue in der Thierwelt sich uns zeigen werden, um einen bestimmten und zusammenhängenden Eindruck auf uns zu machen. Daher kommt es auch wohl, daß Reisende mit ihren Beschreibungen der Wunder und unbekannten Dinge, die sie in Wochen und Monaten beobachtet haben, durch das Zusammendrängen bei dem Leser eine falsche Ansicht hervorbringen und ihm beim Besuch der Gegend so manche Täuschung verursachen.

Als ein Beispiel, was ich hiermit meine, will ich nur angeben, daß ich während der ersten Wochen unseres Aufenthaltes in Para, obgleich ich fortwährend im Walde, in der Nachbarschaft der Stadt umherwanderte, keinen einzigen Colibri, Papagai oder Affen bemerkte, und doch giebt es, wie ich nachher gefunden, Colibris, Papagaien und Affen dort im Ueberflusse, aber man muß sie suchen und eine gewisse Bekanntschaft mit ihren natürlichen Gewohnheiten ist nothwendig, um ihre Schlupfwinkel zu entdecken. Dennoch hat Para genug, um sich von dem Vorwurf zu reinigen, den ich, wie man glauben möchte, ihm gemacht. Jeder Tag zeigte uns etwas Neues, irgend ein neues Wunder, wie wir es nur in der unmittelbaren Nähe des Aequators zu finden hofften. Eben jetzt bei dem letzten Schimmer der Dämmerung flattert der Vampyr in meinem

Zimmer und zwischen den Balken des Hauses umher (denn hier haben die Zimmer keine Decken), und schwirrt hin und wieder mit einem fast gespensterartigen Geräusch an meinen Ohren vorüber.

Die Stadt selbst ist nach einem sehr ausgebreiteten Plan angelegt; viele der Kirchen und öffentlichen Gebäude sind sehr schön, aber Verfall und nachlässige Reparaturen haben ihnen sehr geschadet. Man erblickt zwischen den Häusern hier und da ein Stückchen Garten und weißen Grund, mit wucherndem Unkraut und einigen Bananen, von halbverfaulten Zäunen umgeben, das für ein europäisches Auge befremdend schlecht ausieht. Die Märkte und öffentlichen Plätze sind theils der Kirchen und schönen Gebäude, welche sie umgeben, theils der verschiedenartigen sie zierenden Palmen wegen, zu welcher sich die Platane und Banane gesellt, sehr malerisch; dennoch haben sie mehr das Ansehen eines Dorfplatzes, als das einer großen Stadt. Fußpfade kreuzen sich in verschiedenen Richtungen durch eine wilbverwachsene Vegetation von kräuterartigen Cassias, staudenartigen Convolvulis und der schönen orangenfarbenen *Asclepias curassavica*, Pflanzen, welche hier den Platz der Schilf- und Resselns unseres Vaterlandes einnehmen. Die Hauptstraße *Rua dos Mercadores* (Straße der Kaufleute) enthält die einzigen bedeutenden Kaufläden der Stadt, die in ihrer Front fast ganz offen sind, im Ganzen recht nett und anziehend, wenn auch mit einem etwas gemischten Waaren-Vorrath, ausgelegt und decorirt. Die meisten Häuser sind nur einen Stock hoch, in der Straße findet man hin und wieder etwas Pflaster, doch so wenig, daß nur dadurch der nächste Weg auf rauhen unebenen Steinen und in tiefem

Sande noch unangenehmer wird. Die anderen Straßen sind sehr schmal und eng und zeigen meist sehr rauhe Steine, anscheinend die Ueberreste des ursprünglichen Pflasters, welches nie reparirt worden ist, oder tiefe Sandlöcher und Pfützen. Die Häuser sind außerdem unregelmäßig und niedrig und größtentheils aus einem rauhen eisentheiligen Sandsteine, der in der Umgegend gefunden und mit Kalk abgeputzt wird, erbaut. Die Fenster haben kein Glas, der untere Theil ist mit einer Jalousie verhängen, welche bei Seite geschoben werden kann, und so einen Blick nach jeder Richtung gestattet. Manches dunkle Auge erschien, um uns nachzublicken, wenn wir vorübergingen. Die gelbe und blaue Farbe sieht man häufig angewandt, um die Säulen, Thüren und Fensteröffnungen der Häuser und Kirchen zu decoriren, welche einen pitoresken, aber gesunkenen Styl römischer Architektur nachweisen. Das Gebäude, welches jetzt als Zollhaus und Kaserne benutzt wird, ist sehr schön und von bedeutendem Umfang, es war früher ein Kloster.

Hinter der Hauptstraße der Stadt ist eine große Fläche, die von Straßen und Wegen in rechten Winkeln durchschnitten wird. Auf den Plätzen, die durch diese Wege geformt werden, stehen die Rosinhas oder Landhäuser, eins, zwei oder mehrere auf jedem Platz, sie sind einstöckig mit verschiedenen geräumigen Zimmern und einer großen Veranda, welche gewöhnlich als Speise- und Wohnzimmer benutzt wird.

Der dazu gehörige Grund ist gewöhnlich ein Sumpf oder eine Wildniß von Kräutern und Fruchtbäumen, nur manchmal sieht man ein Stückchen Blumengarten, doch selten mit viel Geschmack; die euro-

pfläzchen Pflanzen und Blumen werden den herrlichen ornamentalen Erzeugnissen des Landes vorgezogen. Der allgemeine Eindruck der Stadt ist für Den, der von England kommt, nicht sehr günstig, es ist hier ein großer Mangel an Ordnung, viel Nachlässigkeit und Verfall sichtbar, aber man söhnt sich zuletzt damit aus, wenn man sieht, daß wenigstens einige dieser Sonderbarkeiten im Klima ihre Veranlassung haben. Die großen und geräumigen Zimmer mit gebieltem Fußboden und spärlichen Meubeln, ein halbes Duzend Thüren und Fenster in jedem, sehen zuerst ungemüthlich aus, sind aber dennoch für eine tropische Gegend passend, in welcher ein deckenbelegtes, mit Gardinen behangenes und gepolstertes Zimmer unerträglich wäre.

Die Einwohner Para's repräsentiren eine sehr verschiedene und interessante Mischung von Menschen. Da ist der frischfarbige Engländer, welcher hier sowohl als in dem kältern Klima seines Heimathlandes zu gedeihen scheint, der fahle Amerikaner, der schwärzliche Portugiese, der corpulente Brasilianer, der lustige Neger und der schlaffe, aber schön gebaute Indianer zwischen hundert andern Schattirungen und Mischungen, die schon ein geübtes Auge verlangen, um sie zu entdecken. Der weiße Einwohner kleidet sich im Allgemeinen sehr nett in leinene Kleider von blendender Weiße; manche halten noch am schwarzen Rock und Kravatte fest, sehen aber bei der Hitze von 85° bis 90° F. im Schatten sehr unbehaglich aus. Der Neger oder Indianer trägt nur ein paar gestreifte oder weiß-baumwollene Beinkleider, denen er manchmal ein Hemde von demselben Stoffe hinzufügt. Die Frauen und Mädchen tragen bei vielen Gelegenheiten reines Weiß, welches im Contrast mit ihrer dunkeln

Hautfarbe einen angenehmen Eindruck macht. Bei einer solchen Gelegenheit erstaunt der Fremde über die massiven goldenen Ketten und Schmucksachen, welche von diesen Frauen getragen werden, von denen doch viele Sklaven sind. Indianer, die frisch aus dem Innern kamen, sahen manchmal sehr manierlich aus, und außer den Löchern in ihren Ohren, groß genug, eine Wachsleine durchzuziehen, und einer sonderbaren Wildheit, mit welcher sie alles anstauen, würde man sie kaum in dem gemischten Gewimmel der regelmäßigen Einwohner erkennen.

Ich habe schon gesagt, daß die die Natur ausmachenden Erscheinungen des tropischen Klimas meinen Erwartungen nicht entsprachen; dies liegt hauptsächlich an den Berichten der Bilder zeichnenden Reisenden, welche nur das Schöne, Pittoreske, Großartige beschreiben, und uns dadurch glauben machen möchten, daß Nichts von verschiedenem Charakter unter einer tropischen Sonne existiren könne. Daß wir am Ende der Regenjahreszeit ankamen, mag übrigens in etwas erklären, daß wir zuerst nicht die ganze Glorie der Vegetation sahen. Die Schönheit der Palmbäume kann kaum zuviel beschrieben werden, sie sind besonders dem tropischen Klima charakteristisch, ihr abweichendes und statiliches Äußere, ihr herrliches Laubwerk und ihre Früchte, im Allgemeinen dem Menschen nützlich, geben ihnen im Auge des Naturforschers und aller Derer, welche mit den Beschreibungen des Landes, wo man sie antrifft, vertraut sind, ein nie sich minderndes Interesse. Im Uebrigen entsprach die Vegetation kaum meinen Erwartungen; wir fanden manche schöne Blumen und schöne rankende Pflanzen, aber auch viele Plätze, welche eben so voller Unkraut er-

schiene, als in unserem eigenen bürren Klima. Sehr wenige der Waldbäume waren in Blüthe und die meisten hatten nichts Besonderes in ihrem Aeußeren. Das Auge des Botanikers entdeckt wirklich zahllose tropische Formen in der Construction der Stämme und in der Form, der ganzen Gestaltung des Laubes, aber die meisten bringen in einer Landschaft einen ähnlichen Effect als unsere Eichen, Ulmen und Birken hervor.

Diese Bemerkungen gehören freilich nur der unmittelbaren Umgebung der Stadt, wo der ganze Wald ausgerottet gewesen und die jetzige Vegetation der Nachwuchs ist. Als wir ein paar Meilen von der Stadt in den Wald einbrangen, war der Effect schon ein ganz anderer: Bäume von enormer Höhe erhoben sich überall, das Laub wechselt von den hellsten und luftigsten bis zu den dunkelsten und stärksten Farben. Ranken und Schmarozerpflanzen mit großen glänzenden Blättern laufen an den Stämmen herauf und klimmen oft bis zu den höchsten Zweigen, während andere mit phantastischen Stengeln wie Stricke und Tane von ihren Wipfeln herabhängen. Man sieht hier viele seltene Früchte und Saamen am Boden umhergestreut und es giebt hier genug für jeden Naturliebhaber zu staunen und zu bewundern; aber auch hier mangelte Etwas, was wir zu sehen erwarteten. Die herrliche Orchideen-Pflanze, die in Europa so sehr gesucht wird, glaubten wir in jedem üppigen tropischen Walde zu finden, doch es giebt hier nur einige kleinere Arten mit matten, gelben und braunen Blumen. Die meisten Schmarozerpflanzen, welche den Stamm jedes alten Baumes bedecken, sind zumeist ganz verschiedenen Charakters, als Farnkraut, Tillandsia und Arren

von *Bothos* und *Calladium*, Pflanzen, die der äthiopischen Lilie sehr ähnlich sehen und gewöhnlich in Häusern gezogen werden. Unter den Kräutern nahe der Stadt, welche unsere Aufmerksamkeit anzogen, waren verschiedene Solanen, welche mit unseren Kartoffeln verwandt sind. Eine von diesen wächst acht bis zwölf Fuß hoch, mit großen wollartigen Blättern, gerieftem Stamm und Blatt und schönen purpurnen Blumen, größer als die unserer Kartoffel; einige andere Arten haben weiße Blumen und sind unserem Bittersüß sehr ähnlich (*Solanum dulcamara*); viele schöne *Convolvulus* ranken über die Hecken, wie auch verschiedene der schönsten Bignonien, oder Trompeten-Blumen, mit orangegelben oder purpurnen Blumen. Am meisten auffallend sind die Passions-Blumen, welche sich in großer Anzahl am Rande des Waldes vorfinden und von den verschiedenartigsten Farben, wie Purpur, Scharlach oder Rosa sind. Die purpurfarbigen haben einen außerordentlich schönen Geruch und erzeugen alle eine angenehme Frucht, die *Grenadilla* von West-Indien.

Es giebt außer den genannten noch viele elegante weniger auffallende Blumen. Die Schmetterlings-Blume und Erbse sind gewöhnlich, Cassien sind sehr zahlreich, einige sind bloße Kräuter, andere schöne Bäume und haben einen Ueberfluß von hellen gelben Blüthen. Dann sieht man hier die sonderbare Sinnenpflanze (*Mimosa*), die wir in unseren Treibhäusern mit solchem Interesse betrachten, und die hier wie Unkraut an jedem Wege steht; manche sind sehr empfindlich und die leiseste Berührung verursacht das Schließen oder Abfallen der Blätter, andere wieder verlangen eine rauhere Hand, um ihre sonderbaren

Eigenschaften zu zeigen, während wieder andere kaum ein Zeichen von Gefühl geben; sie sind alle mehr oder weniger mit scharfen Dornen bewaffnet, welche theilweise den Zweck haben, ihre zarten Formen gegen die verschiedenen Erschütterungen, welche sie sonst erleiden würden, zu schützen. Einen interessanten Anblick gewähren die Orangenbäume, welche sich um die ganze Stadt herumziehen und wodurch diese delicioüse Frucht stets billig und im Ueberflusse vorhanden ist. Viele der öffentlichen Straßen sind mit denselben besetzt, in jedem Garten sind sie vorhanden, so daß es nur nöthig ist, die Früchte zu sammeln und zu Markte zu bringen. Der Mango ist ebenfalls im Ueberflusse und abwechselnd mit dem Mangabeira, welcher zu einem ungeheueren Umfange anwächst, auf einigen öffentlichen Wegen gepflanzt; dennoch ist er nicht so geeignet, den hier so nöthigen Schatten zu geben, als einige immergrüne Bäume, da seine Blätter leicht abfallen. Fast an jedem Wege, Dicht oder wüsten Stelle steht man den Kaffeebaum, gewöhnlich mit Blüthe oder Frucht und oft mit beiden zugleich; hoch ist die Trägheit des Volkes so groß, daß außer dem Wenigen für den eigenen Gebrauch keiner gesammelt wird, während die ganze Stadt ihren Kaffee aus anderen Theilen Brasiliens bezieht.

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit der Thierwelt zu, so fallen uns zuerst die Eidechsen auf, welche überall in großer Menge vorhanden sind. In der Stadt sieht man sie Mauern und Bäume entlang laufen, sich an den Holzstämmen sonnen oder bis unter die Dächer der niedrigen Häuser herauf kriechen. In jeder Straße, jedem Garten oder sandigen Plage steht man sie aus dem Wege eilen, den man entlang geht.

Bald kriechen sie um einen Baumstamm, uns beobachtend und sich versteckend, bis wir vorüber sind, wie ein Eichhörnchen unter ähnlichen Verhältnissen; bald kriechen sie eine glatte Mauer oder einen Pfahl ruhig und sicher herauf, als wäre es ebene Erde. Einige haben eine dunkle Kupferfarbe, einige schillern im brillantesten Grün und Blau, und wieder andere sind mit den feinsten Farbenschattirungen von Gelb und Braun gezeichnet. Auf diesem sandigen Boden und unter dieser hellen Sonne gedeihen sie ganz besonders. Hier sonnen sie sich in ihrer trägen Zufriedenheit, dann springen sie davon, als wenn jeder Strahl ihrer frostigen Natur Kraft und Leben verliehen hätte; sehr verschieden von den kleinen europäischen Eidechsen, welche ihren Körper nicht von der Erde bringen können und ihren langen Schwanz wie eine Last hinter sich herschleppen, haben diese Bewohner eines glücklicheren Klimas ihren Schwanz hoch in der Luft und gallopiren mit so viel Freiheit und Muskelkraft, wie ein warmblütiger Vierfüßler. Es war deshalb keine Kleinigkeit, ein so lebendiges Geschöpf zu fangen, und alle unsere Versuche scheiterten an ihrer Behendigkeit. Wir beauftragten deshalb die kleinen Neger- und Indianerknaben, uns einige mit ihrem Pfeil und Bogen zu schießen, und erlangten so einige Arten davon. Nächst den Eidechsen fallen uns zunächst die Ameisen in die Augen. Sie setzten uns in Erstaunen, wie sie kleine Stücker Papier, verwelkte Blätter und Federn mit großer Kraft und Schnelligkeit zu ihren Bauten davon trugen. Die Blume oder Frucht, welche man pflückt, ist von ihnen bedeckt, und sie breiten sich schnell über die Hand in solchen Schwärmen aus, daß man gern und eilig die Frucht fallen läßt. Bei Mahlzeiten

sind sie auf dem Tischtuch, auf den Tellern und der Zuckerdose wie zu Hause, obgleich nicht in solcher Unzahl, daß sie wirklich bei der Mahlzeit hinderlich wären. Dabei sind sie sehr verschiedener Art. Viele Pflanzen haben ihre besondere Ameisenart; ihre Nester sieht man in unformlichen schwarzen Massen, verschiedene Fuß im Durchmesser, auf den Zweigen der Bäume. Auf den Waldbpfaden und Gärten sahen wir oft eine gigantische schwarze Art einzeln oder in Paaren herumwandern, die fast 1—1½ Zoll lang war, während andere Arten, die sich in Häusern aufhalten, so klein sind, daß der Deckel eines Kastens sehr genau passen muß, um ihr Eindringen zu verhindern.

Sie sind die größten Feinde eines todtten thierischen Körpers, insbesondere von Insekten und Vögeln. Beim Trocknen der Insektenarten, die wir sammeln, fanden wir es nöthig, die Kästen, welche sie enthielten, aufzuhängen, aber auch da nahmen sie Besitz davon, indem sie an der Schnur herunterkletterten und in wenigen Stunden viele unserer schönsten Insekten vernichteten. Es wurde uns gesagt, daß das Andiroba-Öel des Landes, welches sehr bitter ist, sie abhalte; wir trankten damit die herabhängende Schnur und befreiten uns so von ihrem ferneren Eindringen.

Nachdem wir uns längere Zeit hauptsächlich mit dem Sammeln der Insekten beschäftigt, bin ich im Stande, auch Etwas über die andern Familien dieser zahllosen Klasse zu sagen. Keine Gattung Insekten war so zahlreich, als ich erwartete, mit Ausnahme der täglichen Lepidoptera oder Schmetterlinge, und eben diese, obgleich die Zahl der verschiedenen Klassen sehr groß war, war in ihrer einzelnen Gattung nicht in so großer Menge vorhanden, als ich vermuthet

hatte. In ungefähr drei Wochen hatten Mr. B. und ich ungefähr hundertundfünfzig verschiedene Gattungen Schmetterlinge gefangen; unter ihnen waren acht Arten des schönen Papilio und drei Morphos, diese herrlichen großen metall-blauen Schmetterlinge, welche stets von allen Reisenden in Süd-Amerika zuerst bemerkt werden, denn nur hier allein sind sie zu finden. Wenn sie langsam einen Waldpfad abwechselnd im Schatten und in der Sonne einher flogen, gewähren sie einen der schönsten Anblicke, welchen die Insektenwelt hervorbringen kann. Unter den kleineren Arten ist das ausgezeichnete Farbenspiel und die verschiedene Zeichnung wunderbar. Die verschiedenen Arten scheinen unerschöpflich, und wahrscheinlich ist nicht die Hälfte von denen, welche im Lande existiren, bis jetzt bekannt. Wir stießen auf keine der großen bemerkenswerthen Insekten Süd-Amerikas als den Rhinoceros- oder Harlekin-Käfer, sahen aber verschiedene Arten der großen Mantis, und ebenfalls einige der großen Mygales oder Vogelfänger-Spinne, welche hier fälschlich Tarantulas genannt wird und sehr giftig sein soll. Wir fanden ein Nest der Letzteren an einem der sogenannten Seiden-Baumwollen-Bäume, das wie das Gewebe unserer Hausspinne war, nur bedeutend stärker und fast wie Seide. Andere Gattungen leben in Löchern in der Erde. Käfer und Fliegen waren im Allgemeinen sehr selten und mit wenigen Ausnahmen klein; Bienen und Wespen aber, von denen viele groß und schön waren, in Menge vorhanden. Musquitos sind in den niedern Stadttheilen und am Bord der Schiffe sehr lästig, aber in der Umgegend und den höher gelegenen Theilen der Stadt trafen wir keine.

Vögel sahen wir in der ersten Zeit nur wenige und auch diese waren nicht besonders merkwürdiger Art. Der einzige brillantfarbige Vogel in der nächsten Umgebung ist der gelbe Troupial (*Cassicus icteronotus*), welcher sein Nest in von den Zweigen herabhängenden Colonien baut. Ein Baum ist oft mit diesen langen beutelähnlichen Nestern wie bedeckt, und es gewährt einen schönen Anblick, die brillanten schwarzen und gelben Vögel ein- und ausfliegen zu sehen. Dieser Vogel hat verschiedene helle und klare Töne und besitzt die außerordentliche Fähigkeit, den Gesang anderer Vögel nachzuahmen, so daß man ihm den Namen des Süd-Amerikanischen Spottvogels beilegen könnte. Außer diesem sind der gemeine Silber Schnabel (*Myiophobus jacapa*), einige blaßblaue derselben Art, hier *Savis* genannt, und der gelbbirnstige Fliegensänger die einzigen sich bemerkbar machenden Vögel im Allgemeinen in den Aufentheilen von Para. Im Walde hört man fortwährend die sonderbaren Töne des Buschschreiers, tu uu-tuu-tu-tu-t-t-t, ein Laut dem andern schneller und schneller folgend, wie das hinter einander fallende Zurückprallen eines Hammers von einem Ambos. In der Abenddämmerung fliegen viele Ziegenfänger umher und lassen ihren eigenthümlichen melancholischen Schrei hören. Einer ruft *Whip poor will*, gerade wie der bekannte Nord-Amerikanische Vogel. Ein anderer fragt fortwährend mit merkwürdiger Reinheit des Tons „*Who are you?*“ (Wer sind Sie?); diese und andere mit einander abwechselnde Vogelsstimmen gewähren eine interessante, wenn auch monotone Unterhaltung. Die Bitterung, so weit wir sie jetzt kennen lernten, war sehr schön; der Thermometer stieg des

Nachmittags nicht über 87°, noch fiel er während der Nacht unter 74°. Des Morgens und Abends war es angenehm kühl, des Nachmittags hatten wir gewöhnlich einen Regenschauer und kühlenden Wind, der die Luft reinigte und sehr erfrischend war. Des Abends bei Mondschein spaziren die Damen ohne Kopfbedeckung und im Ball-Costüm in den Straßen und Auen theilen der Stadt, und die Brasilianer in ihren Rosinhas sitzen bis neun und zehn Uhr im bloßen Kopfe und Hemdbärmeln vor den Thüren ihrer Häuser, ganz unbesorgt wegen der Nachtlust und des starken Thaues des tropischen Klimas, den wir stets gewöhnt gewesen sind, für so schädlich zu halten.

Wir wollen jetzt einige Notizen über die Nahrung des Volkes einschalten. Rindfleisch ist fast das einzige gebräuchliche Fleisch. Das Vieh wird auf Besitzungen, die einige Tagereisen jenseits des Stromes oder stromaufwärts liegen, gehalten, von wo es in Kanoes nach der Stadt gebracht wird; da die Thiere indeß während der Fahrt jede Nahrung verweigern, verlieren sie alles Fett und kommen in einem sehr schlechten Zustande an. Die für den Tagesbedarf werden am Morgen geschlachtet und, mit einer förmlichen Verachtung gegen alles appetitliche Aussehen, mit Aerten und großen Messern zerhauen und zerhackt, so daß das Blut über das ganze Fleisch läuft. Um sechs Uhr jeden Morgen sieht man dann eine Anzahl beladener Wagen nach den verschiedenen Schlächterläden fahren, deren Inhalt dem Pferdebesitze, das nach einem Hundestalle gebracht wird, so ähnlich sieht, daß sich eine Person mit einem delicates Magen sehr unbehaglich fühlt, wenn sie Mittags nur Rindfleisch auf dem Tische erblickt. Fische kommen manchmal zum Verkauf, sind aber sehr

theuer. Schweine werden nur zum Sonntag geschlacht-
tet. Brod aus dem Mehle der Vereinigten Staaten,
Irländische und Amerikanische Butter, auch andere
fremde Produkte werden von der weißen Bevölkerung
im Allgemeinen verbraucht, aber Farinha - Reis, ge-
salzene Fische und Früchte sind die hauptsächlichsten
Nahrungsmittel der Neger und Indianer. Farinha
ist eine Zubereitung von der Wurzel der Mandioca
oder Cassava - Pflanze, von welcher auch Tapioca ge-
macht wird, es sieht wie grob gemahlene Erbsen, oder
vielleicht mehr wie Sägespäne aus, wird in Wasser
oder Brühe erweicht und giebt dann ein sehr nahr-
haftes Nahrungsmittel. Dieses mit ein wenig Salz-
fisch, Pfeffer, Bananas, Orangen und Assai (ein Ge-
richt aus der Palmfrucht), bildet fast den Lebensunter-
halt des größten Theils der Bevölkerung der Stadt.
Unsere eigene Speisefarte enthielt Kaffee, Thee, Brod,
Butter, Rindfleisch, Reis, Farinha, Kürbisse, Bananas
und Orangen. Isidor war ein guter Koch und
machte alle Sorten Geröstetes und Geschmortes aus
unserem täglichen zähen Rindfleisch. Die Bananas
und Orangen waren außerdem eine solche Delicatesse
für uns, daß wir mit dem guten Appetit, den uns
unsere Spazirgänge verschafften, über nichts zu klä-
gen hatten.

II.

Feste. — Unser Grundstück. — Spaziergang nach den Reismühlen. — Der Walb und seine Pflanzen und Insekten. — Milchbaum. — Caripó oder Löpferbaum. — Gummibaum. — Blumen und Blume in Blüthe. Saffo-Ameisen, Wespen und Thigoe. — Reise zu Wasser nach Nagoary. — Die Affen. — Der Commandant von Paranjeiras. — Vampyre. — Der Holzhandel. — Boa-Constrictor und Faulthier.

Ungefähr vierzehn Tage nach unserer Ankunft in Para fielen verschiedene Feiertage, „Festas“ genannt. Die des „Espírito Santo“ und des „Trinidade“ dauerten jedes neun Tage. Das erstere Fest wurde in der Cathedral, das letztere in einer der kleineren Vorstadtkirchen abgehalten. Im Allgemeinen ist der Charakter dieser Feste gleich, doch sollen einige heiliger und anziehender sein, als andere. Im Allgemeinen bestehen sie darin, daß jeden Abend vor der Kirche ein Feuerwerk abgebrannt wird, daß Negermädchen Süßigkeiten, Kuchen und Früchte verkaufen, und Prozessionen stattfinden; die Kirchen öffnen sich mit regelmäßigem Gottesdienst, Silber und Reliquien werden geküßt, und ein gemischter Haufen Neger und Indianer, alle weiß

2*

gekleidet, drängt sich unter einander; auch die Frauen in all der Glorie ihrer massiven goldenen Ketten und Ohrgehänge erfreuen sich des herrlichen Spases. Außer diesen ist noch eine Anzahl Leute aus den besseren Ständen und Fremder zugegen.

Uebrigens betrachtet man eine Kaskete gewissermaßen als einen Theil der religiösen Ceremonie; als ich einen alten Neger frug, warum er sie schon des Morgens abbrenne, blickte er gen Himmel und antwortete sehr ernsthaft „Por Deus“ (für Gott). Musik, Lärm und Feuerwerk sind drei wesentliche Dinge zum Vergnügen der brasilianischen Bevölkerung; während der vierzehn Tage bekamen wir genug davon, denn außer den oben genannten Amusements feuern sie von Morgens bis in die späte Nacht mit Flinten, Pistolen und Kanonen ununterbrochen fort. —

Nach manchem Hin- und Hersuchen gelang es uns endlich, ein für uns passendes Haus zu finden. Es lag in Nazars, ungefähr ein und eine halbe Meile südlich von der Stadt, einer kleinen schönen Kapelle gegenüber, dicht an dem Walde. Das Haus enthielt vier Zimmer zu ebener Erde, die von einer Veranda umgeben waren; der dazu gehörige Garten enthielt Orangen und Bananen und eine Menge Walb- und Fruchtbäume. Wir zahlten monatlich zwanzig Milreys (ungefähr fünfzehn Thaler), was freilich für Para sehr theuer war. Isidor nahm die Küche, einen alten aus Behnmauer bestehenden Schuppen in Besitz, und wir zogen in die Veranda, selten die innere Veranda des Anderem als zum Schlafen

unserem Grundstück drei Neger, 5 Fruchtbäume und die Man

bioca-Felber beaufsichtigten; der eine, Namens Vincente, war ein schöner stämmiger Bursche, welcher sich im Fangen der „Bichoës“, wie sie hier alle Insekten, Schlangen und kleineren Thiere nennen, berühmt gemacht hatte. Er brachte uns bald verschiedene Insekten, unter anderen eine gigantische haarige Spinne, eine Mygale, welche er geschickt aus ihrem Loch in der Erde herausgegraben und in einem Blatte gefangen hatte.

Bei einem unserer Streifzüge kamen wir zu dem Landhause eines Franzosen, Herrn Vorlaz, des Schweizer Consuls in Para. Die Vegetation war hier an den Ufern des Flusses, nur eine Meile unter Para, schon sehr reich. Die Miriti (*Mauritia flexuosa*), eine schöne Fächerpalme, und eine schlankere Art; die Maraja, ein kleiner dornigter Baum, welcher eine kleine Frucht mit dünnem äußerlichem Fleische von säuerlich-angenehmem Geschmack trägt, waren beide in Menge vorhanden. Eine Masse Cactus, welcher nahe am Hause wuchs, der aber angepflanzt war, hatte ein recht tropisches Ansehn und war wohl dreißig Fuß hoch. Das Dickicht war voll der seltensten Bromeliaceen und vieler sonderbarer Bäume und Sträucher, in deren Schatten wir einige schöne Insekten fingen. Der herrliche blane und orangefarbene Schmetterling (*Gycaonia ancea*) saß hier vielfach an den Blättern, und lehrte wiederholt zu demselben Baum, ja zu demselben Blatte zurück, so daß wir fünf verschiedene fingen, ohne daß wir vom Plage gingen. Bei unserer Rückkehr zeigte uns Herr Vorlaz verschiedene schöne Früchte vor — die Veribee, eine Art Anona mit einem angenehmen, säuerlichen, milchartigen Fleische, geröstete Brodfrucht, sehr ähnlich der spanischen

Kastanie, sowie in der Sonne getrocknete Plantans, den Feigen sehr ähnlich. Die Lage des Hauses war entzückend mit der Aussicht über den Fluß nach den gegenüber liegenden Inseln, und hoch genug, um trocken und gesund zu sein. Das feuchte Gehölz am Ufer des Flusses war so produktiv, daß wir sehr oft von der Erlaubniß des Herrn Vorlag, sein Grundstück besuchen zu dürfen, Gebrauch machten.

Am 23. Juni des Morgens brachen wir früh auf, um den Reismühlen in Magoary einen Besuch zu machen, deren Besitzer, Mr. Upton, und dessen Verwalter, Mr. Leavens, beide Amerikaner, uns dahin eingeladen hatten. Ungefähr zwei Meilen von der Stadt betraten wir den prächtigen Wald. Das Charakteristische desselben war die große Anzahl und Verschiedenheit der Waldbäume, deren Stämme oft sechs- bis achtzig Fuß vollkommen gerade und ohne Zweig in die Höhe stiegen und die kolossalen Schlingpflanzen, welche daran heraufranken, sich manchmal in schräger Richtung wie eine Segelstange querüber von ihren Wipfeln erstrecken, und sich wie eine enorme Schlange, die ihren Raub erwartet, um den Stamm winden. Hier sind zwei oder drei in sich selbst zusammengedreht und bilden ein förmliches Tau, womit sie diese Könige der Wälder zu binden scheinen; dort bilden sie eine verwickelte Guirlande, und selbst wieder mit kleineren Ranken und Schmarogerpflanzen bedeckt, bedecken sie fast den väterlichen Stamm und verhüllen ihn ganz.

Unter den Bäumen sind diejenigen, die eine Art Strebepfeiler um ihren Stamm haben, die auffallendsten. Einige dieser Strebepfeiler sind weit länger als sie hoch sind, da sie in einer Entfernung von acht bis

zehn Fuß vom Stamme entspringen und nur vier bis fünf Fuß hoch hinaufreichen, während andere bis zur Höhe von zwanzig bis dreißig Fuß steigen und nur noch wie Rippen am Stamme zu vierzig bis fünfzig unterschieden werden können. Es sind förmliche Pallisaden, sechs Zoll bis einen Fuß stark, manchmal zu zweien und dreien sich abzweigend und sich gerade ausstreckend, so daß eine bequeme Hütte in ihrem Winkel gebaut werden könnte.

Andere Bäume erscheinen wieder, als wenn sie aus einer Unzahl schlanker Bäume zusammengewachsen und geformt wären. Sie haben tiefe Furchen und sind bis zu ihrer ganzen Höhe gerippt; an manchen Stellen gehen die Furchen bis durch, was dann wie ein Fenster in einem schmalen Thürmchen aussieht, und doch erreichen sie dieselbe Höhe, als die höchsten Bäume des Waldes mit einem geraden Stamm. Eine andere Form zeigt sich bei denen, welche viele ihrer Wurzeln hoch über der Erde haben, die somit auf vielen Füßen zu stehen scheinen, und Bogen bilden, die groß genug sind, um darunter hindurch zu gehen. Die Stämme dieser Bäume und die Ranken, welche sie umgeben, unterstützen nun noch eine Unzahl kleinerer Pflanzen. Tillandsias und andere Bromeliaceen, der wilden Ananas ähnlich, große rankende Arums, mit ihren großen dunkeln grünen, wie ein Pfeil geformten Blättern, verschiedene Pfefferarten und großblättrige Farrnkräuter schießen in Zwischenräumen am Stamme bis zu den höchsten Zweigen hinauf. Zwischen diesen ist kriechendes Farrnkraut und eine zarte kleine Art unserer *Hydnophyllum*; an feuchten dunkeln Plätzen sind deren Blätter wieder mit kleinen kriechenden Moosen und Jungermannien bedeckt,

so daß sich Schmarozer an Schmarozer-Pflanzen zeigten.

Viele der größten Bäume haben zarte Blätter, als die der zitternden Mimosa, ebenso wie diese zur ausgebreiteten Familie der Leguminosen gehörend, während die großen palmigen Blätter der Cecropias und die ovalen glänzenden der Clusias und hundert andere dazwischen fallende Formen eine genügende Manigfaltigkeit gewähren. Der helle Sonnenschein, der oben alles erleuchtet, während unten dunkle Dämmerung herrscht, trägt viel zur Größe und Feierlichkeit der Scene bei.

Blumen fanden sich nur hin und wieder; einige kleine Orchideen und unbedeutende Wegerichkräuter, hier und da ein blühender Strauch war alles, was wir sahen. Auf der Erde lagen mannichfache Früchte — sonderbar gewundene Hülsenfrüchte wie Schoten, eine Elle lang, große breite Bohnen, Nüsse von verschiedenen Größen und Formen und große Früchte des Topfbaumes, welche Deckel wie das Geräth haben, von dem sie ihren Namen empfangen, liegen umher; welke Blätter und faules Holz bedeckt den Boden zum größten Theil.

Wir fanden sehr wenig Insekten, aber alle, welche wir sahen, waren neu für uns. Unser größter Schatz war der rein geflügelte Schmetterling mit einem hellen violetten Fleck auf dem unteren Flügel, der *Plaeterea esmeralba*, welchen wir jetzt zum ersten mal sahen und fingen. Wir erlangten verschiedene andere seltene Insekten, der gigantische *Morphos* flog oft an uns vorüber, aber sein wellenförmiger Flug spottete aller unserer Anstrengung, ihn zu fangen. Von Bierfäßlern sahen wir gar nichts, auch nur sehr wenige Bögel,

doch hörten wir genug der letzteren, um uns zu überzeugen, daß sie nicht fehlten.

Der allgemeinen Ansicht, daß die tropischen Vögel im Verhältniß zu ihrem glänzenden Gefieder des Gesanges entbehren, müssen wir widersprechen. Viele der brillanten tropischen Vögel gehören zu Familien und Gattungen, welche keinen Gesang haben, aber es finden sich hier auch viele schöne kleine Vögel, welche eben so vortreffliche Sänger sind. Wir hörten Töne, welche denen unserer Amsel und unseres Rothkehlchens sehr ähnlich waren, und ein Vogel stieß drei oder vier so süße klagende Töne aus, daß sie ganz besonders unsere Aufmerksamkeit auf sich zogen. Viele haben besondere Rufe, denen von Liebhabern sehr leicht Worte untergeschoben werden können, und welche in der Stille des Waldes einen sehr angenehmen Eindruck machen.

Als wir die Mühlen erreichten, wurden wir vom Herrn Leavens sehr freundlich bewillkommt und hatten bald eine wohlbedeckte Tafel vor uns. Nach dem Essen schlenderten wir ein wenig auf dem Gehöfte umher. Es waren drei Mühlen auf dem Grundstück, eine Sägemühle und zwei Reisreinigungsmühlen. Eine Reismühle wurde durch Dampf, die anderen beiden durch Wasserkraft getrieben, welche durch das Dämmen zwei oder drei Ketzer Flüsse erlangt wird. Die Sägemühle war erst neuerdings durch Herrn Leavens, der ein praktischer Mühlenbauer ist, errichtet. Sie ist von der Art, wie sie im Allgemeinen in den Vereinigten Staaten gebräuchlich sind, doch ist die Art und Weise, das Wasser anzuwenden, verschieden von dem, was wir in England sehen.

Wir sahen in der Sägemühle verschiedene Arten Holz zum Verbrauch kommen, in Ballen wie in Bret-

tern; einige waren sehr harte Hölzer, unserer Eiche ähnlich, andere leichter und weniger dauerhaft. Was uns jedoch am meisten interessirte, waren große Blöcke des Wasseranduba oder Milchbaums. Schon auf unserem Wege durch den Wald hatten wir verschiedene große Stämme mit Einschnitten gesehen, welche zum Abzapfen der Milch gemacht waren. Es ist einer der schönsten Bäume des Waldes und steigt mit einem geraden Stamme zu einer ungeheuren Höhe; das Holz ist sehr hart, fein geädert und dauerhaft, und eignet sich deshalb besonders für Gegenstände, die dem Wetter sehr ausgesetzt sind. Die Frucht ist eßbar, schmeckt gut und ist von der Größe eines kleinen Apfels, mit sehr saftigem Fleische. Das sonderbarste aber ist die vegetabilische Milch, welche reichlich herausströmt, wenn die Rinde eingeschnitten wird, dicke Sahne gleicht und außer einer geringen Sonderbarkeit des Geschmacks kaum von dem wirklichen Erzeugniß der Kuh zu unterscheiden ist. Mr. Leavens befahl einem Manne, einen Stamm, welcher schon einen Monat im Hofe gelegen, anzuschneiden; er machte mit der Art verschiedene Einschnitte in die Rinde und in einer Minute lief der reiche Saft in großer Quantität heraus. In einer Schüssel gesammelt wurde er mit Wasser verdünnt, filtrirt und des Abends zum Thee, so wie am nächsten Morgen zum Frühstück aufgetragen. Der besondere Geschmack dieser Milch schien fast die Qualität des Thees zu verbessern, und gab ihm die Farbe wie die fetteste Sahne. Zum Kaffee ist sie ebenfalls ausgezeichnet. Mr. Leavens erzählte uns, daß er schon eine Mehlspeise damit bereitet habe, die sehr gut schmeckte. Gleichzeitig wird diese Milch statt Leim gebraucht, und man sagt, daß sie eben so dauerhaft

sein soll, als der von unsern Tischlern gebrachte. Als ein Probestück zeigte uns Mr. Leavens eine Violine, die er selbst gemacht hatte, deren Resonanzboden aus zwei Theilen bestand, welche er mit der Milch, wie sie frisch vom Baume kam, zusammengeleimt hatte. Es war fast zwei Jahre her, das Instrument war in fortwährendem Gebrauch gewesen und war noch durchaus in gutem Zustande. Der Luft ausgesetzt erhärtet die Milch und wird ein wenig elastisch und sehr zähe, dem Gutta percha ähnlich; da ihr aber die Eigenschaft abgeht, daß sie durch heißes Wasser erweicht werden kann, so ist es wahrscheinlich, daß sie nicht zu einem so ausgedehnten Gebrauch gelangen wird.

Nachdem wir den Holzhof verlassen, besuchten wir die Reismühlen und besichtigten hier den Prozeß, durch den der Reis von seiner Hülse befreit wird. Um dies zu bewerkstelligen, unterwirft man ihn verschiedenen Operationen. Das Korn geht erst zwischen zwei Mühlsteinen, welche nicht wie zum Mehlmahlen geschnitten, sondern flach, glatt gearbeitet sind und die äußere Hülse abreiben; dann wird es zwischen zwei Bretter von ähnlicher Form und Größe, wie die Steine, gebracht, die über und über mit steifen eisernen Drähten, ungefähr $\frac{3}{8}$ Zoll lang, besetzt sind, so dicht zusammen, daß nur ein Korn Reis dazwischen durch kann. Die beiden Flächen berühren sich fast einander, so daß der Reis zwischen den Drähten durchgezwungen wird, welche den letzten Rest der Hülse abreiben und das Korn poliren. Bei dieser Operation wird jedoch ein Theil zerbrücht, welche aber hernach gesiebt wird, wodurch der Staub vom zerbrochenen Reis sich absondert. Der Reis geht dann endlich durch zwei Reiber, welche mit einem wolligen Schaaffelle bedeckt sind, und wird so gereinigt, daß er

zum Verkauf gebracht werden kann. Der Para-Reis ist sehr fein und schön, von so guter Qualität, als der von Carolina. Doch zeigt er wegen der Sorglosigkeit, mit der er cultivirt wird, nie eine so gute Probe. Es wird durchaus keine Sorgfalt auf den Saamen und Boden verwandt und beim Ernten wird ein großer Theil grün und unreif abgeschnitten, weil nicht Hände genug da sind, um ihn schnell einzuholen, wenn er reif ist, und der Reis ist ein Korn, welches schnell aus der Aehre fällt und verloren geht; deshalb wird er selten auf großen Partien angebaut, der größte Theil ist das Erzeugniß der Indianer und Kleinern Landbesther, welche ihn nach den Mühlen zum Verkauf bringen.

Des Morgens nach einem erfrischenden Sturzbad unter dem Mühlströme, nahmen wir unsere Büchsen, Insekten-Netze und Jagd-Taschen und machten in Begleitung des Mr. Leavens einen Spaziergang in den Wald. Im Schießen waren wir nicht glücklich, kehrten aber mit einem guten Appetit zu unserem Kaffee, Masseranbuba-Milch, Pirarucu und Eiern zurück. Der Pirarucu ist der getrocknete Fisch, welcher mit dem Farinha das hauptsächlichste Nahrungsmittel der eingeborenen Bevölkerung bildet, und da es im Innern des Landes das Einzige ist, welches erlangt werden kann, so hielten wir es für das Beste, uns gleich daran zu gewöhnen. Dem Aeußeren nach sieht es nichts Eßbarem ähnlich; wenn ich es mit Etwas vergleichen möchte, so wäre es mit einer in lauter Fasern gezogenen und in Fladen gepressten getrockneten Kuhhaut. — Zum Essen wird es gekocht oder leicht geröstet, in Stücken gezogen und mit Essig, Del, Pfeffer, Zwiebeln und Farinha gemischt und bildet im Ganzen

ein schwachhaftes Gericht für einen guten Appetit und einen starken Magen.

Nach dem Frühstück beluden wir unsern alten Reiter mit den Pflanzen, welche wir gesammelt hatten und einem Korbe, in welchen wir irgend einen interessanten Gegenstand, den wir auf dem Wege antreffen könnten, hineinthun konnten, und machten uns auf den Heimweg, nachdem wir unserm freundlichen Wirth noch einen längeren Besuch versprochen hatten. Wir erreichten Nazars mit Kisten voll Insekten, den Kopf voll der interessanten Dinge, die wir gesehen, unter denen der Milch gebende Baum, der uns mit einem Lebensbedürfnis aus so neuer und fremder Quelle versah, die Hauptrolle spielte.

Wir wünschten sehr einen Baum, der Carips genannt, kennen zu lernen, aus dessen Rinde die Töpfe und Geschirre des Landes verfertigt werden. Wir fragten Isidor, ob er einen solchen Baum kenne; er antwortete, daß er ihm wohl bekannt sei, daß derselbe aber nur eine ganze Strecke entfernt im Walde wachse. Eines Morgens gingen wir nun aus, um einen Carips zu suchen. Unser alter Führer, obgleich er jetzt der Koch und Diener zweier fremder Herren war, hatte früher viel im Walde gearbeitet, kannte die Bäume bei ihren Namen und war sehr bewandert in Allem, was zu ihren besonderen Kennzeichen gehörte. Er war sehr schweigsamer Natur und ermunterte sich nur dann, wenn wir in unserer außerordentlichen Dummheit nicht verstehen konnten, was er wünschte; dann fing er an, mit einer solchen Festigkeit zu gestikuliren und so ansführliche Pantomimen zu machen, daß er ein größeres Publikum als Zuschauer verdient hätte; dennoch schien es ihm Vergnügen zu machen,

seine Kenntnisse an einem Gegenstande, über den wir in der dunkelsten Unwissenheit lebten, glänzen zu lassen. Seine Methode war, so zu sagen, eine Reihe parenthetischer Bemerkungen über die Bäume zu machen, an denen wir vorüber kamen, und diese schienen eher an die Bäume als an uns gerichtet zu sein, wenn wir nicht etwa durch weitere Fragen mehr aus ihm herauslockten. „Dies,“ pflegte er zu sagen, ist Ocôôba, sehr gut Medizin, gut für schlimmen Hals,“ welches er uns näher erklärte, indem er uns pantomimisch das Gurgeln vormachte, uns dabei einen wässrigen Saft zeigend, welcher hervorquoll, wenn der Baum eingeschnitten wurde. Der Baum war übrigens, wie viele andere, über und über eingeschnitten, von der großen Zahl Patienten, welche des heilenden Saftes wegen kamen. „Dies,“ sagte er, nach einem prachtvollen geraden hohen Baume blickend, „ist gut Holz für Häuser, gut zum Dielen, nennen es Quarôôba.“ „Dies,“ dabei zeigte er auf einen der sonderbar gefurchten Bäume, welche aussehen, als wenn ein ungeheures Bündel langer Stöcke in eine Masse verwachsen wären, „ist Holz gut zu machen Ruder.“ Als wir dies auf Portugiesisch nicht verstanden, imitirte er das Rudern in einem Kanoe; der Name dieses Baumes war Pootida. „Dies,“ auf einen andern zeigend, „ist gut Holz zum Brennen, zu machen Holzkohlen, gut hart Holz für Alles, — macht die beste Kohlen für Schmiede,“ welches er dadurch erklärte, daß er in einer Pantomime uns zeigte, wie das Holz das Feuer mache, durch welches das Eisen der Art geschmiedet wird, die er in seiner Hand hielt. Dieser Baum erfreute sich des Namens Nowará. Nächst diesem kam der Caripó selbst, aber da es ein ganz junger Baum war, der weder

Frucht noch Blüthe hatte, so mußten wir uns mit Proben des Holzes und der Rinde begnügen; er wuchs am Rande eines Morastes, welcher mit herrlichen Palmbäumen bedeckt war. Die Assai-Palme, die gewöhnlich um die Stadt herum sich findet, erreicht hier eine ungeheure Höhe. Mit einem glatten Stamme, nur vier Zoll im Durchmesser, erreichen einige die Höhe von achtzig Fuß; zuweilen sind sie ganz gerade, oder auch sanft gebogen, und gewähren mit ihrer herabhängenden Laubkrone einen herrlichen Anblick. Hier wuchs auch der Inaja, eine schöne dickstämmige Art, mit einem sehr großen dichten Laubwerk im Wipfel. Die unentwickelten Blätter dieser wie vieler anderer Arten bilden eine ausgezeichnete Pflanzenspeise, die hier Palmeto genannt wird, und wahrscheinlich dem sehr ähnlich ist, was die westindische Kohlpalme liefert. Eine stachelstämmige, fächerblättrige Palme, welche wir an den Mühlen bemerkt hatten, wuchs auch hier. Der auffallendste von allen aber war der Pagiuba, eine hohe, gerade, ganz glattstämmige Palme, mit einer sehr eleganten Krone, welche nur aus einigen sonderbar geschnittenen Blättern besteht. Das Merkwürdigste dabei ist, daß der größte Theil seiner Wurzeln sich über der Erde befindet; diese Wurzeln sterben nach und nach ab, wofür aber andere aus dem Stamme höher heraus entspringen, so daß der ganze Baum von drei oder vier starken Wurzeln getragen wird, die manchmal so hoch sind, daß ein Mann zwischen ihnen aufrecht stehen kann. Die Hauptwurzeln theilen sich oft wieder, ehe sie den Boden erreichen, in drei oder mehrere kleinere, wovon jede nicht einen Zoll im Durchmesser hat. Obgleich nun der Stamm des Baumes ganz glatt ist, so

sind noch die Wurzeln mit knorrigen großen Stacheln dicht bedeckt.

Isidor schnitt eine Affai-Palme ab, um für unser Mittagessen etwas Palmeto zu bekommen; es ist ein angenehm schmeckendes süßliches Gewächs. Bei unserer Rückkehr wurden wir angenehm überrascht durch eine zufällige Bemerkung unseres Führers, daß der Baum nicht bei uns der Seringa oder Gummibaum wäre. Wir hieben ein Stück der Rinde ab und hatten das Vergnügen, den sonderbaren Saft hervorkommen zu sehen. In einer Schachtel, die ich bei mir führte, fing ich etwas auf und fand am nächsten Tage, daß es wirklicher Gummi war, zwar von etwas gelblicher Farbe, aber alle seine sonderbaren Eigenschaften besitzend.

Mit der Annäherung der trockenen Jahreszeit verbesserte sich das Ansehen der Vegetation. Pflanzen fingen nach und nach an zu knospen, und helle grüne Blätter ersetzen die halbverwelkten der vergangenen Jahreszeit. Die Rankengewächse sind besonders bemerkenswerth, sowohl wegen der Schönheit ihrer Blätter als ihrer Blumen. Zwei oder drei klettern oft über einen Baum oder Strauch und verstricken sich in die verwickeltsten und elegantesten Formen, so daß es große Schwierigkeit hat, zu unterscheiden, zu welcher Pflanze die verschiedenen Blüthen gehören. Sehr schöner weißer und gelber *Convolvulus* zeichnet sich besonders aus, doch glänzt die gelbe und purpurne Trompeterblume als die prächtigste von allen. Unter den Pflanzen, die nicht in Blüthe waren, bemerkten wir oft eine doppeltblättrige *Bauhinia* von verschiedener Form. Diese Klasse ist sehr zahlreich; einige sind Staudegewächse, andere zarte Kletterpflanzen,

und eine ist die außerordentlichste unter den außerordentlichen Kletterpflanzen des Waldes; ihr breiter glatter holziger Stamm ist in einer merkwürdigen Manier ein- und ausgebreht, steigt bis zu den Wipfeln der höchsten Waldbäume und hängt dort in gigantischen Guirlanden von vielen hundert Fuß Länge von ihren Zweigen herunter. Schöne rosa und weiße Clusia waren auch hier reichlich vorhanden, mit großen glänzenden Blättern und Blumen von kräftigem, duftreichen Geruch. Sie wächst nicht nur als ein Baum von anständiger Größe aus dem Boden, sondern existirt auch als Schmarozer-Gewächs an fast jedem anderen Baum. Ihre große runde weißliche Frucht wird „Cebola braba“ (wilde Zwiebel) von den Eingeborenen genannt und wird gern von den Vögeln gefressen, welche so wahrscheinlich den Saamen in die höchsten Bäume schleppen, wo derselbe schnell in irgend einer düngerartigen Substanz, wie z. B. Vögelschmutz, Wurzel faßt. Wenn die Pflanze größer wird und mehr Nahrungstoff gebraucht, als dort oben vorhanden ist, so entsendet sie lange Schößlinge zur Erde, die wieder Wurzel fassen und zu einem neuen Stamme heranwachsen. Auf einem Wege in Nazaré steht ein Baum, aus dessen gabelsförmigen Zweigen eine große Mucuja-Palme wächst, und auf dieser Palme sind drei oder vier junge Clusia-Bäume, auf welchen ohne Zweifel wieder Orchideen wachsen, oder doch bald wachsen werden. Einige Waldbäume waren in Blüthe und es war wirklich ein großartiger Anblick, solch' einen kollossalen Baum mit einer so dichten Masse von Blumen und Blüthen bedeckt zu sehen, und das Summen der Millionen Insekten zu hören, welche da versammelt waren und ein Honigfest feierten. Leider

liegt das Schönste außer dem Bereich des wißbegierigen und bewundernden Naturalisten; denn nur über der Außenseite des großen blätterigen Domes, der den vertikalen Strahlen der Sonne ausgesetzt ist, werden Blüthen erzeugt, und auf vielen Bäumen ist keine einzige Blüthe in einer geringeren Höhe als hundert Fuß zu finden. Die ganze Pracht dieser Wälder könnte eigentlich nur gesehen werden, wenn man in einem Ballon langsam über die wellenförmige Blüthenfläche dahin segelte. Ein solcher Genuß ist vielleicht den Reisenden einer künftigen Generation vorbehalten. —

Eine der gefährlichsten Schlangen Brasiliens, eine Jararacá, wurde in unserem Garten von einem Neger getödtet; sie war nicht groß und auch nicht schön gezeichnet. Eine andere, ungefähr eine Elle lang, mit schönen schwarzen, rothen und gelben Bändern markirte Korallenschlange wurde uns auch gebracht; da die Leute aber die Erfahrung gemacht, daß Fremde derartige Dinge sehr reichlich bezahlen, so war der Mann unverschämt genug zwei Miltrees oder ein und ein halben Thaler zu fordern; er bekam deshalb nichts und mußte sie wegwerfen. Mit einem oder zwei Groschen sind solche Sachen hinlänglich bezahlt, da sie für die Leute selbst keinen Werth haben, und obgleich sie für einen solchen Preis nicht danach suchen werden, so bringen sie doch alle, die ihnen in den Weg kommen, wenn sie wissen, daß man sie kauft. Schlangen schienen sich übrigens zu dieser Zeit unangenehm zu vermehren. Auf eine solche von zehn Fuß Länge trat ich beinahe, und erschrad dabei nicht wenig; der Eile nach zu urtheilen, mit welcher sie sich aus dem Staube machte, schien sie aber auch nicht viel weniger erschrocken

zu sein. Unter einem Kaffeebaume in unserem Garten fing ich auch eine kleine Amphibisbena. Obgleich sie keine Giftähne hat, erklären die Neger doch, daß sie sehr gefährlich und ihr Biß nicht zu heilen ist. Sie wird gewöhnlich die zweiköpfige Schlange genannt, da ihr Schwanz stumpf und ihr Kopf kaum sichtbar ist; auch herrscht der Glaube, daß, wenn man sie in zwei Theile schneidet und beide eine Strecke auseinander wirft, dieselben wieder zusammen kommen und sich zu einem Ganzen vereinigen. Unter den verschiedenen Dingen, die wir in den Wäldern antrafen, waren große Haufen Erde und Sand bemerkenswerth, die manchmal am Wege entlang und manchmal über den Weg aufgeworfen waren, und welche den Fußreisenden auf- und abzusteißen nöthigen, und welche den Anschein haben, als wenn irgend eine „Para und Peru direkte Eisenbahn-Compagnie“ ihre Arbeiten angefangen hätte. Diese Hügel sind oft dreißig bis vierzig Fuß lang, zehn bis fünfzehn Fuß breit und ungefähr drei oder vier Fuß hoch, aber anstatt die Arbeit einer Anzahl Eisenbahnarbeiter zu sein, fanden wir, daß wir sie der Industrie der hier heimischen Insekten, der so gefürchteten Säulba-Ameise zuzuschreiben hatten. Dies Insekt ist von einer hellen, rothen Farbe und ungefähr von der Größe unserer größten Art der Holz- oder Walb-Ameise; es flüht jungen Bäumen großen Schaden zu, und beraubt sie oft in einer Nacht ihrer ganzen Blätter. Wir sahen oft ganze Reihen grüner Blätter über den Weg eilen: dies waren die Säulbas, jede mit einem Stück Blatte, das so glatt wie mit einer Scheere geschnitten war, mit dem sie förmlich ihren ganzen Körper bedecken. Der Drangenbaum ist ihren Angriffen besonders ausgesetzt; um

diese Bäume vor ihnen zu bewahren, waren die jungen Bäume in unserem Garten von einem ringförmigen irdenen Behälter, welcher mit Wasser gefüllt wurde, umgeben, welcher die Thiere verhinderte, den Baum zu erreichen. Manche Orte sind von diesen Thieren so heimgesucht, daß es unnütz wäre, irgend Etwas zu pflanzen. Man kennt kein Vertilgungsmittel, sie existiren in solch ungeheurer Menge, daß alle angewandten Mittel keinen Erfolg haben können. —

Als wir zu einem zweiten und längeren Besuch nach Magoary unsere Vorbereitungen beendigt hatten, packten wir unsere Hängematten, Netze und Kasten zusammen und gingen an Bord eines Kanoe's, welches regelmäßig nach den Mühlen ging. Wir verließen Para um neun Uhr Abends mit der Fluth und fanden uns wieder vor Anker liegend, als wir am nächsten Morgen fünf Uhr erwachten, um auf die Fluth zu warten. Wir sollten nun in einem Montaria oder in einem kleinen Indianischen Kanoe weiter fahren, da wir aber zu fünf, mit den Negern, welche rudern sollten, waren, so wurde ich doch etwas ängstlich, als ich fand, daß das Boot mit unserer Last bis auf zwei Zoll in's Wasser sank, so daß wir bei der geringsten Bewegung allesammt untergehen mußten. Da es nicht zu ändern war, stießen wir ab, fanden aber bald, daß das Boot mit seiner ungewöhnlichen Last, so viel Wasser zog, daß wir genöthigt waren, abwechselnd es fortwährend mit einem sogenannten Calabash auszuschöpfen. Das war freilich nicht sehr angenehm; doch wir gewöhnten uns auch daran und betrachteten unsere glückliche Ankunft doch nicht als ganz unmwahrscheinlich. Die pittoreske und neue Er-

scheinung des Flußufers, als die Sonne aufging, zog unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich. Der Strom, obgleich nur ein unbedeutender Nebenfluß, der sich in den Amazonasstrom ergießt, ist breiter als die Themse; seine Ufer waren überall mit dichten Wäldern bedeckt. Weiter aufwärts wurde der Fluß enger und um sieben Uhr landeten wir, um unsere fast erlahmten Glieder zu strecken. Hier war ein Baum mit den hängenden Nestern des gelben Troupial wie bedeckt, und zahlreiche Vögel flogen ein und aus. Eine Stunde darauf passirten wir Larangeiras, einen schönen Platz mit einigen Hütten und der Residenz des Commandanten des Distrikts. Eine plötzliche Wendung brachte uns dann endlich den angenehmen und willkommenen Anblick der Mühlen. Ein herzliches Willkommen und ein gutes Frühstück entschädigte uns für unsere vierstündige Qualen in der Montaria, und stärkte uns zu unserer Expedition in den Wäldern, Pfaden und Seen der Nachbarschaft. Unsere tägliche Lebensweise während unseres Aufenthalts in den Mühlen war folgende: Um halb sechs Uhr standen wir auf, und wer da wollte, nahm ein Bad im Mühlenstrom. Dann nahmen wir unsere Flinten und gingen in den Wald, da des Morgens die beste Zeit zum Jagen ist. Mr. Leavens begleitete uns oft, um uns die besten und geeignetsten Stellen zu zeigen. Um acht Uhr kehrten wir zum Frühstück zurück, dann machten wir uns wieder auf, um bis Mittag Pflanzen und Insekten zu suchen. Nachmittags unternahmen wir gewöhnlich noch einen Spaziergang von ein paar Stunden und verwandten den Abend zum Präpariren und Trocknen unserer Beute. Manchmal nahmen wir die Montaria und fuhren den Igaripe herunter, wobei wir oft erst

spät Nachmittags zurückkehrten. Doch bei meinen früh-
hen Wanderungen in den Wald wurde meine Wis-
begierde durch den Anblick seltener Vögel und anderer
Thiere am meisten befriedigt. Toucans und Para-
quets waren reichlich vorhanden, und auch den herr-
lichen blauen und purpurnen Pfeffervogel trafen wir
hier. Colibris schossen an uns vorüber und verschwanden
in der Tiefe des Waldes; Spechte und Baum-
hacker von verschiedener Größe und Farbe liefen an
den Stämmen und auf den Zweigen umher. Die
kleinen rothköpfigen Manakins sahen wir ebenfalls und
hörten sie ein so lautes klapperndes Geräusch mit
ihren Flügeln machen, daß man es von einem so klei-
nen Vogel kaum für möglich hielt. Ein großer Ge-
nuß war es, als ich meine erste Bekanntschaft mit den
Affen machte. Eines Morgens, als ich eben allein im
Walde spazirte, hörte ich ein Rasseln der Blätter und
Zweige, als wenn ein Mann schnell einhergeht, und
ich erwartete mit jeder Minute irgend einen Indiani-
schen Jäger hervortreten zu sehen, als mit einem mal
das Geräusch über meinem Kopfe zu sein schien. Als
ich ausblickte, bemerkte ich einen großen Affen, der auf
mich herabsah und ebenso erstaunt schien, als ich selbst.
Gern hätte ich mir ihn recht genau betrachtet, aber er
hielt es für sicherer, sich zurückzuziehen. Am nächsten
Tage war ich mit Mr. Leavens nahe an demselben
Platze, als wir ein ähnliches Geräusch hörten, und
wir begriffen bald, daß sich ein ganzer Trupp Affen
näherte. Wir versteckten uns unter einigen Bäumen
und erwarteten mit gespanntem Hahn ihre Ankunft.
Wir bekamen sie bald zu Gesicht und sahen, wie sie
zwischen den Bäumen von Zweig zu Zweig umher
sprangen und von einem Baum zum andern mit der

größten Leichtigkeit gelangten. Endlich kam uns einer nahe, Mr. Leavens feuerte und traf ihn, während die andern sich in möglichster Eile entfernten. Das arme kleine Thier war nicht ganz todt, und sein Schreien, sein unschuldig aussehendes Gesichtchen, wie seine zarten kleinen Hände glichen fast dem eines Kindes. Da ich gehört hatte, daß das Fleisch gut schmecke, nahm ich ihn mit nach Hause; er wurde abgezogen und zum Frühstück gebraten. Es war ungefähr so viel daran, wie an einem Huhn und das Fleisch schmeckte fast wie Kaninchen, ohne irgend einen besonderen oder unangenehmen Geschmack.

Ein anderer neuer Braten war der *Cotia* oder *Agouti*, ein kleines Thierchen, der Größe nach ungefähr zwischen einem Meerschwein und einem Haasen, aber mit längeren Beinen; das Fleisch ist trocken und geschmacklos. Eines Tages nahmen wir die *Montaria*, um dem Commandanten in *Larangeiras* einen Besuch zu machen. Der Morgen war schön, Schwalben und Eisvögel flogen vor uns her, aber die schöne *Pavon* (*Eurypygia helias*), welche ich so gern haben wollte, zeigte sich nicht. Die Ufer des *Igaripé* waren mit einer Art *Juga* bedeckt, die in Blüthe waren, von denen Mr. B. einige schöne Blumenkäfer erlangte. Unter den Mangelbäumen liefen Massen „winkender Krebse“ umher, die eine ihrer großen Scheren so hoch halten, als ob sie winkten, und die sehr komisch aussahen. In *Larangeiras* bewillkommte uns der Commandant mit großer Höflichkeit in seinem Palaste von Holz und Lehm, und offerirte uns Wein und Bananen. Auch setzte er uns eine große, dicke und harte Bohne vor, die wir mit einem Hammer zerschlagen mußten, das ganze Innere war mit einer mehligem

Substanz gefüllt, welche die Saamen einfüllte; sie hatte einen süßlichen Geschmack und wird von den Indianern sehr gern gegessen.

Da wir den Wunsch äußerten, in den Wald zu gehen, erbot er sich bereitwillig, uns zu begleiten. Wir kamen bald zu einem der größten Waldbäume, unter welchem viele Hülsenfrüchte wucherten, von denen wir einige schöne Gattungen sammelten. Dann führte uns der alte Herr mehrere Waldpfade entlang, auf welchen er uns verschiedene Bäume zeigte, die theils als Bauholz, theils als „Remebios“ gut waren und zwar für alle Krankheiten des Lebens. Ein Baum, welcher sehr zahlreich dort wuchs, erzeugte eine Substanz zwischen Kampfer und Terpentin. Sie wird hier weißes Bech genannt und wird viel gesammelt, mit Del verschmolzen und zum Auspichen, so zu sagen Betheeren der Boote gebraucht. In der Nähe des Hauses stand ein Brodfruchtbaum, einige Baumwollensrauben und eine schöne Castanha oder Brasilien-Nußbaum, an welchem mehrere große Früchte, sowie Nester des gelben Troupial waren, welche gern in der Nähe der Häuser nisten. Da Mr. Edwards in seinem Buche erwähnte, daß er einige schöne Muscheln in Larangeiras gefunden, sprachen wir mit dem Commandanten darüber; er öffnete sogleich einen Kasten und zeigte uns zwei oder drei ziemlich schöne Proben; wir baten seinen Sohn, einen Knaben von zehn oder elf Jahren, uns einige zu verschaffen und sie nach der Mühle zu Mr. Leavens zu schicken, doch mußte der Knabe es vergessen haben.

Während der Unterhaltung, die wir mit unserem geringen Portugiesisch führten, frug der Commandant häufig, wie solch und solch ein Wort in „Americano“

(denn so wird die Englische Sprache hier genannt) heißt, und er schien sich über die albernsten und unverständlichen Ausdrücke, die in unserer gewöhnlichen Unterhaltung vorkommen, sehr zu ergötzen. Unter andern Worten sagten wir ihm, daß wir „Rapaz“ (Knabe) in Americano „boy“ nannten, welches Wort im Portugiesischen (boi) Ochse heißt. Dies schien für ihn die vollkommenste Albernheit und kitzelte ihn zu einem brüllenden Gelächter, ja wir mußten es ihm mehrere mal wiederholen, daß er einen so guten Spaß nicht vergessen möge, sogar als wir abfuhren und schon mitten auf dem Strome waren und ihm unsere „Abos“ zuwinkten, waren seine letzten Worte so laut, als er schreien konnte: „O quo se chama Rapaz? (Wie nennen sie Rapaz?). — Ein oder zwei Tage vorher, ehe wir die Mühlen verließen, hatten wir Gelegenheit, die Wirkung von den Operationen eines Vampyrs an einem jungen Pferde, welches Mr. Leavens gekauft hatte, zu sehen. Den ersten Morgen nach seiner Ankunft zeigte das arme Thier ein bejammernswerthes Aussehen, große Ströme Blutes liefen aus mehreren Wunden von Rücken und Seiten. Ich glaube jedoch, daß das Aussehen schlimmer war, als die Wirklichkeit; da die Vampyre so geschickt ohne Schmerzen Blut lassen können, ist es sehr möglich, daß das Pferd, wie ein Kranker unter dem Einfluß von Chloroform, nichts von der mit ihm vorgenommenen Operation weiß. Die Gefahr liegt darin, daß die Angriffe jede Nacht wiederholt werden, bis der große Blutverlust gefährlich wird. Dies zu verhüten, wird gewöhnlich rother Pfeffer in alle verwundeten Theile gerieben; größtentheils thut dies dem blutdürstigen Appetit des Vampyrs Einhalt, aber doch nicht immer, denn trotz dieses

Mittels war das arme Thier doch wieder in der nächsten Nacht an frischen Stellen gebissen.

Mr. Leavens ist aus Canaba und treibt schon sehr lange den Holzverkauf. Wir unterhielten uns häufig über die Möglichkeit, den Bedarf des Bauholzes von dem Amazonenstrom zu erlangen. Es scheint doch sonderbar, daß der größte Theil unseres Bauholzes von einem Lande kommt, wo die Schifffahrt fast das halbe Jahr durch Eis gehemmt ist und dessen Flüsse zu allen Zeiten durch Strömungen gefährlich, und Stürmen unterworfen sind, welches Alles das Herunterfahren der Flöße sehr gefährlich macht, wo auch außerdem wenig Auswahl im Holze und endlich vieles von einer so schlechten Qualität ist, daß es nur wegen seiner Billigkeit gebraucht wird. Andererseits ist das Thal des Amazonenstroms mit seinen zahllosen sich in denselben ergießenden Nebenströmen, ein Land, dessen Flüsse das ganze Jahr offen sind, die auch Hunderte und Tausende von Meilen nicht durch Strömungen gefährlich sind, und wo heftige Stürme zu jeder Jahreszeit sehr selten vorkommen. Die Ufer aller dieser Ströme sind mit Wäldern bedeckt, die eine so unerschöpfliche Quantität und so zahlreiche Arten von Bauholz enthalten, daß zu jedem Zwecke und in jeder gewünschten Qualität Holz gefunden werden kann. Insbesondere würde die Cedar zu beachten sein, die hier in einigen Gegenden so zahlreich stehen soll, daß sie hinsichtlich der vorhin genannten Vortheile, zu einem geringeren Preise nach England geschickt werden könnte, als die weiße Fichte Canabas. Es ist ein Holz, welches sich fast so leicht als Fichte verarbeitet, hat dabei einen schönen aromatischen Geruch und sieht gewöhnlichem Mahagoni sehr ähnlich, weshalb es zu Thüren

und allen innerlichen Arbeiten eines Hauses sehr passend ist.

M^r. Leavens erfuhr, daß an den Ufern des Tocantins, dem ersten größten, südlichen Nebenflusse des Amazonenstromes, Cedern stehen sollten; um sich davon zu überzeugen, wollte er eine Expedition dahin machen, und wenn es anging, ein Floß Cedernholz nach Para schaffen. Wir verabredeten, mit ihm zu gehen, um bei dieser Gelegenheit das Naturgeschichtliche dieses fast noch unbekannten Distrikts näher zu untersuchen. Wir beschloßen demnach, in einigen Wochen diese Reise zu unternehmen, und da wir jetzt beinahe vierzehn Tage in den Mühlen waren, kehrten wir zu Fuß nach Para zurück und ließen unser Gepäck und unsere Sammlungen mit dem Kanoe nachkommen. Es waren Schiffe von Rio angekommen. Von einem Gesetze, welches publizirt wurde, erwartete man einen sehr wohlthätigen Einfluß auf den Handel und die Ruhe der Provinz. Es war nämlich bisher gebräuchlich, alle Rekruten für die Brasilianische Armee von dieser Provinz zu holen. Indianer, welche mit Erzeugnissen den Fluß herab kamen, wurden mit Gewalt ergriffen, fortgeschleppt und unter die Soldaten gesteckt. Dies wurde seit einigen Jahren so getrieben und wurde freiwilliges Werben genannt; bis die Eingeborenen aus Furcht nicht mehr nach Para kamen und dadurch dem Handel der Provinz bedeutend schädeten.

Das neue Gesetz (das in Folge wiederholter Klagen der Autoritäten hier gegeben wurde, welche dem Kaiserlichen Gouvernement mit der Aussicht auf eine neue Revolution Furcht machten) verbot nun die Anwerbung auf fünfzehn Jahre in der Provinz Para; für jetzt war also von dieser Seite keine Störung zu

erwarten, die sonst wohl hätte entstehen können. Nichts fiel mir übrigens mehr auf, als das ruhige und ordentliche Verhalten in der Stadt und Umgegend, keine Volksklasse führt Messer oder andere Waffen bei sich, und es ist weniger Lärmen, Schlägerei und Trunkenheit in den Straßen, als in irgend einer Stadt Englands von derselben Einwohnerzahl. Wenn man bedenkt, daß die größte Zahl der Bevölkerung aus Sklaven, Indianern, Brasilianern, Portugiesen und Fremden besteht, daß Rum zu einem Groschen die Pinte an jeder Ecke verkauft wird, so wird man zugeben, daß das viel für die Gutmüthigkeit und friedliche Gesinnung des Volkes spricht. —

Wir bekamen Zuwachs in unserer Veranda und zwar in der Person einer jungen Boa-Constrictor. Der Mann, welcher sie im Walde gefangen, brachte sie zu unserer Beschäftigung; sie war mit dem Genick fest an einen tüchtigen Knüttel gebunden, welches die Freiheit ihrer Bewegung und fast ihr Athemholen verhinderte. Sie war ungefähr zehn Fuß lang und sehr stark, fast so dick als die Lende eines Mannes. Zwei oder drei Tage lag sie hier, sich krümmend und ihren Knüttel mit umherschleppend, manchmal sehr verdächtig ihren Rachen aufreißend und ihren Schwanz in einen festen Knoten gedreht. Für 2 Milrees (1½ Thlr.) kauften wir sie endlich von dem Manne, ließen einen Kasten, oben mit eisernen Stäben versehen, machen, und der Verkäufer mußte sie darin einsperren. Sie fing sogleich an, die verlorene Zeit durch heftiges Athmen nachzuholen, welches sich wie das Schnauben einer ungeheuren Locomotive anhörte. Dies setzte sie einige Stunden lang ununterbrochen fort, während welcher Zeit sie ungefähr vier und ein halb Mal in einer

Minute athmete; dann versiel sie in ein Schweigen, in welchem sie nachher verharrte, außer wenn sie gestört oder geneckt wurde. Obgleich sie nun schon seit länger als eine Woche ohne Nahrung war, fraß sie die lebendigen Vögel, die wir ihr gaben, doch nicht. Man sagt, daß Ratten ihre liebste Nahrung wären, doch konnten wir keine solche erlangen. Diese Schlangen sind keineswegs selten, man findet sie sogar in der Umgegend der Stadt und man hält sie für unschädlich. Man fängt sie, indem man eine Stange unterschiebt, um welche sie sich sogleich winden, worauf dann ihr Kopf vorsichtig ergriffen und an die Stange gebunden wird, an der man sie leicht nach Hause bringt. Ein anderes interessantes Thierchen war ein junges Faulthier, welches Antonio, ein Indianerknabe, der sich in unseren Dienst begeben, lebendig vom Walde gebracht hatte. Nicht größer als ein Kaninchen, mit rauhen grauen und braunen Haaren bedeckt, sah sein kleines Gesicht dem menschlichen so ähnlich wie das eines Affen, nur mit einem traurigen melancholischen Ausdruck. Es konnte kaum auf der Erde kriechen, schien aber auf einem Stuhle, an dessen Rückenlehne und Füßen es sich anhing, wie zu Hause. Es war ein ruhiges harmloses kleines Geschöpf und unterwarf sich jedweder Untersuchung, mit keinem andern Anzeichen des Mißvergnügens, als einem melancholischen Gewimmer, und schlief hängend, mit dem Rücken nach unten und seinen Kopf zwischen den Vorderfüßen. Es fraß am liebsten die Blätter der *Cecropia pettata* welche wir ihm gaben, doch auch diese fraß es selten und sehr wenig. Nachdem es drei Tage bei uns gewesen, fanden wir es eines Morgens todt im Garten, wohin es wahrscheinlich, in der Hoffnung, seine hei-

mathischen Wälder zu erreichen, gewandert war. Es hatte, so lange es bei uns gewesen war, kaum Etwas gefressen und schien Hungers gestorben zu sein.

Nun beschäftigten wir uns damit, unsere erste Sammlung von Insekten nach England zu schicken.

In ungefähr zwei Monaten hatten wir die große Anzahl von 550 Arten Lepidopteren gefangen, von denen mehr als 400 Schmetterlinge waren, 350 Käfer und 400 von andern Gattungen. Zusammen an 1300 Arten Insekten.

Mr. Leavens beschloß, den Ausflug nach den Tocantins jetzt zu machen. Wir verabredeten, in einer Woche zu reisen, und versprachen uns viel Vergnügen von dem Besuche dieses noch neuen und unerforschten Districts.

III.

Ausrüstung zu unserer Reise. — Moju-Fluß. — Igaripó Miri. — Cameta. — Senhor Gomez und seine Ansiedelung. — Salas und seine Einwohner. — Ein Dorf ohne Häuser. — Krogas und die Wasserfälle. — Fruchtbarkeit des Landes. — Rückkehr nach Para.

Am 26. August Nachmittags verließen wir Para. Mr. Leavens hatte alle Arrangements zur Reise übernommen. Er hatte ein großes, roh gezimmertes Kanoe gemiethet, das in mancher Hinsicht bequem war und ein „Tolba“ oder palmbedecktes Dach hatte, welches wie ein Zigeunerzelt über den Hintertheil des Bootes ausgebreitet war und unsere Kajüte bildete; auch auf dem Vordertheil war ein etwas niedrigeres, unter welchem unser Proviant und Bagage lag. Darüber befand sich ein rauhes Verdeck von Ledernbrettern, wo die Leute ruderten, und wo wir unsere Mahlzeiten einnehmen konnten, wenn die Sonne nicht zu heiß schien. Das Kanoe hatte zwei Masten und war ungefähr 24 Fuß lang und 8 Fuß breit.

Außer unsern Flinten, Munition und Kasten zu unseren Sammlungen hatten wir auf drei Monate

Proviand, bestehend aus: Farinha, Fische, Caraca für die Leute, und Thee, Kaffee, Zwieback, Zucker, Reis, Pökelfleisch und Käse für uns selbst. Dazu kam Geschirr, Kleidungsstücke und ungefähr einen Scheffelsack voll Kupfergeld — die einzige im Innern circulirende Münze, so daß unser Boot so ziemlich beladen war. Die Bemannung bestand aus dem alten Isidor, als Koch; Alexander, einem Indianer von den Mühlen, der Capitain genannt wurde; Domingo, welcher den Fluß schon befahren hatte, und deshalb zu unserem Lootsen bestimmt wurde, und Antonio, dem vorher genannten Jungen. Ein Indianer lief uns den Abend vor unserer Abreise davon; wir fuhren ohne ihn ab, in der Hoffnung, zwei oder drei auf dem Wege bekommen zu können.

Obgleich wir nur in derselben Provinz den Fluß herauf fuhren und in einem so kleinen Boote, so war es uns doch nicht erlaubt, Para ohne Pässe und Declaration beim Zollamt, zu verlassen; und so viel Schwierigkeiten wurden uns gemacht, als ob wir auf einem Schiff von 200 Tonnen nach einem fremden Lande fahren wollten. Aber so ist es hier, selbst das innere Geschäft der Provinz, von brasilianischen Unterthanen betrieben, nicht ausgenommen. Die auszufüllenden Schemata, das viele Zeichnen und Unterzeichnen auf verschiedenen Aemtern, die Anfragen, die gemacht und die Formalitäten, die beobachtet werden müssen, sind so zahllos und verwickelt, daß es für einen Fremden fast unmöglich ist, damit fertig zu werden, und hätte Mr. Leavens nicht diesen Theil des Geschäfts übernommen, wir wären wahrscheinlich gezwungen gewesen, bloß aus diesem Grunde unsere projectirte Reise aufzugeben.

Wir verließen die Stadt erst kurz vor Anbruch der Nacht und gingen bald bei Gegenströmung der Fluth wieder vor Anker. Am nächsten Morgen fünf Uhr waren wir auf und fanden, daß wir im Moju waren, welcher von Süden in den Strom bei Para mündet. Der Morgen war herrlich; die *Euacuras*, eine Wachtelart, ließen ihre melancholischen Töne hören; Palmen erhoben sich überall, und als die Sonne aufging, bestrahlte sie ein frisches und schönes Bild. Um acht Uhr passirten wir *Jaguarari*, ein dem Grafen Brissou gehöriges Grundstück, auf dem hundert und fünfzig Sklaven hauptsächlich mit der Pflanzung des *Mandiocca* beschäftigt waren. Wir frühstückten an Bord und erreichten Nachmittags um zwei Uhr *Jighery*, einen sehr schönen Ort mit steilen Grasufeln, die mit *Cacao*- und anderen Palmen und unzähligen Orangenbäumen bedeckt waren. Hier warteten wir auf die Fluth, aßen am Ufer und gingen auf Nachforschungen aus. Ich sah eine sehr lange, dünne braune Schlange sich in den Büschen winden, die man, nur wenn sie sich eben bewegte, von den Stämmen und Rankengewächsen unterscheiden konnte. Unsere Leute hatten des Morgens ein Faulthier gefangen, als es über den Fluß schwimmen wollte, welcher ungefähr eine halbe Meile breit war. Es war von dem, welches wir in Para hatten, verschieden und hatte auf dem Rücken einen Fleck kurzer gelber und schwarzer Haare. Die Indianer kochten es zum Mittag, und da sie das Fleisch als große Delikatesse betrachteten, kostete ich davon und fand es zart und schwachhaft. Des Abends nach Sonnenuntergang war die Scene außerordentlich lieblich. Die Gruppen der eleganten Palmen, die großen Baumwollenbäume, die am ver-

goldbeten Himmel sich abzeichneten, die von Orangen- und Mangobäumen umgebenen Negerhäuser, die grünen Ufer, der prächtige Fluß und im Hintergrund der ewige Wald, alles dies, gemildert durch das schmelzende Licht dieser magischen halben Stunde nach Sonnenuntergang, gab ein Gemälde von unbeschreiblicher Schönheit.

Am andern Morgen fuhren wir in den Igaripé Miri, welcher den Mojufluß mit einem Strome, der sich bei Cameta in die Tocantins ergießt, verbindet und somit eine innere Passage bildet, die weit sicherer als die Fahrt auf dem Paraströme ist, in dem die Schiffe oft ungeheueren Brandungen und heftigen Winden ausgesetzt sind, und wo die Felsenbänke den kleineren Kanoes sehr gefährlich werden. Wir waren noch nicht halb durch den Strom, als wir fanden, daß die Fluth gegen uns lief und daß das Wasser flach wurde, weshalb wir uns genöthigt sahen, zu warten, und das Boot an einen Baum zu binden. In kurzer Zeit zerriß das Tau und wir wurden den Strom hinunter getrieben, wo wir gegen die Felsenbänke geworfen worden wären, wenn wir nicht glücklicherweise noch in eine kleine Bucht einbiegen konnten, die stilles Wasser hatte.

Nachmittags fünf Uhr erreichten wir Santa Anna, ein Dorf mit einer schönen Kirche im pittoresken Italienischen Styl, wie in Para.

Wir vermutheten hier unserer Pässe wegen aufgehalten zu werden, da wir aber keinen Beamten, uns zu examiniren, vorfanden, setzten wir unsere Reise fort. Den folgenden Tag brachten wir damit zu, uns langsam durch schwierige Canäle und Sandbänke, an welche wir zu verschiedenen Malen anliefen, durchzu-

winden, bis wir endlich den Hauptstrom der Tocantins erreichten, der von mit unzähligen Palmen besetzten Inseln besäet war.

Am Morgen des anderen Tages fuhrn wir über den Fluß, welcher hier fünf bis sechs Meilen breit ist, nach Cameta, eine der größten Städte der Provinz. Der Handel dort beschäftigt sich hauptsächlich mit Brasilianischen Nüssen, Cacao, Gummi und Baumwolle, welche in Menge von den umliegenden Distrikten erzeugt werden. Es ist ein kleiner zerstreut liegender Platz, und obgleich verschiedene Läden darin sind, konnte ich doch keinen Uhrschlüssel, den ich gerade brauchte, erlangen. Wir frühstückten hier bei einem Senhor Le Roque, einem Kaufmann, mit welchem Mr. Leavens bekannt war, welcher uns dann den Ort zeigte und sich erbot, uns in seinem Boote nach dem Sitio des Senhor Gomez zu begleiten, an welchen wir Empfehlungsschreiben hatten und von dem wir noch Leute zu bekommen hofften. Der Sitio des Senhor Gomez lag noch ungefähr dreißig Meilen stromaufwärts. Als wir nach unserem Kanoe kamen, war unser Lootse Domingo abwesend, da aber die Fluth ging, fuhr Senhor Le Roque ab, und wir versprachen zu folgen, sobald wir unsern Lootsen gefunden, welcher wahrscheinlich in irgend einer Taberne stecken mußte. Doch nachdem wir ihn vergeblich gesucht, und dadurch fast die ganze Fluth verloren, beschloßen wir ohne ihn abzufahren und mit Senhor Le Roque zurückzugesagen zu lassen, daß er den nächsten Tag in einer Montaria nachkommen sollte. Hätten wir eine bessere Kenntniß des Indianischen Charakters gehabt, wir würden geduldig bis zum nächsten Morgen gewartet und ihn dann ohne Zweifel gefunden

haben. So sahen wir ihn während unserer ganzen Reise nicht wieder, obgleich er Kleider und verschiedene andere Sachen im Kanoe gelassen hatte. In Folge des Verzugs verloren wir den Wind und unsere noch übrige Mannschaft, bestehend aus einem Mann und einem Jungen, hatte den ganzen Weg über zu rudern, welches ihr eben nicht sehr angenehm schien. Noch ehe wir ankamen, trafen wir den Senhor Le Roque, welcher bereits auf der Rückkehr war. Senhor Gomez empfing uns sehr freundlich, wir blieben zwei Tage bei ihm, während welcher Zeit er uns Leute zu verschaffen suchte. Wir amüsierten uns recht gut mit Schießen und Insekten fangen. Dicht beim Hause war ein großer schotentrager Baum, mit gelben Blüthen beladen, welche sehr von kleinen Papageien frequentirt wurden. Den Igaripe weiter hinauf gab es viele der sonderbaren schönen Vögel, „Eiganos“ oder Zigeuner genannt (*Opisthocomus cristatus*), welche so groß als ein Huhn sind, mit einer beweglichen Tolle auf dem Kopfe und braun und weißem Gefieder. Ich schoß zwei, da sie aber in keinem guten Zustande waren, und hier an allen diesen Strömen reichlich vorhanden sind, so warf ich sie weniger ungern weg. Sie halten sich auf niedrigen Bäumen und Büschen an den Ufern des Flusses in Schwärmen auf, und nähren sich von den Früchten und Blättern des großen vorher genannten Arums. Sie lassen sich nie zur Erde nieder und haben einen kurzen und unruhigen Flug. In den Campos, ungefähr eine Meile durch den Wald, fand ich Toucans und weiß geflügelte und blaue Pfefferfresser. In dem Walde fanden wir einige schöne neue Heliconien, auch fing ich zwei Cicadas, die an einem Baumstamme saßen.

Wenn sie gefangen werden, machen sie einen fast betäubenden Lärm; gewöhnlich halten sie sich hoch auf den Bäumen auf, und obgleich man sie täglich und stündlich hört, werden sie doch selten gesehen oder gefangen. Auf meinem Heimwege traf ich einen kleinen Indianerknaben, und in derselben Zeit sah ich eine große Iguana, ungefähr drei Fuß lang, mit borstigen gesträubten Rücken und sehr wild aussehend, über den Weg laufen. Der Junge stürzte augenblicklich nach und den Schwanz mit beiden Händen ergreifend, zerschmetterte er den Kopf des Thieres an einem Baum und trug es nach Hause, wo es wahrscheinlich eine gute Mahlzeit abgab.

Da unser Junge Antonio faul und ungehorsam wurde, mußten wir ihn entlassen. Jetzt hatten wir nur noch einen Mann; Senhor Gomez ließ uns noch zwei, mit welchen wir bis Baião gehen sollten. Wir verließen Vista Alegre am Morgen des zweiten September, um dem Senhor Seixus, welcher noch fünfzehn Meilen vor Baião ein Sitio hatte, wo er sich oft aufhielt, einen Besuch abzustatten. Dieses Sitio ist in Jambouaffo; um dort hin zu gelangen, mußten wir einen engen Igaripó hinauffahren, dessen Einfahrt die Indianer sogar kaum entdecken konnten, da es bereits dunkel war, als wir ihn erreichten. Mr. Leavens und ich fuhren dann in der Montaria den engen Strom hinauf, dessen hohe Bäume sich über uns fast zu einem Dache wölbten und den Weg sehr verdunkelten. Das Haus war nur ein paar Hundert Schritte entfernt; dort fanden wir den Senhor Seixus und überreichten ihm das Empfehlungsschreiben seines Paräer Compagnons. Nachdem er das Schreiben gelesen, sagte er uns, daß er selbst in zwei oder drei

Tagen nach Baião gehen wollte und daß wir entweder so lange hier bleiben, oder dort von seinem Hause Gebrauch machen sollten. Da wir aber die Leute, welche uns Senhor Gomez geliebt hatte, gern zurücksenden wollten, beschloßen wir weiter zu fahren, suchten deshalb unser Kanoe wieder auf und erwarteten die Fluth. Am nächsten Morgen fuhr ich mit Alexander in der Montaria ein Stüchchen voraus, um einige Vögel zu schießen. Wir sahen viele Eisvögel, kleine Schwalben mit grünem Rücken, und einige schöne rothköpfige Finken. Wir landeten an einer ausgebreiteten Sandfläche, auf welcher viele Möven und Meer-schwalben umherflogen, von denen wir nach vielen vergeblichen Versuchen zwei schossen. Wir holten das Kanoe erst wieder ein, als es eben vor Baião unter einer sehr steilen, fast hundert Fuß hohen Wand, ankerte. Diese Wand mußten wir auf ungefähr hundert und zwanzig unregelmäßigen Stufen ersteigen, und fanden dann das Dorf auf ebenem Grunde liegen. Nicht weit davon war das Haus des Senhor Seirus. Da das Haus ganz leer war, so mußten wir die nothwendigsten Gegenstände aus dem Kanoe herauf schaffen, welches in der heißen Sonne keine leichte Arbeit war. Wir sahen kein einziges gebieltes Zimmer im ganzen Dorfe, worüber man sich nicht zu wundern braucht, wenn man bedenkt, daß nicht ein einziges gesägtes Brett in diesem Theile des Landes zu finden ist. Gewöhnlich wird ein Baum der Länge nach mitten durch gespalten, die Außenseite weggeschlagen und dann mit einer Art Böttcherbeil glatt behauen, so daß ein Baum nur zwei Bretter giebt. Fast alle gebielten Fußböden in Cameta und viele in Para sind so ohne Säge und Arbeit gearbeitet. Wir hielten uns hier einige Tage

auf und fanden viel Neues. Es gab viele Vögel hier und ich erlangte einen braunen Jacamar, einen purpurschöpfigen Papagei und einige schöne Tauben. Auf dem trockenen hohen Lande, einige Meilen weit rund um die Stadt herum, sind Kaffeeplantagen und Nachwuchswälder, die uns viele neue Schmetterlinge lieferten. Wenn wir in unserem Zimmer, dessen Fenster nach der Straße hinaus ging, Insekten präparirten, Vögel abzogen oder ausstopften, so war das Fenster alle Mal wie belagert; Männer und Jungen standen dort Stunden lang und beobachteten meine Operationen mit der unermüdlichsten Neugierbe. Die fortwährend wiederholten Bemerkungen konzentrirten sich in den Worten: „O! die Geduld der Weißen!“ Dann folgte gewöhnlich eine Unterhaltung über den eigentlichen Zweck dieser Sachen und wozu wir sie wohl brauchten. „Para monstar“ (zur Schau) war die gewöhnliche Auflösung. Dies schien ihnen aber doch nicht zu genügen und sie zweifelten, daß die Engländer solche Narren wären, sich so ein paar Papageien- und Taubenhäute anzusehen. Ueber die Schmetterlinge waren sie eher mit sich einig, und entschieden, daß wir diese sammelten, um neue Muster für gedruckte Kattune und andere Waaren zu erhalten, während die häßlichen Insekten zu „Remedios“ oder Medizin gebraucht würden. Um uns viele Fragen und Erklärungen, die ihnen doch unverständlich gewesen wären, zu ersparen, räumten wir ihnen alle ihre Ansichten gern ein.

Eines Tages, als ich im Walde irgend ein Insekt verfolgte, wurde ich plötzlich von einem Wespenschwarm überfallen, dessen Nest ich unvorsichtiger Weise zu nahe gekommen war. Sie bedeckten mir Gesicht und

Hals mit unzähligen Stichen, die sehr schmerzhaft waren; in meiner Eile zu entkommen und mich von ihnen zu befreien, schlug ich meine Brille ab, ohne diesen Verlust eher zu bemerken, als bis ich eine große Strecke von dem Platze entfernt war. Da ich nicht wußte, wo ich mich befand, auch von meinem Wege abgekommen war, so war es nutzlos, sie zu suchen. Der Schmerz der Stiche hörte in einer Stunde ganz auf, und da ich noch mehrere Brillen hatte, konnte ich auch meinen Verlust ohne große Unbequemlichkeiten ertragen.

Als Senhor Seirus kam, bestand er darauf, daß wir unsere Mahlzeiten mit ihm nehmen sollten, und war in jeder Hinsicht sehr zuvorkommend. Sein kleiner Sohn, ein Junge von sechs bis sieben Jahren, lief ganz nackend im Hause umher. Zwei oder dreimal des Tages kamen die Nachbarn, um sich ein wenig zu unterhalten, und um zu sehen, was die „Brancos“ (Weißen) machten. Da Mr. Leavens geläufig Portugiesisch sprach, unterhielten sie sich größtentheils mit ihm. Einer frug, ob in Amerika (wobei er die Vereinigten Staaten meinte) terra Firma wäre, und schien die Idee zu haben, daß es so ein Haufen Inseln sei. Ein Anderer frug, ob „Campos“ da wären, und ob die Leute Mandioca und Seringa hätten. Als wir ihm sagten, daß sie keins von Beiden hätten, wollte er wissen, warum sie dieselben nicht pflanzten, und meinte, daß es sich wohl lohnen würde, den Seringa zu pflanzen, und jeden Tag frische Milch zu haben, um Gummischuhe zu machen. Als wir ihm nun sagten, daß das Klima zu kalt wäre, und daß der Mandioca und Seringa nicht wachsen würden, war er ganz erstaunt, wie Leute in einem Lande leben

könnten, wo solche Bedürfnisse nicht wachsen, ja er schien sich gewissermaßen für etwas Besseres als uns zu halten, weil wir nach seinem Lande kommen mußten, um Gummi und Cacao zu kaufen. Das war ohngefähr ebenso, wie die Bewohner des himmlischen Reiches denken, daß wir wirklich recht armselige elende Barbaren sein müßten, da wir genöthigt, so weit her zu kommen, um ihren Thee zu kaufen. Ja sogar der Senhor Seizus selbst, ein wohlerzogener Brasilianer und der Commandant des Districts frug, ob die Regierung in England eine constitutionelle oder despotische wäre, und war ganz erstaunt, zu hören, daß unser Herrscher eigentlich eine Herrscherin ist.

Endlich belamen wir zwei Leute und setzten unsere Reise stromaufwärts fort, nachdem wir vier Tage recht angenehm in Baião zugebracht hatten. Als wir langsam am Ufer entlang fuhren, sahen wir ein Iguano, hier Chamäleon genannt, auf einem Baume. Mr. Leavens schoß es und unsere Leute kochten es sich zum Abendbrod. Des Abends ankerten wir an einem schönen Gestade, auf welchem ein großer, hülsenartige Früchte tragender Baum stand, der mit Büscheln von rosa und weißen Blumen und mit großen hellgrünen flachen Schoten bedeckt war.

Venus und der Mond schienen herrlich und die Luft war erfrischend kühl, als wir um neun Uhr unter unsere Tolda gingen, aber die Musquitos und Sandfliegen ließen uns nicht schlafen. Den nächsten Tag hatten wir guten Wind und fuhren schnell dahin; der Fluß wurde enger und hatte weniger Inseln; Palmen waren nicht mehr so zahlreich, als weiter unten, aber die Vegetation war so üppig wie immer.

Hier sahen wir viele Meerschweinchen, auch einige

sehr schöne Vögel, wie goldene Oriolen. Am neunten früh kamen wir nach Iutahi, wo Viehzucht getrieben wird, und wo wir noch mehr Beute zu bekommen hofften; da aber der Eigenthümer nicht zu Hause war, mußten wir warten, bis er zurückkehrte. Wir bekamen hier ein paar Quart frische Milch, die für uns ein Genuß war; schossen ein paar Vögel und fanden einige kleine Muscheln in dem Flusse, doch keine von Bedeutung oder Schönheit. Insekten sahen wir fast gar nicht. Da der Eigenthümer so lange ausblieb, fuhren wir weiter. Nachmittags erreichten wir ein Haus und machten Feuer am Ufer, um unser Mittagessen zu kochen. Eine Anzahl Männer und Frauen und nackte Kinder umgaben uns sehr bald. Das Haupt dieser Niederlassung war ein Brasilianer, welcher von den Goldminen gekommen war. Er cultivirte Baumwolle, Tabak, Cacao, Mandioca und Bananen. Er brauchte Pulver und Blei, welches Mr. Leavens ihm für Tabak gab. Dann erzählte er, daß es schon seit drei Monaten nicht geregnet habe und daß die Saaten dadurch sehr litten. In Para, von welchem wir nicht mehr als hundert und fünfzig Meilen entfernt waren, waren wir nie länger als drei Tage ohne Regen. Die Nähe der großen Wassermasse des Amazon und des Oceans, zusammen mit der größeren Ausdehnung des Niederlandes und den dichten Wäldern um die Stadt, sind wahrscheinlich die Ursachen dieses großen Unterschieds im Klima auf so kurze Entfernung. Wir setzten unsern Weg fort und passirten noch immer zahllose Inseln. Der Fluß blieb vier bis fünf Meilen breit. Ungefähr vier Uhr Nachmittags bekamen wir die ersten Felsen zu Gesicht, die wir in dem Flusse antrafen. Raub und von vulla-

nischem Ansehen, lagen sie wie zerstreute Inseln im Strome, große Blöcke und Stüde lagen an der Küste. Noch eine Meile weiter erreichten wir Patos, ein kleines Dorf, wo wir Leute zu bekommen hofften, und gingen hier für die Nacht vor Anker. Ich machte einen Spaziergang, um die Felsen zu untersuchen und fand sie entschieden vulkanisch, von einer dunkelen Farbe und oft zerrissen, wie die Schlacken aus einem Eisenhammer. Auch fand ich da eine Masse, die einen geschwärzten Quarzstein und in den Höhlungen einen sehr feinen weißen Quarzsand enthielt. Wir blieben hier zwei Tage; Mr. Leavens fuhr den Igaripe herauf, um nach Cebern zu suchen, während ich zurückblieb und auf Vögel, Insekten und Muscheln Jagd machte. Ich schoß mehrere schöne Vögel und sah zum ersten Male den schönen blauen indianischen Raben, von dem man uns gesagt hatte, daß wir ihn in den Tocantins antreffen würden. Sie sind von einem schönen Indigoblau mit weißem Schnabel, fliegen sehr hoch, und wir konnten ihren Futterort nicht finden. Von Insekten waren die gelben Schmetterlinge am zahlreichsten; sie setzen sich in großer Anzahl am Ufer nieder und erheben sich, wenn sie gestört werden, wie eine gelbe und orangefarbige flatternde Wolke. Muscheln waren auch in ziemlicher Menge vorhanden. Seitdem wir Baião verlassen, plagte uns eine kleine Fliege sehr, mit sonderbar gezeichneten schwarz und weißen Flügeln, die sich uns sehr ruhig in's Gesicht und auf die Hände setzte, und dann plötzlich wie mit einer Nadel stach. Das Volk nennt sie Mutuca.

Da Mr. Leavens sich überzeugt hatte, daß auf eine Meile vom Wasser keine Cebern ständen, beschloßen wir, den nächsten Tag weiter zu fahren. Ein

Zootse und zwei Mann von Patos sollten uns nach den Wasserfällen begleiten. Wir warteten des Morgens bis acht Uhr, und da sich keiner sehen ließ, schickten wir zu ihnen. Sie ließen uns sagen, sie könnten nicht kommen und wir mußten, nachdem wir einen Tag gewartet hatten, ohne sie weiter fahren. Mit der Fällung von Cedern war es rein aus, wir konnten ja nicht einmal Leute zu unserem Kanoe auf-treiben, viel weniger zum Holzfällen. Wir hatten nun schon neun bis zehn Tage versäumt, indem wir auf Leute warteten, und nur bei einer Gelegenheit hatten wir deren bekommen. Es ist dies eine der größten Schwierigkeiten, welche die Reisenden antreffen. Alle die Leute, die man braucht, müssen von Para mitgenommen werden, und wenn es denen beliebt, davon zu laufen, was sie in der Regel thun, kann man keine anderen bekommen.

Um zehn Uhr Morgens erreichten wir Troquera, am westlichen Ufer des Flusses. Mehrere Familien lebten hier, doch keine hatte ein Haus, sie hatten einen schönen offenen Platz gewählt, unter einigen Bäumen, zwischen deren Stämmen und von deren Zweigen ihre Hängematten hingen. Eine Menge Kinder rollten sich nackend in dem Sand, während die Frauen und Männer sich in ihren Hängematten schaukelten. Ihre Canoes waren auf's Land gezogen, ihre Flinten lehnten gegen die Bäume, und ein paar große irdene Töpfe standen am Feuer. Alles, was die Leute wünschten, war Munition und Caraca, Rum, mit welchen sie Herr Leavens versah und dafür Gummi nahm. Wir gingen ungefähr eine Meile durch den Wald nach den Fällen des Igaripe. Schwarze Schieferfelsen steigen in ~~der~~ ~~Wald~~ des Baches in unregelmäßig verzogenen

Massen empor, zwischen denen das Wasser ungefähr eine viertel Meile weit schäumt und flirzt.

Noch ehe wir Troquera verließen, schossen wir einige Ziegensauger, welche hier umher flogen und sich im heißen Sonnenschein auf die Felsen niederließen. Dann erreichten wir Panaja, wo wir ein Haus von Seringa-Sammlern bewohnt fanden, und blieben dort über Nacht. An der ganzen sandigen Küste entlang, von Baião bis zu diesem Platze, fanden wir flachlige Cassien, die oft eine undurchbringliche Barriere bildeten. Der großstämmige Arum war ganz verschwunden und mit ihm die „Eiganos“. Am nächsten Morgen ging ich mit unserem Indianer Alexander ungefähr eine Meile durch den Wald, um einen See zu besuchen. Wir bestiegen eine kleine Montaria, die wir dort fanden, um den See zu untersuchen und einige Vögel zu schießen. Alligatoren waren sehr zahlreich da und steckten dann und wann ihre Köpfe aus dem Wasser. Alexander schoß nach einem, er verschwand augenblicklich, kam aber bald wieder zum Vorschein, auf einer Seite liegend und mit einem Fuß über'm Wasser. Wir glaubten natürlich, daß er todt wäre, und fuhren heran, um uns seiner zu versichern, ich griff nach der aus dem Wasser ragenden Klaue, als er mit einem male sich umbrehte und unter unser kleines Boot tauchte und es beinahe umwarf. Wir fuhren bis zum Ende des See's, welcher ungefähr eine Meile lang war, und kehrten dann zurück.

Wir fuhren nun wieder ein paar Stunden mit günstigem Winde weiter, als unsere Leute vorschlugen, mit der Montaria nach einem nahe gelegenen Platze zu fahren, wo wir zahlreiche Enten finden würden. Mr. B. und ich fuhren mit, während Mr. Leavens

ein paar Meilen weiter fahren, das Mittagessen besorgen und auf uns warten sollte. Wir hatten ungefähr eine halbe Meile zu rudern, ehe wir das Ufer erreichten und dann über eine halbe Meile Sandstrecke zu passiren, als unsere Indianer auf einem schmalen Pfade in den Wald einbrangen. Noch eine Meile weiter kamen wir auf eine offene Fläche, auf der schönes Gras und zerstreute Gruppen niedriger Bäume und Stauden standen. Wir gingen fast eine ganze Meile wieder durch diese Art Land, einer Spur folgend, die für uns fast unbemerkbar war, bis wir endlich einen ausgedehnten Morast erreichten, welcher mit Wasserpflanzen und mit verschiedenen Büschen und Baumstämmen bedeckt war. Unsere Indianer stürzten sich, ohne ein Wort zu sagen, in diesen Morast, in dem sie bis übers Knie versanken und wadeten nach den Enten, welche wir in einiger Entfernung mit Reihern und anderen Wasservögeln vermischt, sehen konnten. Da wir am Ufer nichts thun konnten, folgten wir ihnen ins Wasser, welches mit versunkenen Bäumen und Büschen, und verschlungenen Wurzeln der Wasserpflanzen angefüllt war.

Ich ging ans Land zurück und wartete auf die Indianer, die auch bald, aber mit leeren Händen, erschienen.

Wir hatten lange zu rudern, ehe wir das Kanoe erreichten, welches wir endlich in Iucabipua fanden, hier wohnte Senhor Joaquim, welcher uns nach den Fellen lootsen sollte. Des Morgens kamen wir an der Stelle vorüber, wo die alte Ansiedelung von Alcobaga gestanden hatte, früher ein Fort und bedeutender Flecken, jetzt aber ganz verlassen. Die Einwohner wurden vor ungefähr fünfzig Jahren von den India-

nern ermordet. Der Fluß war jetzt nur noch eine Meile breit und hatte weniger Inseln. Ein schöner flach liegender Sandstein fand sich hier, der sich zum Bauen sehr eignete. Einen Stein zeigte man uns, an dem eine Schriftart sein soll, welche kein Mensch lesen könnte; es waren runde und halensförmige Zeichen, die eben so gut das Werk der Natur, als der Kunst sein konnten. Das Wasser war hier klar und durchsichtig, mit vielen schön gestreiften und gefleckten Fischen darin. Am Mittag erreichten wir die „Ilha dos Santos“, eine kleine sandige Insel in der Mitte des Flusses, auf welcher ein Haus stand. Zwei Stunden weiter landeten wir für die Nacht. Der Fluß war jetzt voller Felsen und Wasserwirbel, so daß wir verhindert waren, in unserm großen Kanoe weiter zu fahren. Am nächsten Morgen, nachdem wir unsere Vorräthe in die Montaria gebracht hatten, machten wir uns mit zwei von unsern Leuten und Senhor Joaquim auf den Weg und ließen einen Mann und den alten Isidor im Kanoe zurück. Nachdem wir ungefähr eine Stunde gefahren waren, mußten wir alle aussteigen, damit die Leute es einen kleinen Waldstrom herauf und über einige Felsstücke wegschleppen konnten. Der ganze Fluß lag hier voller felsiger Inseln und kleineren Felsen über und unter dem Wasser. In der Regenzeit ist das Wasser fünfzehn bis zwanzig Fuß höher, als jetzt und folglich für große Kanoe's schiffbar. Wir passirten die Mündung eines Igaripó am westlichen Ufer und eines am gegenüber liegenden. In beiden soll Gold vorhanden sein. Große Seidenbaumwollbäume erheben ihre halbrunden Wipfel in Zwischenräumen über die andern Bäume des Waldes, und die Castanha oder Brasilien-Nuß wächst am Ufer,

wo wir viele mit Früchten bedeckt fanden. Dann passirten wir die Ilha das Pacas, welche sehr steil und felsig, und vollkommen mit Bäumen bedeckt ist. Die Felsen im Flusse wurden jetzt dichter, als je und wir stießen mit unserem Boote oft auf. Um drei Uhr Nachmittags erreichten wir Arogas, eine Meile vor den Wasserfällen. Hier steigt das Ufer bis zu einer Höhe von ungefähr dreihundert Fuß, und ist dicht bewachsen. Nahe dem Flusse war ein Haus, von zahllosen Orangenbäumen umgeben, und oben auf dem Gipfel des Hügels waren Mandioca- und Kaffeepflanzungen. Wir aßen hier; als wir gegessen hatten, reichte die Frau vom Hause eine Schüssel mit Wasser und ein reines Handtuch umher, um unsere Hände zu waschen. Ein luxuriöser Gebrauch, den wir kaum in einem Zimmer ohne Wände und in solcher Entfernung von Civilisation erwarteten. Nach dem Essen gingen wir, die Fälle zu besuchen.

Der Fluß war noch immer eine Meile breit und noch wilder und felsiger als vorher. Auf beiden Seiten des Flusses, so weit das Auge reichen kann, sind wellenförmige, vier- bis fünfhundert Fuß hohe Hügel, ganz mit Wäldern bedeckt, die den Anfang des Brasilianischen Hochlandes bilden. An den Fällen angekommen, fanden wir den mittleren Canal ungefähr eine viertel Meile breit, von Felsen begrenzt und mit einem tiefen starken Strom, welcher sich in einem ununterbrochenen Bogen dunkelgrünen Wassers fortstürzt und Strudel und Wirbel erzeugt, die gefährlicher als die Fälle selbst sind. Wenn der Fluß sehr wasserreich ist, sind sie noch gefährlicher; die Gewalt des Stromes ist dann unwiderstehlich, und viel Geschicklichkeit ist nöthig, um die Strudel und versteckten Felsen zu

vermeiden. Der große kubische Felsen, der dann auch unter Wasser ist, hat schon vielen Kanoe's den Unter- gang bereitet. Ueber den Wasserfällen und Strömungen etwas höher hinauf hört der Wald auf, und es beginnt ein offenes wellenförmiges Land.

Auf der östlichen Seite des Flusses, die wir bei unserer Rückfahrt gehalten, wurde mehr cultivirt, als an der Seite, an welcher wir hinauf fuhren. Eine kurze Strecke vom Ufer steigt das Land, und die meisten Häuser liegen gegen den Hügel und haben den Boden bis zum Flusse bebaut. Einige Orte sehen ziemlich gut aus, aber viele Häuser und Hütten sind nicht bewohnt und in Ruinen, von Land umgeben, das einst cultivirt, aber jetzt voller Unkraut und Buschwerk ist. Gummi, Cacao und Brasilianische Nüsse sammeln, wird dem regelmäßigen Bebauen des Landes vorgezogen.

In den Distrikten, durch welche wir kamen, kann Zucker, Kaffee, Reis und Baumwolle, in irgend welcher Quantität und der besten Qualität gepflanzt und gebaut werden; die Schifffahrt ist immer sicher und ununterbrochen, und das ganze Land ist von Flüssen so durchschnitten, daß jedes Grundstück seine eigene Wasserstraße für seine Erzeugnisse hat. Aber die Trägheit des Volkes und der Mangel an Arbeitern verhindert die Entwicklung der Fähigkeiten dieses schönen reichen Landes, bis europäische oder nordamerikanische Colonien gebildet werden. Es giebt kein Land in der Welt, wo Leute sich so viele Genüsse und Lebensbedürfnisse verschaffen können, als hier. Indianisches Korn, Reis, Mandioca, Zucker, Kaffee und Baumwolle, Rindvieh, Geflügel und Schweine, Drangen, Banana's und eine Unzahl anderer Früchte und

Vegetabilien gedeihen bei geringer Mühe. Mit allen diesen Sachen im Uebersusse, einem Hause von Holz, mit Geräth und Geschirr des Landes kann man in Fülle leben.

Am 30. September kamen wir nach einer fünf wöchentlichen Abwesenheit glücklich wieder in Para an.

IV.

Besuch nach Oleria. – Gewohnheiten der Vögel. – Reise nach Mexiana
– Ankunft. – Beschreibung der Insel. – Bevölkerung. – Die Sklaven
ihre Behandlung und Gewohnheiten. – Ausflug nach der See. – Herr-
licher Strom. – Fische und Vögel der See. – Alligatorfangen. – Son-
derbare Töne und reichliches Thierleben. – Spaziergang zurück zu Fuß.
– Besuch in Marajo. – Rückkehr nach Para.

Da ich mir vorgenommen hatte, sobald als mög-
lich nach der großen Insel Marajo zu gehen, um dort
nach seltenen Wasservögeln zu suchen, holte ich mir
von einem Mr. E., einem englischen Herrn, die Er-
laubnis, sein Grundstück auf dem Wege dahin, wo
bedeutende Viehzucht betrieben wurde, zu besuchen, da
aber vorläufig noch keine Kanoe's dahin abgingen,
verbrachte ich die Zwischenzeit in Oleria, wo Mr.
Vorlaz mir freundlich ein Zimmer und einen Platz
an seinem Tische angeboten hatte. Ich fand genü-
gende Beschäftigung, indem ich mir verschiedene Gat-
tungen seltener kleiner Vögel zu verschaffen suchte und
mich mit ihren Gewohnheiten und Eigenheiten be-
kannt machte. Am zahlreichsten waren die Buschschreier,
welche alle hinsichtlich des fallenden Tones ihrer Stimme
bemerkenswerth sind, obgleich auch eine jede Gattung

etwas besonderes wieder darin hat, woran sie unter-
schieden werden kann. Gewöhnlich verkriechen sie sich
in den dichtesten, undurchbringlichsten Gebüsch, wo
es unmöglich ist, sie zu sehen, außer wenn man bis
auf zwei oder drei Schritt herankriecht, und wo man
sie unmöglich schießen kann, ohne sie in Stücke zu
zerreißen. Es sind schöne kleine Vögel, mit losen lan-
gen seidenartigen Federn, sehr hübsch schwarz und
weiß gestreift oder gefleckt; sie hüpfen fortwährend
von Zweig zu Zweig in den Gebüsch umher und
picken nach allen kleinen Insekten, welche ihnen in den
Weg kommen.

Die Ameisen-Drossel, welche ebenfalls sehr zahl-
reich ist, ist eine andere nahe verwandte Art. Sie
haben aber stärkere Beine und sehr kurze Schwänze,
und laufen mehr auf dem Boden umher, wo sie fort-
während Insekten und besonders Ameisen aufspicken,
ähnlich den Hühnern. Es ist oft ein gefährliches Un-
ternehmen, einen derartigen geschossenen Vogel holen
zu wollen, denn der Boden ist gewöhnlich von Amei-
sen bedeckt, welche den Eindringling ganz unbarmher-
zig angreifen. Oft habe ich nach fruchtlosen Versuchen
einen unrühmlichen Rückmarsch antreten und den tod-
ten Körper auf dem Felde lassen müssen.

Endlich war das Kanoe, auf das ich gewartet hatte,
zum Segeln bereit; wir verließen am dritten Novem-
ber Para und steuerten nach der Insel Mexiana,
welche im Hauptstrom des Amazon, zwischen der gro-
ßen Insel Marajo und der nördlichen Küste liegt.

Wir mußten den Parafluß hinab und um die öst-
liche Spitze von Marajo fahren. Das Kanoe war
zum Transport von Rindvieh bestimmt und hatte
deshalb keine besondere Bequemlichkeit für die Passa-

giere. Es enthielt freilich eine kleine Kajüte mit zwei Bettchen, gerade fünf Fuß lang, welche aber für mich nicht groß genug waren. Unsere Bemannung bestand aus acht jungen Tapuyas, schöne behende Leute, zwischen fünfzehn bis zwanzig Jahren. Jeder trug eine eng anliegende Hose und ein sehr kurzes Hemde, so daß zwischen den beiden Kleidungsstücken noch sechs Zoll rothe Haut zu sehen war. Das Tauwerk des Kanoe bestand nur aus den einfachen Segelleinen, ohne alle Kreuz- oder Webeleinen, und doch kletterten sie wie Affen an ihnen herauf und klammerten sich mit den Zehen fest.

Die Insel Mexiana ist ungefähr fünfundzwanzig Meilen lang und zwölf Meilen breit, bildet ein regelmäßiges Oval und liegt gerade unterm Aequator. Sie ist ganz flach und lauter Campo oder offener Boden, hin und wieder mit kleinen Gruppen von Bäumen und Büschen, und am Wasserrande mit wenig Wald bewachsen. Sie ist wegen ihrer Vögel und Alligatoren bekannt und wird zur Viehzucht vom Eigenthümer benutzt. Die Alligatoren leben in einem See in der Mitte der Insel, wo sie in großer Anzahl ihres Fettes wegen, aus welchem Del gemacht wird, getödtet werden. Ich wurde von einem Mr. Fates begleitet, der aber nach einem Aufenthalt von einigen Wochen nach Para zurückkehrte. Bei unserer Ankunft wurden wir von Senhor Leonardo, einem Deutschen, welcher der Verwalter ist, empfangen, und überreichten demselben unsern Brief von Mr. E.; dann wurden uns die Zimmer, die wir bewohnen sollten, angewiesen. Das Haus war ein sehr geräumiges und hatte einen zweiten Stock; nachdem wir unsere Bagage ans Land gebracht, waren wir wie zu Hause. Rund um das

Haus sind viele Orangenbäume, und hinter demselben eine Reihe Häuser, worin die Baqueiros oder Hirten wohnen, welche fast alle Neger und Sklaven sind; hinter denselben erstreckt sich, so weit das Auge nur reichen kann, das flache Campo, bedeckt mit Rindern und Pferden.

Bei unserem Nachfragen nach den vorkommenden Vögeln, Insekten und Pflanzen, wurden wir fast ängstlich, als man uns sagte, daß Unzen sehr zahlreich vorhanden wären, daß sie bis in die Nähe der Häuser kämen, und daß es gefährlich sei, allein oder unbewaffnet auszugehen. Wir fanden jedoch bald, daß noch Niemand wirklich von ihnen angegriffen worden wäre; daß hingegen die armen Thiere keineswegs in Frieden gelassen werden, wie mehrere schöne Felle, welche in der Sonne trockneten, und Zähne und Schädel, die umherlagen, genügend bewiesen.

Manche der Rinder und Pferde sahen elend aus von den Wunden, die ihnen der Vampyr beibringt. Senhor Leonardo erzählte uns, daß die Vampyre sich zahlreich auf der Insel befänden und daß er oft Jagden veranstalte, wobei mehrere tausend getödtet werden. Es ist eine große Art von kaffeebrauner Farbe, wahrscheinlich die *Phyllostoma hastatum*.

Am Morgen nach meiner Ankunft nahm ich meine Flinte und ging aus, um zu sehen, was für Jagd die Insel darbiete. Senhor Leonardo zeigte mir einen Baum nahe am Hause, an dem ich eine Menge Colibris fand, die um die bethauten Blätter herumflatterten, und sich mit der Feuchtigkeit zu waschen und zu kühlen schienen; sie waren von einer blau und grünen Farbe, mit einem langen, gabelförmigen Schwanz (*Campylopterus hirundinacous*).

Insekten waren, der trockenen Jahreszeit wegen, sehr selten, ich verzichtete deshalb ganz darauf und wandte meine ganze Aufmerksamkeit auf die Vögel, welche zahlreich, wenn auch nicht in besonders schönen Arten, vorhanden waren. In zehn Tagen erlangte ich siebenzig Arten, worunter vierzehn Habichte und Adler, mehrere Reiher, Papageien, Spechte und einer von den gelbschnäbligen Toucans (*Rhamphastos Toco*), welche nicht in Para gefunden werden. Nachdem ich verschiedene Meilen lange Ausflüge im Innern der Insel, wie auch an der Küste entlang gemacht, bekam ich eine ziemlich Uebersicht über ihre Lage. Das Land bildet überall eine vollständige Fläche, die größte Erhöhung steigt nur einige Fuß. An der Küste entlang zieht sich ein Waldgürtel, der in einer Breite von hundert Schritt bis zu einer halben Meile sich ausdehnt, und einige Palmen, hohe Bäume und viel Bambus und Manlerpflanzen enthält, die ihn fast undurchdringlich machen. Das ganze Innere ist Campo mit rauhem groben Grase bedeckt und an einzelnen Stellen mit rund gewipfelten Palmen und mit niedrig zweigenden Bäumen, die eine Fülle gelber Blumen haben, bestreut. Ebenso umher gestreut in Meilen weiten Zwischenräumen stehen Haufen Bäume und Büsche, so daß sie mitunter einen kleinen Wald bilden. In der Regenzeit scheint ein großer Theil der Insel unter Wasser zu sein, todte Krebse und frische Wassermuscheln werden weit im Inlande gefunden und diese Baumgruppen und Wälder sind dann wahrscheinlich wirkliche Inseln, obgleich jetzt nicht sichtbar erhöht. Ein Phänomen, welches an den Ufern des Mississippi und den meisten Flüssen, welche ihre Ufer übersteigen, gesehen wird, erscheint auch hier. Das

Land ist am höchsten nahe am Wasserrande, und sinkt nach und nach landeinwärts.

Die Stämme der Palmen waren fast alle mit Orchideen bedeckt, die aber jetzt weder Blätter noch Blüthen hatten, und von geringer Verschiedenartigkeit zu sein schienen. In den sumpfigen Plätzen sind staubenartige *Convolvuli* in Masse, und in anderen große Beete von *Cassia* und *Mimosa* und zwischen denselben viele zarte kleine schöne Blumen. Laugschwänzige hellfarbige *Ruducks* flogen fortwährend von Baum zu Baum und ließen ihren sonderbaren Ruf vernehmen, welcher durchaus dem unseres *Ruducks* unähnlich ist, und sich fast wie das Getreische einer rostigen Angel anhört, welches auch der ihnen gegebene Namen *Carreru* andeuten soll. Schöne *Paroquets* mit weißen und orangenen Streifen an ihren Flügeln und andere mit einer orangenfarbenen Krone waren sehr zahlreich, es machte Vergnügen, die Thätigkeit und Behändigkeit zu bewundern, mit welcher sie auf den Bäumen umherkletterten und wie plötzlich und gleichzeitig sie auf- und davon flogen, wenn ihnen Gefahr drohete. Ihr Gefieder ist der Farbe des Laubwerks so ähnlich, daß es manchmal unmöglich ist, sie zu sehen; obgleich man einen ganzen Schwarm in einen Baum hat hineinfliegen sehen, und sie über seinem Kopfe lärmen hört, so ist es trotz aller Anstrengung nicht möglich, sie zu sehen, bis sie plötzlich mit einem Schrei wie im Triumphe davon fliegen. In den Gebüschen waren ganze Schwärme der schönen rothbrüstigen *Oriole*, *Icterus Militaris*, aber zur Zeit meines Besuchs waren sie leider nicht in gutem Gefieder. Der gemeine schwarze Geyer schwebt oft dahin, oder sitzt auf einem kahlen Baum; und große *Muskovy-Enten* fliegen mit

ungeheuerem Geräusch, wie irgend eine große Luftmaschine vorüber, hastig mit ihren Flügeln arbeitend, um ihren gewichtigen Körper in der Luft zu erhalten, und bilden einen auffallenden Contrast zu dem großen Holz-Ibis, welcher mit lärmlosem Flug in Zügen von zehn bis zwölf ruhig vorübersegelt. An den Grenzen der Wälder finden sich schwarze und gefleckte Jaguars, Armadillos, Hirsche und Rehe und anderes kleines Wild in ziemlicher Menge. Die ganze Bevölkerung besteht aus ungefähr vierzig Personen, von denen zwanzig Sklaven und die übrigen freie Neger und Indianer im Dienste des Eigenthümers sind und die alle bei den Kindern und Pferden beschäftigt werden. Jetzt waren ungefähr fünfzehnhundert Stück Rindvieh, außer der großen Anzahl wilder, welche sich in den entlegeneren Theilen der Insel aufhalten, und vierhundert Pferde da.

Die Sklaven und Arbeiter erhalten nur Farinha zur Nahrung, können sich aber Indianisches Korn und Vegetabilien pflanzen und bekommen Pulver und Blei zum Jagen, so daß sie sich nicht schlecht stehen. Außerdem erhalten sie Taback und die Meisten verdienen sich Etwas durch Handarbeiten, wie Körbflechten zc., oder durch das Erlegen der Unzen, von denen das Fell zwei bis drei Thaler werth ist. Außer dem Warten der Kinder und Pferde müssen sie Häuser und Hürden bauen, Alligatoren ihres Oels wegen fangen, und Vampyre tödten, die in Baumlöchern leben. Senhor Leonardo erzählte, daß in den letzten sechs Monaten siebentausend Stück vertilgt wurden, aber auch mehrere Hundert Stück Vieh sind seit einigen Jahren schon von ihnen getödtet worden. Die Sklaven schienen zufrieden und glücklich, wie Sklaven

Land ist am höchsten nahe am Wasserrande, und sinkt nach und nach landeinwärts.

Die Stämme der Palmen waren fast alle mit Orchideen bedeckt, die aber jezt weber Blätter noch Blüthen hatten, und von geringer Verschiedenartigkeit zu sein schienen. In den sumpfigen Plätzen sind faulenartige *Convolvuli* in Masse, und in anderen große Beete von *Cassia* und *Mimosa* und zwischen derselben viele zarte kleine schöne Blumen. Langschwänzige hellfarbige Ruckucks flogen fortwährend von Baum zu Baum und ließen ihren sonderbaren Ruf vernehmen, welcher durchaus dem unseres Ruckucks unähnlich ist, und sich fast wie das Getreische einer rostigen Angel anhört, welches auch der ihnen gegebene Namen *Careru* andeuten soll. Schöne *Paroquets* mit weißen und orangenen Streifen an ihren Flügeln und andere mit einer orangenfarbenen Krone waren sehr zahlreich, es machte Vergnügen, die Thätigkeit und Behändigkeit zu bewundern, mit welcher sie auf den Bäumen umherkletterten und wie plötzlich und gleichzeitig sie auf- und davon flogen, wenn ihnen Gefahr drohete. Ihr Gefieder ist der Farbe des Laubwerks so ähnlich, daß es manchmal unmöglich ist, sie zu sehen; obgleich man einen ganzen Schwarm in einen Baum hat hineinfliegen sehen, und sie über seinem Kopfe lärmen hört, so ist es trotz aller Anstrengung nicht möglich, sie zu sehen, bis sie plötzlich mit einem Schrei wie im Triumphe davon fliegen. In den Gebüschen waren ganze Schwärme der schönen rothbrüstigen *Oriole*, *Icterus Militaris*, aber zur Zeit meines Besuchs waren sie leider nicht in gutem Gefieder. Der gemeine schwarze Geyer schwebt oft dahin, oder sitzt auf einem kahlen Baum; und große *Muskovy-Enten* fliegen mit

ungeheuerem Geräusch, wie irgend eine große Luftmaschine vorüber, hastig mit ihren Flügeln arbeitend, um ihren gewichtigen Körper in der Luft zu erhalten, und bilden einen auffallenden Contrast zu dem großen Holz-Ibis, welcher mit lärmlosem Flug in Zügen von zehn bis zwölf ruhig vorübersegelt. An den Grenzen der Wälder finden sich schwarze und gefleckte Jaguars, Armadillos, Hirsche und Rehe und anderes kleines Wild in ziemlicher Menge. Die ganze Bevölkerung besteht aus ungefähr vierzig Personen, von denen zwanzig Sklaven und die übrigen freie Neger und Indianer im Dienste des Eigenthümers sind und die alle bei den Kindern und Pferden beschäftigt werden. Jetzt waren ungefähr fünfzehnhundert Stück Rindvieh, außer der großen Anzahl wilder, welche sich in den entlegeneren Theilen der Insel aufhalten, und vierhundert Pferde da.

Die Sklaven und Arbeiter erhalten nur Farinha zur Nahrung, können sich aber Indianisches Korn und Vegetabilien pflanzen und bekommen Pulver und Blei zum Jagen, so daß sie sich nicht schlecht stehen. Außerdem erhalten sie Taback und die Meisten verdienen sich Etwas durch Handarbeiten, wie Körbflechten u., oder durch das Erlegen der Unzen, von denen das Fell zwei bis drei Thaler werth ist. Außer dem Warten der Kinder und Pferde müssen sie Häuser und Hütten bauen, Alligatoren ihres Oels wegen fangen, und Vampyre tödten, die in Baumlöchern leben. Senhor Leonardo erzählte, daß in den letzten sechs Monaten siebentausend Stück vertilgt wurden, aber auch mehrere Hundert Stück Vieh sind seit einigen Jahren schon von ihnen getödtet worden. Die Sklaven schienen zufrieden und glücklich, wie Sklaven

gewöhnlich sind. Jeden Abend mit Sonnenuntergang kamen sie und sagten „Gute Nacht“ zum Senhor Leonardo und mir und jeden Morgen fand eine ähnliche Begrüßung statt, wenn wir uns zuerst trafen. Wenn einer auf einen Tag fortgeht, so sagt er Allen Lebewohl, als wenn er sich von seinen theuersten Freunden am Vorabend einer langen Reise verabschiedet, im auffallenden Gegensatz zu dem gefühllosen Indianer, welcher kaum irgend ein Gefühl des Kammers beim Scheiden oder ein Gefühl der Freude bei der Ankunft äußert. Des Abends spielen und singen sie in ihren eigenen Häusern, ihr Instrument ist eine eigen gemachte Guitarre, welcher sie drei oder vier Töne entlocken, und welche sie Stundenlang mit der langweiligsten Monotonie wiederholen. Zu dieser Musik fügen sie einen improvisirten Gesang, der gewöhnlich Tagesbegebenheiten erzählt; die Thaten der Branco's (der Weißen) haben einen bedeutenden Antheil daran. Viele von ihnen halten sich Hühner und Enten, welche sie verkaufen, um sich kleine Bedürfnisse dafür anzuschaffen. Jeden Sonnabend Abend kommen sie zum Gottesdienst zusammen, welcher in einem Zimmer, das zur Capelle eingerichtet ist, abgehalten wird.

Eines Tags wurde eine Alligatorenjagd veranstaltet. Es gab zwei Wege, den See zu erreichen; einen über Land in einer direkten Linie, den anderen in einem Boote rund um die andere Seite der Insel einen Strom hinauf, welcher uns bis auf einige Meilen in die Nähe des See's brachte. Um Mitternacht trat die Fluth ein, und ich beschloß, mit dem Boote zu gehen, da ich dadurch mehr von der Insel zu sehen hoffte. Der Verwalter ging am Morgen zu Land. Mit drei Negern bestieg ich um Mitternacht das Boot

und versuchte auf den Körben voll Salz und Farinha, mit welchem es beladen war, zu schlafen. Obgleich es ein großes ungeschicktes Kanoe war, kamen wir doch thätig vorwärts, und waren, als der Morgen dämmerte, ziemlich weit vom Lande auf dem Oceanartigen Flusse. Ungefähr um 10 Uhr erreichten wir die Mündung des Igaripé, welchen wir herauffahren sollten und ich war sehr erfreut, mit dem Boot in stilles Wasser zu kommen. Wir hielten zum Frühstück an einer lichten Stelle unter einem schönen Baum, und ich labte mich an einer Tasse Caffee und Zwieback, während die Leute sich an Fischen und Farinha delectirten. Wir fuhren dann den Strom weiter aufwärts, der im Anfange ungefähr zweihundert Schritte breit war, aber sich bald bis auf fünfzig bis achtzig Schritt verengte. Ich ergözte mich an der Schönheit der Vegetation, welche Alles übertraf, was ich je vorher gesehen hatte. Mit jeder Biegung des Stromes zeigte sich etwas Neues, bald eine kolossale Eeder, die über's Wasser hing, oder ein großer Seiden-Baumwollenbaum, der wie ein Kiese über die andern Bäume des Waldes hervorragte. Die grazieuse Affai-Palme steht hier häufig in Haufen von verschiedenen Größen, manchmal ihre Stämme gerade in die Höhe streckend, oder in einen so schönen Bogen gekrümmt, daß sie fast mit den gegenüberstehenden zusammentreffen. Die majestätische Muruti-Palme war ebenfalls zahlreich vorhanden, ihre geraden Stämme, die Griechischen Säulen gleichen, und ihre ungeheueren fächerförmigen Blätter und gigantischen Büschelfrüchte machten einen gewaltigen Eindruck. Am Wasserrande standen zahllose blühende Staudengewächse, die oft ganz mit Convolvulis, Passionsblumen und Vignonias bedeckt wa-

ren. Jeder abgestorbene oder faule Baum war mit Schmarogerpflanzen von sonderbarer Form und schöne Blumen tragend bedeckt, während kleinere Palmen, sonderbar geformte Stämme und gewundene Ranken den Hintergrund im Innern des Waldes bildeten. Auch brillante scharlachrothe und gelbe Vögel flogen fortwährend über uns dahin, während schreiende Papageien und Paroquets nach Nahrung suchend von Baum zu Baum kletterten. Bei jeder Biegung des Stromes sahen wir einen Trupp der eleganten weißen Reiher auf einem über dem Wasser hängenden kahlen Baum sitzen, die, sobald sie uns ansichtig wurden, davon flogen, die wir aber immer wieder bei einer anderen Krümmung des Flusses vor uns sitzend fanden. An vielen der blühenden Stauben saßen bunte Schmetterlinge und an mancher schlammigen Uferstelle konnte sich gemüthlich ein junger Alligator. Wir setzten unsere Fahrt mehrere Stunden ununterbrochen fort, die Leute ruderten fleißig, aus Furcht, daß sich die Fluth gegen uns wenden könnte, ehe wir unseren Bestimmungsort erreichten. Dies fand jedoch erst statt, als wir in einen engeren Theil des Stromes kamen. Die Scene wurde nun schon dunkler, die hohen Bäume schlossen sich über unsern Köpfen und verhinderten das Durchdringen eines jeden Sonnenstrahls. Die Palmen wanden und bogen sich in alle möglichen Lagen, so daß wir oft kaum darunter fortkommen konnten, gesunkene Stämme lagen von Ufer zu Ufer, welche uns nöthigten, auszustiegen und unsere ganze Kraft anzuwenden, um das Kanoe herüber zu bringen. Wir kamen deshalb nur sehr langsam vorwärts, und der Strom fing an mit jeder Minute stärker gegen uns anzuströmen. Hier

war eine Baustelle verschiedener Wasservögel; der Holz- Ibis und zahlreiche Kraniche und Reiher hatten ihre Nester auf den Wipfeln der hohen Bäume über dem Wasser, während andere tiefer unten sich niedergelassen hatten. Es war ein fortwährendes Klappern und Flattern, als diese langbeinigen ungeschickten Vögel umherflogen; als ich gar einen der großen Holz- Ibis schoß, stieg die Verwirrung auf's Höchste. Auch eine Menge Eisvögel flogen fortwährend auf und ab, oder schossen von irgend einem Zweige in's Wasser, um ihren Raub zu ergreifen.

Nach ungefähr zweistündiger schwerer und unangenehmer Arbeit erreichten wir den Landungsort, wo nur eine alte verlassene Hütte stand und wo der Verwalter mit mehreren Negern und Pferden uns erwartete, um den Proviant, welchen wir gebracht, nach dem See zu bringen. Wir gingen nun gleich zu Fuß über einen ausgebreiteten Plan, welcher an manchen Stellen vollkommen kahl und an anderen dünn und spärlich mit Bäumen besetzt war. Es konnte keinen größeren Contrast geben, als der zwischen der Scene, welche wir eben verlassen, und der, welche wir jetzt betraten. Die eine ganz Leppigkeit und Blüthe, die andere so öde und dürr als möglich, eine schaurige Wüste von Morästen, die jetzt von der brennenden Sonne ausgetrocknet waren, mit Büschelchen struppigen Grases bedeckt, nur hier und da etwas Schilf und stachlichte Sinnpflanzen, zwischen denen gelegentlich ein paar schöne kleine Blümchen empor sproßten. Die Bäume, welche an einigen Plätzen sich zeigten, milderten nicht den allgemeinen schaurigen Anblick, denn viele der Blätter waren abgefallen, und die, welche noch daran waren, braun und zusammengeschrumpft.

Der Boden war zum Gehen sehr unangenehm, da er aus lauter kleinen Hügeln und Furchen bestand.

Nachdem wir bis fünf Meilen gegangen waren, erreichten wir den See bei einbrechender Dunkelheit. Das einzige Gebäude dort war ein kleiner Schuppen ohne Wände, unter welchen wir unsere Hängematten hingen, während die Neger die benachbarten Bäume und Büsche zu demselben Zwecke suchten.

Während unser Abendbrod zubereitet wurde, sahen wir uns einen Fisch an, welcher eben gefangen worden war und der zum salzen und trocknen fertig gemacht wurde. Es war der Pirarucu (*Sudis gigas*), eine schöne Art, fünf bis sechs Fuß lang, mit großen Schuppen von mehr als einem Zoll im Durchmesser und herrlich gezeichnet und gefleckt. Der See enthält große Quantitäten davon und er wird gesalzen und getrocknet für den Markt in Para. Es ist ein sehr fein schmeckender Fisch, insbesondere der Bauch, welcher so weich und fett ist, daß er nicht aufbewahrt werden kann, und deshalb gewöhnlich frisch gegessen wird. Dieser mit Farinha und Kaffee gab ein herrliches Abendbrod; auch der Alligatorschwanz, den ich jetzt das erste Mal kostete, war nicht zu verachten. Wir begaben uns halb in unsere Hängematten und schiefen nach den Mühen des Tages bald ein. Jaguars gab es in Menge, sie hatten erst vor einigen Nächten die zum Trocknen aufgehängten Fische fortgeschleppt und die Alligatoren schnaubten keine zwanzig Schritte von uns, doch wir ließen uns durch solche Kleinigkeiten nicht stören. Ehe der Tag anbrach, hatte ich meine Flinte auf der Schulter, begierig, einen Schuß auf Enten und andere Wasservögel zu thun, welche auf dem See in Masse lebten. Ich fand ihrer

balb genug, und da meine Flinte mit Schrot geladen war, tödtete ich sieben oder acht auf den ersten Schuß. Es waren sehr schöne kleine Vögel mit metallgrünen und weißen Flügeln; sie gaben uns ein gutes Frühstück. Nach dem ersten Feuer wurden sie aber sehr scheu, ich ging deshalb nach den rosigen Rüsselgänsen, weißen Reihern und langbeinigen Regenvögeln, welche ich auf der andern Seite sah; aber auch diese schienen durch das Schicksal ihrer Genossen gewarnt worden zu sein, denn ich konnte nicht nahe genug zum Schuß kommen, da nichts existirte, um meine Annäherung zu verbergen. Was man die Seeenge nennt, ist eine lange gewundene Strecke Wasser von dreißig bis zu fünfzig Ellen breit und von geringer Tiefe. Sie wird von Wasserpflanzen und Gesträuch begrenzt und ist in manchen Stellen dick mit schwimmendem Grase und Meerlinsen bedeckt. Zahllose Alligatoren und Fische wimmeln darin, ja so unzählig sind sie, daß kaum eine Stelle zu finden ist, wo man keinen sieht. Außerdem sind eine Unzahl kleiner, zwei Zoll langer Fische darin, die den größeren zur Nahrung dienen mögen, welche wiederum von dem Alligator verspeist werden, obgleich es fast wie ein Wunder erscheint, daß so viele große Thiere, in so engen Raum zusammengebrängt, ihren Unterhalt finden können. Nach dem Frühstück fing der Verwalter die Alligatorjagd an. Ein Theil der Neger ging mit langen Stangen in's Wasser und trieb die Thiere zur Seite, wo wieder andere sie mit Harpunen und Schlingen erwarteten. Manches Mal wurde eine solche Schlinge gleich über den Kopf geworfen, oder es geschah dieses auch nachdem das Thier vorher mit der Harpune getroffen war, dann wurde es durch die vereinigte Kraft von zehn bis zwölf

Mann an's Ufer gezogen. Dann näherte sich ein Neger vorsichtig mit einer Art und schlug einen tiefen Hieb nahe der Wurzel des Schwanzes, um erst diese gefährliche Waffe unbrauchbar zu machen, ein anderer Hieb über den Hals entkräftete den Kopf, worauf das Thier liegen gelassen und die Jagd auf einen andern begonnen wurde. Wenn der Strick riß oder die Harpune los ging, mußten die Neger in sehr gewagter Weise im Wasser zwischen diesen gefährlichen Thieren umherwaten. Sie waren von zehn bis achtzehn Fuß lang, manche zwanzig, mit ungeheueren unförmlichen Köpfen und fürchterlichen Reihen langer scharfer Zähne. Wenn wir eine Anzahl am Land hatten, die todt oder sterbend da lagen, wurden sie aufgeschnitten und das Fett, das in bedeutenden Quantitäten um die Eingeweide herum liegt, herausgenommen, und in Packeten in den Häuten der kleineren, welche zu diesem Zweck abgezogen wurden, verpackt. Eine andere kleinere Art ist die, welche gegessen wird, da das Fleisch zarter, als das der größeren Art ist. Nachdem zwölf bis fünfzehn getödtet worden waren, ging der Verwalter mit seinen Leuten nach einem andern nahe gelegenen See, wo die Alligatoren noch zahlreicher waren und wo sie bis gegen Abend noch fünfzig tödteten; den nächsten Tag wurden noch zwanzig bis dreißig getödtet und das Fett aus den anderen genommen. Ich amüßte mich mit meiner Flinte, froch im langen Grase umher, um einen Schuß nach den schönen Wasservögeln zu thun, und wanderte im Campo umher, bis ein Specht oder Rabe meine Ausbauer belohnte. Ich war sehr erfreut, als ich zuerst einen blau und gelben Indianer-Raben erlegte, doch hatte ich einige Stunden lang Mühe

und Arbeit beim Abziehen und Präpariren, denn der Kopf ist so fleischig und muskulös, daß es keine Kleinigkeit ist, ihn ganz zu reinigen. Der große Tugugá (*Mycteria Americana*) stolzirte oft umher, aber mit aller angewandten Vorsicht konnte ich nicht zum Schuß kommen. Der große und kleine weiße Reiher war zahlreich, ebenso der schwarze und graue Ibis, blaue Störche und Enten mehrerer Arten, auch schwarze und gelbe Ariole und eine schöne Art Staare, von denen allen ich einzelne für meine Sammlung erlangte.

Ich hatte hier Gelegenheit, die Art und Weise zu sehen, wie die Fische gesalzen und getrocknet werden. Sie werden theilweise abgezogen und ein großes Stück Fleisch aus ihrer Seite geschnitten, indem man das Rückgrat mit dem Kopf und der Haut verbunden läßt. Jedes Stück Fleisch wird dann der Länge nach auseinander geschnitten, so daß es ein großes offenes flaches Stück bildet, dies wird mit Salz bestreut und auf ein Brett gelegt, darauf kommen andere Stücke und wenn das Salz gehörig durchgedrungen ist, werden sie auf Stangen gehängt, oder auf die Erde in die Sonne zum Trocknen gelegt. Dann werden sie in Ballen von hundert Pfund zusammengepackt und sind fertig für den Markt. Die Knochen und Köpfe geben ein herrliches Fest für die Geyer, oft schleppt sie ein Jaguar während der Nacht weg, doch zieht derselbe einen ganzen Fisch vor, wenn ihm einer im Wege liegt. Im Augenblick, wo der Fisch zerschnitten wird, ist jeder Theil von Tausenden von Fliegen geschwärzt, welche den ganzen Tag ein fortwährendes Summen unterhalten. Die Töne des animalischen Lebens hören in der That nie auf. Gleich nach Son-

nenuntergang beginnen die Reiher, Rohrbommeln und Kraniche ihr mitsöhnendes Geschrei, die Frösche stimmen ihre melancholischen Laute an. Die ganze Nacht durch währt das Springen der Fische und Alligatoren. Aber mit der Morgendämmerung erschallen die außerordentlichsten Laute. Plötzlich und mit einem Male beginnen zehntausend weiß geflügelter Barquets ihren Morgengesang mit kreischendem Geschrei; hundert Scheerenschleifer in voller Arbeit würden kaum eine schwache Idee davon geben. Ein wenig später ertönt ein anderer Lärm: die Fliegen, welche jeden Salm Gras niedergebrückt haben, erwachen mit einem lauten Summen und beginnen ihren Angriff auf die Fische. Jedes Stück, das ein paar Stunden auf der Erde gelegen, ist rund herum mit Massen von Eiern bedeckt.

Ich beschloß, nach Beendigung unserer Jagd, die Rückkehr über den Landweg zu nehmen, um auch das Innere der Insel kennen zu lernen, und kehrte mit zwei Negern nach der vorhin erwähnten Hütte zurück, um am nächsten Morgen zu einem Spaziergang von zehn bis zwölf Meilen über die Campo bereit zu sein. Auf unserem Wege nach der Hütte kamen wir über einen brennenden Theil des Campos, und ich sah das sonderbare Phänomen, daß das Feuer nach zwei verschiedenen Richtungen hin um sich griff. Der Wind führte nämlich das Feuer in einer westlichen Richtung, während das lange Gras, welches sich mit den Spitzen nach den Flammen neigte, das Feuer, wenn auch nicht so schnell, nach Osten fortpflanzte. Die Campos werden jeden Sommer absichtlich in Brand gesteckt; dadurch, daß das grobe Gras abgebrannt wird, entsteht Raum für einen frischen Wuchs, welcher mit

dem ersten Regen emporkwächst. Bei der Hütte schoß ich noch einen großen grauen Reiher, der uns ein gutes Abendbrod abgab, dann hingen wir unsere Hängematten für die Nacht in der kleinen schmutzigen zerfallenen Hütte auf, aus der noch kurz vorher ein Jaguar ein großes Packet Fische geschleppt hatte.

Am Morgen setzte ich meinen Weg fort. Die Scene war im Allgemeinen sehr wüßt und kahl, oft Meilen weit kein Halmchen Gras, dann kam wieder ein Mal ein weites Beet riesenhafter Schilfe, welches sich von einem Ende der Insel bis zum anderen erstreckte; an anderen Stellen waren große Beete flachlicher Mimosen, und in Zwischenräumen bedeutende Strecken laubloser Bäume, auf welchen zahllose Spechte emsig beschäftigt waren. Habichte und Geyer sah man ebenfalls, und der große rothschnablige Toucan (*Rhamphastos Toco*) flog, mit seinem wellenförmigen Schweben zu dreien und viere an uns vorüber. Es war wolfig und windig; da es aber in dieser Jahreszeit nicht regnet, so beeilte ich mich deshalb nicht, und erreichte zeitig am Nachmittage das Haus, wohl müde, aber zufrieden mit meinem Spazirgange. Ich vergaß zu erwähnen, daß die Neger des Abends nach der Alligatorjagd mehrere Hymnen sangen, als Dankgebet, ihren Rachen entgangen zu sein.

Am nächsten Tage war alles emsig beschäftigt, das Del aus dem Fette zu kochen, welches alle Lampen auf dem ganzen Grundstücke des Mr. C. versieht. Es hat keinen angenehmen Geruch, aber nicht schlimmer als Thran.

Bald nach Weihnachten hatten wir in Zwischenpausen ein paar Regenschauer und das Gras fing an grüner zu werden — ein Zeichen, daß der Sommer

balb zu Ende ging. Im Januar kam Mr. E. mit Familie und Besuch, um einige Wochen auf der Insel zuzubringen, und die Zeit verfloß angenehmer. Mehrere Neger wurden auf die Jagd geschickt, und wilde Enten, Rehe, Panzerthiere und Fische, mit Rind- und Hammelfleisch versorgten unsere Speisekammer. Mehrere Jaguars wurden erlegt; eines Tages hatten wir ein schönes Stück davon auf dem Tische, und ich fand das Fleisch schön weiß, ohne irgend einen schlechten Beigeschmack. Es scheint mir überhaupt gewiß zu sein, daß die allgemeine Idee, von der Nahrung des Thieres auf die Qualität seines Fleisches zu schließen, eine ganz irrthümliche ist. Hausthiere, Geflügel und Schweine sind die unreinlichsten Thiere in ihrer Nahrung und doch wird ihr Fleisch sehr geschätzt, während Ratten und Eichhörnchen, die nur vegetabilische Nahrung zu sich nehmen, in allgemeinem Ver- ruf sind. Fleischfressende Fische sind nicht weniger delicat und schmackhaft, als kräuterfressende, und ich sehe keinen Grund, warum nicht andere fleischfressende Thiere eben so gesunde und schmackhafte Nahrung liefern sollten. — Hochwild, welches zu Hause so sehr geschätzt wird, giebt hier das trockenste und geschmackloseste Fleisch, da es zwölf Stunden, nachdem es getödtet worden, gekocht werden muß.

Da mir der Aufenthalt auf der Insel nichts Neues mehr bot, beschloß ich, mit Mr. E. nach Para zurückzulehren, welcher am Wege, noch eine Woche, auf seinem anderen Grundstück auf der Insel Marajo verweilen wollte. Die Reise dahin, in Mr. E's. Schooner, dauerte kaum ein paar Stunden, dann fuhrn wir in einen Fluß ein, welcher nach dem Grundstück, Jungcal genannt, hinaufführt. Bei unserer Ankunft fanden

wir ein noch nicht fertiges, aus Lehm gemauertes Haus, welches unser Aufenthalt sein sollte, so lange wir auf der Insel blieben. Auf der Rückseite des Hauses erstreckte sich, so weit das Auge nur reichen konnte, eine ganz flache Strecke Landes, auf welcher zahllose Heerden Rindvieh weideten. Rund umher waren die „Corrals“ und Hütten für die „Baqueiros“ oder Hirten. An den Ufern des Flusses entlang waren holzbedeckte Stellen und Dickichte, die aus großen stachligten Bambus bestanden.

Die Neger und Mulatten auf dem Grundstück waren meist schöne junge Leute, die abwechselnd ein müßiges und reges Leben führen. Alle ihre Arbeit wird zu Pferde gethan, wo sie sich sehr zu ihrem Vortheile zeigen. Es machte uns viel Vergnügen, zu sehen, wie sie das Vieh einbrachten, oder den „Lasso“ gebrauchten, wenn eins geschlachtet werden sollte. Zu diesem Zweck werden zwei Lasso's über den Kopf oder um die Beine geworfen und das Ende eines jeden von einem Reiter gehalten. Der „Matador“ geht dann auf das Thier los und zerschneidet ihm die Sehnen der Beine mit einem Hirschfänger, und tödtet es durch einen Stich in den Hals und die Brust. Das Thier ist kaum todt, so wird es schon gehäutet und zerhauen, und die Hunde und Geher schwelgen an den Eingeweiden und Blutlachen, die übrig bleiben. Der Anblick war ein widerlicher und ich mochte einer solchen Scene nicht wieder beiwohnen.

Nachdem wir ungefähr eine Woche in Jungcal zugebracht hatten, schifften wir uns wieder ein, um nach Para zurückzulehren. Ein Vieh-Kanoe begleitete uns, und wir sollten selbst einige der Thiere an Bord nehmen. Wir fuhren früh Morgens ab und gelang-

ten in einer Stunde an einen Corral an der Flußseite, wo das Vieh war. Das Boot ankerte ungefähr fünfzig Fuß vom Ufer; in dem Corral waren ungefähr zwanzig bis dreißig Stück wildes Vieh, welche darin so umher wirthschafteten und schlugen, daß sie den Platz schon Knie tief erweicht hatten. Mehrere Leute mit Lasso's versuchten sich einzelner zu bemächtigen, indem sie die Schlingen über ihre Hörner warfen, aber die Thiere gebrauchten alle Mittel, sich nicht fangen zu lassen, sprangen, schüttelten ihre Köpfe und warfen die Schlingen ab, ehe sie festgezogen werden konnten. Jeder hat seine ganze Aufmerksamkeit auf ein Thier gerichtet, welches er nach jedem Theil des Carrols verfolgte; nach wenigen Versuchen gelingt es gewöhnlich, die Schlinge über die Hörner zu werfen und zu befestigen, ein halbes Duzend Leute kommen ihm dann zu Hülfe, um den Ochsen aus dem Corral in's Wasser zu schaffen. Eins nach dem andern wurde an Bord gebracht; bei jedem passirte etwas Interessantes, theils durch die fürchterliche Wuth der Thiere, theils durch die große Geschicklichkeit und das kaltblütige Benehmen der Leute hervorgebracht.

Doch nicht ganz ohne Unfall bekamen wir die Thiere an Bord. Der Haupthirte, ein starker kräftiger Mulatte, war in dem Corral und trieb das Vieh nach dem einen Ende, als sich ein wüthender Ochse auf ihn stürzte und ihn mit der Schnelle des Blitzes augenscheinlich todt zu Boden streckte. Die anderen Leute trugen ihn sofort heraus und wir subren an's Ufer, um ihm Hülfe zu leisten. In ungefähr einer halben Stunde erholte er sich ein wenig. Er schien von dem Kopf des Thieres auf die Brust gestoßen zu sein, der ihn nicht beschädigt hatten. Kurze

Zeit darauf war er wieder im Corral, als wenn nichts passirt wäre, und als alle Thiere eingeschifft waren, kam er an Bord und aß sein gehöriges Mittagessen, sein Appetit hatte durch den Unfall nicht gelitten.

Wir setzten dann unsere Reise fort, aber kaum waren wir wieder im Amazon, als ich wieder das unangenehme Gefühl der Seekrankheit verspürte. Die nächste Nacht hatten wir einen starken Wind, welcher unser Hauptsegel in Stücken riß. Den folgenden Tag landeten wir an einer kleinen Insel, die Insel der Pfeile genannt, wegen der sonderbaren Art Rohr, welches in Masse dort wächst und welches von den Indianern zu Pfeilen benutzt wird. Wir blieben hier fast den ganzen Tag, aßen unter den schattigen Bäumen, streiften umher und suchten Früchte. Besonders war eine wilde Frucht dort in Menge zu finden, von der Größe einer kleinen Pflaume, außerdem noch viele schöne Früchte und Blumen, die unsere Aufmerksamkeit erregten. Vor einigen Jahren soll dieses Eiland von wilden Schweinen gewimmelt haben, die aber jetzt fast ganz vertilgt sind. Den nächsten Tag passirten wir den östlichen Theil der Insel Marajo, wo ein plötzlicher Wechsel des Wassers vom Amazon- und Parafluß ist. Das Erstere ist gelblich und frisch und das Letztere grün und salzig; sie vermischen sich bei ihrem Zusammenflusse sehr wenig, so daß wir in einem Augenblick von einer Art Wasser in's andere kamen. Zwei Tage darauf erreichten wir Para.

V.

Doktor Materer's Jäger Luiz. – Vögel und Insekten. – Vorbereitung zu einer Reise. – Erster Anblick von Piroroco. – St. Domingo. – Senhor Calistro. – Seine Sklaven. – Anekdote. – Rohrfeld. – Tagesreise in den Wald. – Wirth. – Rückkehr nach Para. – Blaudenbügel und gelbe Papageien.

Ich hatte an Mr. Miller geschrieben, und ihn gebeten, mir ein kleines Haus in Nazaré zu mietben; da er ein solches gefunden, zog ich bei meiner Ankunft sogleich ein, und ging, soweit es mir das regnigte Wetter gestatten wollte, nun regelmäßig zu Werke. Ein alter Portugiese, welcher neben meinem Hause eine Art Taverne hielt, bestellte meine Küche, so daß ich mich ohne Diener behelfen konnte. Die Knaben der Nachbarschaft erfuhren bald, daß ich angekommen und ein Käufer aller Arten „Bichos“ wäre. Schlangen gab es jetzt viele, jeden Tag wurden mir einige gebracht, die ich in Spiritus legte.

Da es in dieser Jahreszeit nicht viele Insekten giebt, so hegte ich den Wunsch, einen Jäger zu engagiren, welcher mir Vögel schießen sollte. Ich fand bald einen solchen in der Person eines Negers, Na-

mens Luiz, der viel Erfahrung hatte. Er war während des ganzen siebzehnjährigen Aufenthalts des Dr. Materer bei demselben gewesen; der Doctor hatte ihn noch als Knabe in Rio de Janeiro gekauft, und als er Para im Jahre 1835 verließ, ihm die Freiheit geschenkt. Seine Beschäftigung während der ganzen Zeit, die er beim Doctor gewesen, bestand in Schießen und Häuten der Vögel und Thiere. Jetzt hatte er ein wenig Land und hatte sich genug gespart, um sich selbst ein Paar Slaven zu halten. Er ist in Congo geboren und ein sehr großer und schöner Mann. Ich gab ihm täglich einen Milree (20 gGr.) und Essen. Er pflegte mich oft mit den Erzählungen von seinen Reisen mit dem Doctor, wie er stets Materer nannte, zu unterhalten, er erzählte mir, daß er von ihm sehr gut behandelt worden sei, und stets ein kleines Geschenk erhalten habe, wenn er ihm einen neuen Vogel brachte.

Luiz war ein ausgezeichnete Jäger, er wanderte vom Morgen bis zur Nacht auf große Entfernungen in den Wäldern umher, und brachte gewöhnlich irgend einen schönen Vogel heim. So brachte er mir bald mehrere schöne Cardinal-Pfefferfresser, rothbrüstige Trogons, Toucans u. s. w. Er kannte den Aufenthalt und die Gewohnheit eines jeden Vogels und konnte ihre verschiedenen Töne so täuschend nachahmen, daß er sie dadurch zu sich rief.

Der schöne kleine Esmeralda-Schmetterling (*Naetora Esmeralda*) schien sich an diesem regnetigen Wetter zu erfreuen, denn fast jeden nassen Tag fing ich in einem engen dunkeln Pfade des Waldes ein oder zwei Stück, obschon ich sonst nie einen an irgend einer andern Stelle sah. Einige Mal machte ich einen Spaziergang

nach den Reismühlen, um meinen Freund Mr. Leavens zu besuchen und um einige der seltenen Insekten zu erlangen, die in der Nähe der Stadt nicht zu finden waren. Mehrere junge Leute in Para hatten sich Sammlungen angelegt, und es ist ein Beweis der ungeheuren Vielfältigkeit und Ueppigkeit des Insekten-Lebens in diesem Lande, daß ich in jeder noch so kleinen Sammlung immer etwas Neues fand.

Da ich viel von dem „Piroroco“ gehört, welcher in dem Guama-Flusse während den Spring-Fluthen vorkommt, beschloß ich einen kleinen Ausflug zu machen, um ihn zu sehen und um eine Abwechslung in mein einförmiges Leben zu bringen. Ich wünschte sehr in einem eignen Kanoe zu gehen, um, wo es mir gefiele, bleiben zu können, und kaufte deshalb eins, welches ich für mich passend fand, von einem Franzosen in Para, bezahlte einen Theil des Kaufgelbes und ließ es segelfertig machen. Da das Kanoe klein war, brauchte ich nur wenig Leute, und beschloß daher, nur einen Lootsen und noch einen Mann oder Knaben außer Lutz mitzunehmen.

Ich fand bald einen Knaben, der mir schon häufig Insekten gebracht hatte; seinem Aeußern nach war er ein Indianer, aber seine Mutter war von der Neger-Race und Sclavin, folglich theilte ihr Sohn ihr Geschick. Ich mußte ihn deshalb von seinem Herrn, einem Officier, mietthen, und kam mit demselben überein, ihm drei Milrees (ungefähr 2½ Thlr.) monatlich zu geben. Die Leute erzählten, daß des Knaben Herrn sein Vater wäre, welches, da er ihm ähnlich sah, wohl möglich war. Gewöhnlich trug er, um sein Davonlaufen zu verhindern und als Strafe eine große schwere

Kette um Leib und Fuß; er verbarg sie zwar unter seinen Beinkleidern, aber man hörte sie bei jedem Schritt, den er machte, klirren. Natürlich wurde sie ihm abgenommen, als er mir überliefert wurde, und er versprach treu und fleißig zu sein, wenn ich ihn mit mir nähme. Auch einen lahmen Spanier fand ich, der den Fluß kannte, und ich engagirte ihn als Lootsen. Er bat mich, ihm einige Milrees im Voraus zu geben, um sich einige Kleidungsstücke zu kaufen; als ich ihn aber nachher brauchte, um mir beim Laden des Kanoes behülflich zu sein, fand ich ihn, wie er sich an Zwieback und Käse, mit Del und Essig und Knoblauch labte, und es mit einer solchen Portion Cayaca hinunterspülte, daß er davon ganz berauscht wurde; ich sah mich deshalb genöthigt, bis zum nächsten Tage zu warten, an welchem er, nachdem er sein ganzes Geld ausgegeben, ein wenig nüchtern und ganz ruhig und gehorsam wurde.

Endlich, nachdem Alles fertig war, brachen wir auf und fuhren mit der Fluth gemächlich rudernb den Fluß hinauf; zur Nacht, als die Fluth sich wandte, ankerten wir einige Meilen stromaufwärts in dem Guama. Der Guama ist ein schöner Strom; in den niedern Theilen ungefähr eine halbe Meile breit. Eine kurze Strecke weiter herauf werden die Ufer etwas bergig und sind mit vielen schönen Sitios besetzt. Während der Ebbe ankerten wir gewöhnlich an einem Gehöfte oder Hause, wo wir ans Ufer gingen und unter einem Baume ein Feuer anmachten, wobei wir unser Mittag- und Abendbrod kochten. Ruiz nahm seine Flinte, ich mein Insekten-Netz, und so wanderten wir in den Wald, wo wir die Zeit zu unserem Besten nützten, bis die Fluth wieder kam

und wir unsere Reise fortsetzen konnten, während welcher ich mich gewöhnlich mit dem Häuten der Vögel und mit meinen Insekten beschäftigte. Ungefähr dreißig Meilen über Para fängt der Piroroco an. Früher soll eine Insel an diesem Punkte des Flusses gewesen sein, die aber, wie man sagt, durch das fortwährende Rollen des Piroroco weggespült sein soll. Nachdem wir diesen Platz passiert hatten, erwarteten wir sogar einen seiner Ueberfälle, da jetzt die höchsten Springfluthen waren, die aber doch in dieser Jahreszeit (Mai) noch nicht hoch genug sind, um ihn mit großer Gewalt hervorzubringen. Er kam jedoch plötzlich mit einem großen Brausen in Gestalt einer großen Woge angestürzt, die sich schnell den Strom herauf wälzte, sich an den Ufern und Sandbänken brach, und sie mit Schaum bedeckte.

Den nächsten Tag erreichten wir São Domingo, ein kleines Dorf an dem Zusammenfluß des Guama- und Capim-Flusses. Ein Brasilianischer Kaufmann, an den ich ein Empfehlungsschreiben hatte, stellte mir sein Haus zur Verfügung; ich hielt ihn beim Wort und blieb einige Tage dort. Luiz ging alle Tage in die Wälder und brachte mir stets einige Vögel, während ich Insekten suchte, die aber nicht sehr zahlreich waren, da die trockene Jahreszeit kaum begonnen hatte. Viele mit Orangenbäumen besetzte schöne Wege führten nach den Reis- und Mandioca-Feldern, in denen ich umher wanderte. Unsere Speise bestand gewöhnlich in Fischen und getrocknetem Fleisch mit Reis und Bohnen. Das Haus war wenig besser als eine Lehmhütte und das ganze Meublement bestand in einer Bank, einem schlechten Tisch und einigen Hängematten. Alle außerhalb der Städte wohnenden Leute in die-

sem Lande denken sehr selten daran, viel Arbeit oder Geld an eine bequeme Einrichtung zu verwenden.

Nachdem wir hier ohne besondern Erfolg für meine Sammlungen fast eine Woche verweilt hatten, fuhren wir den westlichen Arm des Flusses herauf. Dieser wird Capim genannt. Mein Kanoe war keins der fest gebauten und ging sehr unruhig; gleich hinter dem Dorfe kam ein plötzlicher Stosswind, der es umwarf und mit Wasser füllte. Mit großer Schwierigkeit brachten wir das Segel herunter und banden das Boot an einen Strauch am Ufer, bis der Sturm vorüber war. Dann fuhren wir zwei oder drei Tage recht angenehm hin, am Lande wechselten recht hübsch Rohrfelder, Reisstrecken und Häuser ab. Endlich kamen wir nach São João, dem Gute des Senhor Calistro, an welchen ich ebenfalls Empfehlungsschreiben hatte. Er empfing mich sehr freundlich, und als ich ihm den Zweck meines Besuchs mittheilte, bat er mich, so lange ich nur wollte, bei ihm zu bleiben, und versprach, mir auf jede Weise behülflich zu sein. Er war ein starker, munter aussehender Mann von ungefähr dreißig Jahren und hatte erst kürzlich eine Reismühle und Speicher erbaut, gewiß das beste und modernste Gebäude, welches ich im Lande gesehen. Es war ganz massiv erbaut, den Mühlen näherte man sich in Bogengängen, und die Remisen, Speicher und Wohnzimmer waren in den Seitenflügeln. Die beiden Flügel des Gebäudes wurden durch eine am ersten Stock laufende Gallerie oder Veranda verbunden, von der man auf die Mühle mit ihrem großen Rade in der Mitte herabsehen konnte; durch die Fenster hatte man die schöne Aussicht auf den Fluß, und vor der ganzen Front der Häuser lief ein schöner Steinbamm entlang. Alles

war in gebiegenem Styl und hatte mehrere tausend Pfund gelöst.

Er hatte einige fünfzig Sklaven von jedem Alter, und eben so viele Indianer, die er auf seinen Zuckerrohr- und Reisfeldern, in den Mühlen und auf seinen Kanoe's beschäftigte. Er machte Zucker und Cacao, aber mehr das Letztere, da es sich am Besten bezahlt macht. Jedes Stück Arbeit wurde auf dem Grundstück geliefert; er hatte Schuhmacher, Schneider, Zimmerleute, Schmiede, Schiffbauer und Maurer, entweder Sklaven oder Indianer. Er erzählte mir, daß er, indem er die Sklaven und Indianer zusammen arbeiten ließe, mehr Arbeit von den letzteren erlangte, als durch irgend ein anderes System. Indianer unterwerfen sich sehr ungern einer bestimmten Arbeitszeit, wenn sie allein arbeiten; wenn sie aber mit den Sklaven arbeiten, welche regelmäßige Stunden im Auf- und Abhören halten müssen, auch gewisse Arbeit zu einer bestimmten Zeit zu liefern haben, dann unterwerfen sie sich denselben Regeln und machen fröhlich dieselbe Arbeit. Jeden Abend bei Sonnenuntergang kamen alle Arbeitsleute zu ihrem Herrn und boten ihm gute Nacht, oder forderten seinen Segen. Er saß dann gewöhnlich auf einem Lehnstuhl in der Veranda, wo jeder Einzelne mit einer seinem Alter oder seiner Stellung angemessenen Begrüßung vorüberging. Die Indianer begnügten sich gewöhnlich mit einem „Boa noite“ (gute Nacht); die jüngern und die meisten Frauen und Kinder streckten ihre Hände aus und baten „Eua bencas“ (Euren Segen), worauf er gewöhnlich erwiderte „Deos te bencoe“ (Gott segne euch), und dabei das Zeichen des Kreuzes machte. — Andere — und dies waren meistens die alten Neger

— sagten: „Louvado seja o nome do Senhor Jesu Christo“ (Gefegnet sei der Name des Herrn Jesus Christus), worauf er wieder mit großer Feierlichkeit erwiderte: „Para sempre“ (für immer).

Die Kinder begrüßen ihre Eltern auf dieselbe Weise jeden Morgen und Abend, auch von jedem Fremden, der das Haus betritt, erbitten sie sich den Segen, kurz, es ist die allgemeine Begrüßungsformel aller Kinder und Untergebenen.

Die Sklaven wurden außerordentlich gut behandelt. Senhor Calistro gab mir die Versicherung, daß er nie einen Sklaven verkaufe, außer als Strafe, wegen Unverbesserlichkeit oder schlechter Führung. An den hauptsächlichsten Festen und Heiligen-Tagen haben sie frei, bei welcher Gelegenheit dann immer ein Ochse geschlachtet und Rum ausgetheilt wird. Jeden Abend, wenn sie von der Arbeit kommen, bringen sie ihre verschiedenen Anliegen vor: Einer wünscht ein wenig Kaffee und Zucker für seine Frau, welche unwohl ist, ein Anderer bittet um ein Paar Hosen oder ein Hemd; ein Dritter fährt mit einem Kanoe nach Para und bittet um einen Milree, damit er sich Etwas kaufen könne u. s. f. Diese Verlangen werden ihnen gewöhnlich gewährt, Senhor Calistro sagte mir, daß er nie Ursache hätte, etwas zu verweigern, weil die Sklaven nie etwas Unbilliges verlangen, noch sich eine Gunst erbitten, wenn sie eine solche durch schlechte Führung nicht verdient haben. Kurz, Alle betrachteten ihn wie einen Patriarchen, obgleich er nicht mit sich scherzen ließ und sehr streng gegen unbedingte Faulheit war. Beim Reisessammeln hatten Alle eine bestimmte Quantität einzubringen, und solche, welche verschiedene Male

aus Faulheit rückständig blieben, wurden mit einer kleinen Züchtigung bestraft.

Er erzählte mir, daß er einen Sklaven gekauft hatte, der unverbesserlich faul, obgleich stark und gesund war. Den ersten Tag wurde ihm eine mittlere Aufgabe gestellt, die er aber kaum über die Hälfte fertig brachte, wofür er eine milde Prügelstrafe erhielt. Den zweiten Tag erhielt er eine weit größere Aufgabe mit der Zusicherung einer weit strengeren Prügelstrafe, wenn er sie nicht fertig machte. Er fehlte und sagte, es ginge über seine Kräfte, und empfing die Prügel. Den dritten Tag bekam er ein noch bedeutend größeres Stück Arbeit mit einer noch viel schärferen Strafe in Aussicht; da er nun fand, daß die ersten beiden Zusicherungen streng gehalten worden waren, und daß er wahrscheinlich nichts gewinnen würde, wenn er seinen Plan fortsetzte, beendigte er die Arbeit mit Leichtigkeit und machte seit der Zeit dieselbe Quantität, was überhaupt nicht mehr war, als jeder gute Arbeiter auf dem Gute machte. Jeden Sonntag Morgen, obgleich sie nicht arbeiten, müssen sie vor ihrem Herrn erscheinen, außer wenn sie besondern Urlaub haben; dies, sagte mir Senhor Calistro, geschehe, damit sie nicht nach entfernten Plantagen gehen könnten, um dort zu stehlen.

Senhor Calistro war ein so freundlicher Mann, als ich je gesehen; ich durfte nur den leisesten Wunsch hegen, und wenn es in seiner Macht stand, wurde er augenblicklich erfüllt. Er verlegte seine Eßzeit, um sie meinen Ausflüchten in den Wäldern anzupassen, und traf überhaupt jedes Arrangement zu meiner Bequemlichkeit. Ein jüdischer Herr besuchte ihn, als ich dort war; er fuhr den Fluß hinauf, um einige Gel-

der einzuholen und brachte einen Brief für Senhor Calistro. Er blieb einige Tage bei uns, und da er kein Fleisch essen wollte, weil es nicht nach den Vorschriften seiner Religion getödtet worden war, noch Fische ohne Schuppen, welches einige der besten sind, die hier im Flusse gefangen werden, so konnte er kaum den ersten Tag etwas bei Tische finden, was er essen durfte. Aber jeden folgenden Tag, den er bei uns blieb, waren verschiedene schuppige Fische gekocht und geröstet, geschmort und gebraten, mit Eier, Reis und Gemüsen in Masse auf dem Tische, so daß er stets eine gute Mahlzeit halten konnte. Senhor Calistro amüßte sich über seine Scrupel, obgleich stets sehr bescheiden und artig, und ergöhte sich mit Fragen über den Ritus seiner Religion, wie auch über die Meinige, und erklärte uns auch die katholische Lehre über dieselben Punkte. Er erzählte uns so manche Anekdote, von denen die folgende ein Probefstückchen von der Leichtgläubigkeit der Neger ist. „Es war einmal ein Neger,“ erzählte er, „der ein sehr schönes Weib hatte, welchem ein anderer Neger viele Aufmerksamkeit erwies, wenn sich ihm eine Gelegenheit darbot. Eines Tages geht der Mann auf die Jagd, und der andere Neger glaubt eben eine solche Gelegenheit wahrnehmen zu müssen, und stattet der Dame einen Besuch ab. Der Mann kehrt jedoch ganz unerwartet zurück, und der Besuch sieht sich genöthigt, die Balken zu erklimmen, um sich hinter den dort liegenden Brettern und alten Körben zu verstecken. Der Mann setzt sich in seine Hängematte, stellt seine Flinte neben sich in eine Ecke und ruft seine Frau, ihm das Abendessen zu besorgen. Zufällig richtet er seinen Blick nach oben und sieht ein Bein, welches sich zwischen den Körben hervor-

streckt, und glaubend, etwas Uebernatürliches zu sehen, bekreuzigt er sich und betet: „O Herr! beschütze uns vor allen über unseren Köpfen erscheinenden Dämonen!“ Der Andere, welcher es hört, versucht seine Beine nach sich zu ziehen, verliert aber dabei das Gleichgewicht und kommt plötzlich vor den erstauuten Mann zu stehen, der ihn halb erschreckt fragt: „Wo kommt Ihr her?“ „Ich komme so eben vom Himmel,“ sagt der Andere, „und habe Euch Neuigkeiten mitgebracht von Eurer Tochter Maria!“ „O! Weib, Weib!“ ruft er, „komm und sieh einen Mann, welcher uns Neuigkeiten von unserer kleinen Tochter Maria bringt;“ dann sich zu den Besuch wendend fährt er fort: „Und was machte meine kleine Tochter, als Ihr sie verließet?“ „O! sie saß zu den Füßen der Jungfrau, mit einer goldenen Krone auf ihrem Haupte und rauchte aus einer ellenlangen goldenen Pfeife.“ „Und gab sie Euch keine Bestellung mit an uns?“ „O ja! sie schickt Euch viele Grüße und läßt Euch bitten, ihr zwei Pfund Taback von der kleinen „Rhossa“ zu schicken, denn sie haben nicht halb so guten da oben.“ „O! Weib, Weib! bringe zwei Pfund Taback von der kleinen „Rhossa“ für unsere Tochter Maria, die im Himmel ist und sagt, sie hätte keinen halb so gut da oben.“ Der Taback wurde gebracht und der Besuch wollte gehen, als er gefragt wurde: „Sind viele Weiße da oben?“ „Sehr wenige“, erwiderte er! die sind alle unten bei dem Diabolo!“ „Das dachte ich mir!“ erwiderte der Andere, augenscheinlich ganz zufrieden: „Gute Nacht!“

Senhor Calistro hatte ein sehr schönes Kanoe, aus einem Stücke Holz gemacht, und ohne einen einzigen Nagel gearbeitet. Er fuhr oft darin nach Para, beinahe zwei Hundert Meilen weit, und erreichte, mit

zwölf guten Indianern zum Rudern und einer Ladung Caraca, die Stadt, ohne anzuhalten, in vierundzwanzig Stunden. Wir fuhren oft mit acht kleinen Neger- und Indianer-Anaben, welche immer zum Rudern bereit sein mußten, nach den Rohrsfeldern. Ich nahm dann meine Flinte und Reze und schoß Vögel oder fing Insekten, während Senhor Calistro die Jungen nach einer schönen Blume klettern, welche ich bewunderte, oder die Frucht der Passions-Blume sammeln ließ, die wie goldne Äpfel in dem Dickicht am Ufer hingen. Sein Rohrsfeld war in diesem Jahre ein und eine halbe Meile lang und eine viertel Meile breit, und sehr reich und üppig; auf demselben kreuzten sich acht Wege, alle an jeder Seite mit Bananen und Ananas bepflanzt. Er erzählte mir, daß, wenn die Frucht reif ist, ein jeder Sklave und Neger so viel ihm beliebt, nehmen kann, und daß stets noch Ueberfluß ist.

Senhor Calistro wollte jetzt mehrere Indianer-Jäger einen kleinen Strom herauf nach den tiefen Wäldern schicken, um für ihn dort zu jagen, Wild zu trocknen und zu salzen, und lebende Schildkröten zu bringen, deren es viele in den Wäldern giebt. Ich wünschte mir besonders eine große und schöne Art Tinamus oder Brasiliansches Rebhuhn, welches sich in diesen Wäldern hielt, das ich aber noch nicht angetroffen hatte. Ebenso wünschte ich mir sehrnächst einen hyazinthenfarbigen Raben (Macaco) zu verschaffen. Kaum hatte mein freundlicher Wirth davon gehört, so machte er mir das Anerbieten, mich mit ihnen gehen zu lassen und mir ein kleines Kanoe und einen Indianer mitzugeben, um zurückkehren zu können, wenn es mir gefiele, da die Leute zwei bis drei Monate fortbleiben

würden. Alles was die Indianer mitnahmen, war Farinha und Salz, und Pulver und Blei; aber mein Kanoe belud mein freundlicher Wirth mit Hühnern, geröstetem Fleische, Eier, Ananas und Kokusnüssen, so daß ich gut versehen abfuhr. Ungefähr eine halbe Tagereise stromaufwärts fuhren wir in einen kleinen engen Strom ein, am anderen Tage gelangten wir in den noch wilden und unbetretenen dunkeln Wald. Der Strom war sehr eng und sehr gewunden und lief mit großer Kraft und Schnelligkeit um die Biegungen, die oft durch Büsche und gefallene Bäume verstopft waren. In diesen dunkeln Schatten sah man selten eine Blume. Einige der schönen blauen großen Schmetterlinge (Morphos) flogen mitunter übers Wasser oder saßen auf einem Blatte am Ufer, und zahllose Eisvögel mit schönen grünen Rücken schossen vor uns her. Am Nachmittage fanden wir einen kleinen gelichteten Fleck, gewöhnlich ein Halteplatz der Jäger, und hier hingen wir unsere Hängematten auf, machten Feuer an, und bereiteten uns vor, die Nacht zuzubringen. Nach einem herrlichen Abendbrod und Kaffee legte ich mich in meine Hängematte und blickte durch die Laubdecke über mir nach dem besternten Himmel, von welchem die Feuerfliegen, welche in dem Laubwerke umherflirrten, kaum zu unterscheiden waren. Es war eine Art der Pyrophorus, größer als irgend eine, welche ich in Para gesehen hatte. Sie schien von dem Feuer angelockt zu werden, zu welchem sie in Menge kamen; wenn ich eine des Abends über die Zeilen einer Zeitung hielt, war es mir ganz gut möglich, zu lesen. Die Indianer amüßten sich mit Erzählungen ihrer Jagd-Abenteuer, ihrer Kämpfe mit Jaguars und Schlangen, und wie sie sich so oft im Walde verirrt.

Einer erzählte, daß er sich zehn Tage lang im Walde verirrt, und daß er die ganze Zeit über nichts gegessen hatte, denn er besaß kein *Farinha* mehr, und obgleich er hätte Wild genug schießen können, wollte er es doch nicht allein essen, und schien ganz erfreut, daß ich ihn einer solchen Handlung fähig hielt, obgleich ich noch der Meinung bin, daß das Fasten eine ganze Woche lang wohl solche Scrupel haben könnte.

Den nächsten Tag gingen die Indianer auf die Jagd und kehrten am Nachmittage mit zwei Trompetern (*Psophia viridis*) und einem Affen zurück, welchen ich häutete; da aber einer der Indianer erst spät zurückkam, konnten wir unsere Reise erst den nächsten Tag fortsetzen. Um drei Uhr Nachmittags erreichten wir einen andern Halteplatz, wo sich die Indianer aus Rast machten, eine kleine Schlafhütte zu errichten. Sie mußten eine weite Strecke nach einem Blätterdache laufen, da nur ein einziger Palmbaum ungefähr eine Meile abstand. Diesen füllten sie, um unsere Hütte mit einem Dache zu versehen.

Wir hatten während der ganzen drei Tage, die wir da waren, fortwährend schönes Wetter und brauchten die Hütte nicht. Wir hatten hier keine besondere Jagd. Die Jäger schossen einige Rehe und Hirsche, große Vögel und Affen, fanden aber nichts von dem, was ich besonders wünschte.

Mit geringer Beute ging ich nach drei Tagen wieder an meine Rückreise, während die übrigen weiter in den Wald einbrangen, um nach einem bessern Jagdrevier zu spähen. Am zweiten Tage erreichten wir wieder den offenen Fluß, und ich freute mich des Wechsels zwischen dem dunkeln Walde, dem bumpygen Laubwerk, den verworrenen Blättern und Zweigen,

und dem hellen Sonnenschein, dem blauen Himmel, mit den zwitschernden Vögeln und den bunten Blumen an den Ufern. Als wir an einem Grundstücke des Senhor Calistro am gegenüber liegenden Ufer des Flusses vorüber kamen, ging ich ans Land, um einen großen Ziegensauger zu schießen.

Nach einem nochmaligen Aufenthalt von einigen Tagen verließ ich das gastliche Dach des Herrn Calistro, beladen mit allen möglichen Delicateffen: Eier, Tapioca, ein geröstetes Schweinchen, Ananas, eingemachte Früchte und Süßigkeiten wurden nach meinem Kanoe gesandt, und ich sagte mit Bedauern meinem lebenswärtigen Wirth Lebewohl.

Auf meinem Wege abwärts belamen wir wieder mit dem Piroroco zu thun, als wir es kaum erwarteten. Wir waren an einer Zuderplantage aus Land gestiegen, um auf die Fluth zu warten, als der Berwalter uns sagte, daß wir besser thäten, wenn wir weiter in den Strom hineinführen, da der Piroroco hier wüthete. Obgleich ich nun glaubte, daß er uns nur erschrecken wollte, hielt ich es doch für rathsam, so zu thun. Während wir nun erwarteten, daß die Fluth kommen sollte, kam plötzlich eine große Welle brausend daher und brach sich an dem Plage, wo unser Kanoe vorher gelegen hatte. Als die Welle vorüber war, wurde das Wasser so ruhig als vorher, nur strömte es mit einer größeren Schnelligkeit. Den Fluß weiter hinab sahen wir überall die Zeichen seiner Verheerungen an den entwurzelten Bäumen, welche am Ufer entlang lagen und an den hohen Ufern, wo die Erde fortgerissen war. Im Winter, wenn die Sprungfluthen am höchsten sind, bricht sich der Piroroco mit fürchterlicher Gewalt, und zertrümmert oft

Boote, welche unvorsichtig in zu flachem Wasser gelassen werden. Der für gewöhnlich angenommene Grund dieses Phänomens ist augenscheinlich nicht der richtige, denn hier findet kein Zusammentreffen von Salz und frischem Wasser statt, und auch der Strom ist nicht besonders eng, wo er sich zuerst zeigt. Ich sammelte alle Nachrichten, welche ich hinsichtlich der Tiefe und Untiefe des Flusses, wie seiner seichten Stellen erlangen konnte. Wo der Piroroco sich zuerst zeigt, zieht sich eine seichte Stelle über den ganzen Fluß, und weiter unterhalb ist der Strom etwas verengt. Die Fluth fließt bis hinter Para mit großer Schnelligkeit, und indem sie in den Guamafluß einströmte, gelangt sie in den engern Theil des Flußbettes. Hier wird nun der Körper und Umfang des Fluthwassers größer, und fließt tiefer und schneller, kömmt nun plötzlich zu dieser seichten Stelle und erhebt sich und bildet eine Welle in eben der Weise, in welcher ein großer Stein auf dem Grund eines schnell strömenden Baches eine wellenförmige Erhöhung verursacht, während ein langsam fließender seine glatte Oberfläche bewahrt. Diese Welle ist von großem Umfange und da dieser große Wasserkörper in Bewegung gesetzt ist, braust er ungebroschen fort. Wo eine seichte Stelle im Flußbette oder am Ufer ist, bricht sie sich, vermehrt sich, wenn sie über geringe Sandbänke zc. geht, und strömt mit größerer Schnelligkeit, wenn der Fluß enger wird. In Zeiten, wo die Fluth niedrig ist, steigt sie auch weniger schnell, deshalb setzt sie auch einen bedeutend kleineren Wasserkörper in Bewegung; die Tiefe des sich bewegenden Wassers ist geringer, deshalb kömmt sie auch nicht mit dem Grunde an der seichten Stelle in Berührung und bildet keine Welle. In dem Mojá

und Acarra zeigt sich dasselbe Phänomen; und da diese Flüsse alle parallel laufen, ist es wahrscheinlich, daß dieselbe Fellschicht sie durchschneidet, und eine ähnliche Bank in allen bildet. Es erklärt sich hierdurch auch, weshalb nur eine und nicht mehrere Wellen entstehen; wenn nämlich die erste Welle vorüber ist, so ist das Wasser so gestiegen, daß die Strömung nicht mehr die Bank berührt, und folglich die Collisino nicht stattfindet.

Bei meiner Ankunft in Para nahm ich meinen Aufenthalt wieder in Nazaré. Während meiner Reise hatte ich gefunden, daß das Boot viel zu unruhig und beengt war, um damit den Amazonasstrom zu befahren, ich gab es deshalb dem Eigenthümer zurück, welcher es und für meinen Zweck geeignet mir garantierte hatte. Mit vieler Mühe und Noth verstand er sich endlich dazu, es wieder zu nehmen, wobei ich aber die angezahlten zehn Pfund einbüßte. Anfangs Juli kam mein jüngerer Bruder nach Para, um mir behülflich zu sein, und bei der Rückkehr des Schiffes, in welchem er ankam, schickte ich meine bis dahin gemachten Sammlungen von Fischen und Insekten nach England mit.

Eines Tages waren wir so glücklich, eine kleine Zahl der seltenen Glodenvögel (*Casuarhynchus carunculata*) anzutreffen, sie waren aber leider an einem sehr dick belaubten und hohem Baume und nahmen die Flucht, ehe wir zum Schuß kommen konnten. Obgleich es vier Meilen weit in den Wald war, gingen wir dennoch den nächsten Tag wieder hin, fanden sie wieder auf demselben Baume, aber hatten auch keinen besseren Erfolg, den dritten Tag gingen wir wieder, sahen sie aber von der Zeit an nie mehr. Dieser

Bogel ist von einer schneeweißen Farbe und der Größe einer Amsel, hat einen breiten Schnabel und nährt sich von Früchten. Oben an der Wurzel des Schnabels wächst eine fleischige dünne, zwei bis drei Zoll lange Masse, welche spärlich mit kleinen Federn bewachsen ist und an einer Seite herunterhängt, nicht wie ich es so häufig bei ausgestopften Vögeln gesehen, wie ein Horn vorstehend. Dieser Vogel ist seines lauten, hellen und reinen Tones wegen bemerkenswerth, den er am Mittag wie eine Glocke erschallen läßt, wenn fast alle anderen Vögel schweigen.

Einige Tage darauf fanden wir an demselben Baume mehrere schöne gelbe Papageien. Diese werden hier Imperial-Papageien genannt und werden ihrer Farbe wegen, welche die der Brasilianischen Flagge, gelb und grün ist, sehr geschätzt. Ich hatte schon lange nach einem solchen gesucht, und war sehr erfreut, als mein Bruder einen schoß.

VI.

Abfahrt von Para. – Einfahrt in den Amazonasstrom. – Ankunft in Santarem – Die Stadt und ihre Bewohner. – Reise nach Montealegre. – Mtsquito's. – Tagereise nach Serraa. – Eine Viehzucht. – Felsen, Bilderschrift und Höhle. – Die Victoria regia. – Mantiocca-Felber. – Ein Feste. – Rückkehr nach Santarem. – Seltene Insekten. – Sonderbares Fluth-Phänomen. – Abfahrt von Santarem. – Obsequ. – Villa Nova. – Ein freundlicher Priester. – Serpa. – Weihnachten am Amazon.

Wir bereiteten uns jetzt zur Reise auf dem Amazon vor und beschlossen, zuerst nach Santarem, ungefähr fünfhundert Meilen stromaufwärts, zu gehen, welches laut Nachrichten, die wir über die Gegend eingezogen hatten, der Sitz bedeutenden Handels sein sollte. Wir mußten eine lange Zeit auf eine günstige Gelegenheit warten, endlich fand sich eine. Wir einigten uns mit einem Schiffer, welcher mit einem kleinen Kanoe leer nach Santarem zurückkehrte.

Wir hatten die Kajüte, die freilich sehr nach Salzfischen duftete, und die ein Paar zurückgelassene Felle nicht angenehmer machte, für uns in Gebrauch. Reisende am Amazon dürfen eben nicht sehr wählerisch

sein, wir brachten deshalb unsere Sachen an Bord und hingen unsere Hängematten, so bequem es eben gehen wollte, für die Reise auf.

Unser Kanoe hatte ein sehr ungleiches Verdeck, und wie wir bald fanden, auch ein leckes, welches auf unsere Bequemlichkeit sehr störend einwirkte und unsere Kleidungsstücke und Hängematten sehr oft der Nässe aussetzte.

Wir legten tüchtigen Vorrath zur Reise ein, liehen von unseren englischen und amerikanischen Freunden einige Bücher, um die Zeit zu vertreiben, und verließen im Anfang des August Para. Ein günstiger Wind trieb uns bald hinter die gegenüberliegenden Inseln in den weiten Strom. Den nächsten Tag fuhren wir über den kleinen See, welcher sich den Mündungen der Tocantins gegenüber bildet, und segelten einen schönen Strom hinauf, bis wir wieder zwischen den Inseln waren und bald in einen engen Canal geriethen, welcher die Verbindung zwischen dem Para- und Amazonenstrom bildet.

Wir fuhren nun mehrere Tage in diesen engen Canälen, welche ein förmliches Wassernetz bilden. — Wir mußten jeden Tag auf die Fluth warten, und an der Küste entlang bugsiren, da kein Wind wehete. Eine kleine Montaria mußte dann mit einem langen Tau ein Stück vorfahren, das Tau an einem hervorstehenden Baume oder Busche befestigen und dann mit dem anderen Ende zu dem größeren Kanoe zurückkehren und es so fortziehen. Das Tau wurde dann weiter gefahren und die Operation fortwährend wiederholt, bis die Fluth sich wandte und wir zuletzt gar nicht gegen die Strömung arbeiten konnten. An vielen Stellen des Canals erfreute ich mich an den

hellen verschiedenen Farben der Blätter, welche die ganze Verschiedenheit unserer herbstlich heimatlichen Farben entfalteten, die Ursache war jedoch hier eine andere: die Blätter sproßten, anstatt zu welken. Bei ihrem ersten Deffnen waren sie blaß röthlich, dann hellroth, braun und zuletzt grün; manche waren gelb, und andere kupferfarbig, welches mit den vielfältigen Schattirungen in Grün einen herrlichen Anblick gewährte.

Nachdem wir Para ungefähr zehn Tage verlassen hatten, begann der Strom sich zu erweitern, und die Fluth strömte in den Amazonasfluß, anstatt nach dem Parafluß. Noch zwei Tage und wir waren im Amazonenstrom selbst, und blickten mit Bewunderung und Ehrfurcht auf diesen mächtigen und weit berühmten Strom. Wir waren ergriffen von der Idee, daß wir jetzt die vereinigten Wasser von einem breitausend Meilen langen Laufe vor uns sahen, daß alle die Ströme, welche auf einer Länge von zwölfhundert Meilen von den Schnee bedeckten Anden genährt wurden, hier in der weiten gelben Wasserfläche vor uns versammelt waren. Venezuela, Columbia, Ecuador, Peru, Bolivia und Brasilien — sechs so große Staaten, daß sie sich über ein größeres Terrain als ganz Europa erstrecken — alle hatten beigesteuert, die Fluth zu bilden, welche uns nun so friedfertig an ihrem Busen schaukelte.

Wir verspürten jetzt den Einfluß der Ostwinde, welche gewöhnlich durch die ganzen Sommermonate ziemlich regelmäßig den Strom herauf wehen und den Schiffen sehr förderlich sind, um damit gegen seine kräftige Strömung zu treiben. Gewitter und heftige Windstöße waren häufig, die uns aber, da sie

uns um so schneller forthalsen, sehr angenehm waren. Mitunter fingen wir Fische, oder gingen an's Land, um in irgend einem Indianerhäuschen Früchte einzukaufen.

Die auffallendste Erscheinung im Amazonenflusse ist seine ungeheuere Flächenausdehnung von glattem stillen Wasser, seine bläsigelbe Farbe, seine großen Strecken voll Wasserpflanzen und Gras, welche die Ufer begrenzen und von denen oft große Massen sich loslösen und schwimmende Inseln bilden; die unzähligen Früchte, Blätter und Baumstämme, welche er mit sich fährt, und seine schönen ebenen, mit ununterbrochenem Wald bedeckten Ufer. An manchen Stellen gewähren die weißen Stämme und Blätter der *Cecropia* einen sonderbaren Anblick, und an anderen bilden die geraden dunklen Stämme der hohen Waldbäume einen lebendigen Wall am Ufersaume entlang. Auch reges Leben herrscht auf diesem Riesenstrom. Zahllose Schwärme Papageien und große gelbe und rothe Indianische Raben fliegen Morgens und Abends über den Fluß und lassen ihr heiseres Geschrei hören. Viele Arten Reiher und andere Wasservögel frequentiren die Sümpfe und Moräste an den Ufern, und die große schöne Ente (*Chenabolo jubata*) schwimmt in den Buchten und an den Ufern umher. Doch die am meisten charakteristischen Vögel des Amazonenstromes sind die Möven und Meerschwalben, welche in Unzahl auf demselben wimmeln. Die ganze Nacht hindurch hört man ihr Geschrei auf den Sandbänken, wo sie ihre Eier legen, und am Tage zogen sie fortwährend unsere Aufmerksamkeit auf sich, durch die Art und Weise, wie sie an uns vorüber kamen. Zwölf bis zwanzig Stück sitzen oft in einer Reihe dicht neben

einander auf einem schwimmenden Stück Holz und lassen sich Meilen weit den Strom herunter treiben, wobei sie so ernst und bewegungslos da sitzen, als hätten sie wer weiß welche wichtigen Geschäfte. Diese Vögel legen ihre Eier in kleine Gruben in den Sand, und die Indianer behaupten, daß sie während der Hitze des Tages in ihrem Schnabel Wasser zutragen, um ihre Eier damit anzufeuchten, damit sie nicht von den glühenden Strahlen der Sonne geröstet werden. Außer diesen giebt es unzählige Taucher, und Schilbkröten und Alligatoren sieht man in Menge langsam über den Fluß schwimmen.

Auf dem nördlichen Ufer des Amazonasflusses erstreckt sich ungefähr zweihundert Meilen weit eine niedrige Hügelkette, welche, wie auch das Land dazwischen, theils kahl und theils mit Buschwerk und Dickicht bedeckt sind. Sie haben eine Höhe von dreihundert bis tausend Fuß, und erstrecken sich ins Innere des Landes, wo sie wahrscheinlich mit den Gebirgen von Cayenne und Guiana in Verbindung stehen. Hat man diese Hügelkette passirt, so sieht man vom Flusse aus auf eine Strecke von zweitausend Meilen keine mehr, bis man die niedrigsten Hügel der Andes erreicht. Diese werden Serras de Paru genannt und endigen in den Serras de Montealegre, nahe dem kleinen Dorfe Montealegre, ungefähr hundert Meilen hinter Santarem.

Wir kamen noch an einigen anderen kleinen Dörfern, sowie hie und da an einem brasilianischen Landhause oder Indianerhäuschen vorüber, welche oft ganz in den Wäldern begraben lagen. Fischer in ihren Booten, auch hin und wieder ein großer Schooner segelte in der Mitte des Stromes, während aber auch Tage

waren, an welchen wir kein Haus und kein menschliches Wesen zu sehen bekamen. Der Wind half uns jezt nur selten gegen den Strom; und dann mußten wir uns durch anstrengendes und ermüdendes Bugfieren forthelfen.

Endlich nach einer achtundzwanzigtägigen Reise erreichten wir Santarem an der Mündung des Flusses Tapajoz, dessen klares blaues Wasser angenehm gegen die trüben Gewässer des Amazonasflusses abstach. — Wir hatten Empfehlungsbriefe an einen Capitän Hislop, einen alten Schottländer, der sich hier seit mehreren Jahren angesiedelt hatte, welcher sogleich seinen Bedienten fortschickte, um ein passendes Haus für uns zu suchen und uns gastfreundlich einlud, unsere Mahlzeiten an seinem Tische zu nehmen, so lange es uns gefiele. Nach einigen Schwierigkeiten fanden wir ein Haus, es war keineswegs elegant, denn es hatte Lehm-mauern und Fußboden von demselben Material, ein durchlöcherter Ziegelbach, alles sehr staubig und zerfallen; aber da es das beste war, welches wir finden konnten, mußten wir zufrieden sein. Da wir uns vorgenommen hatten, nach Montealegre, welches drei Tagereisen weiter lag, zu gehen, ehe wir uns auf eine Zeit lang in Santarem ansäßig machten, nahmen wir das freundliche Anerbieten des Capitäns Hislop, aber nur in Betreff des Mittagsmahls an, und besorgten uns Frühstück und Abendessen selbst.

Die Stadt Santarem liegt sehr angenehm an einem Abhange an der Mündung des Tapajoz, ein kleiner Hügel mit einem aus Lehm erbauten Fort beherrscht die Stadt. Sie hat nette Häuser und regelmäßige Straßen, welche aber, da es keine Räderfuhrwerke und sehr wenige Pferde dort giebt, meistens

mit Gras bewachsen sind. Die Kirche ist ein schönes, mit zwei Thürmen versehenes Gebäude, und die Häuser sind fast durchgängig weiß und gelb, und die Türen und Fenster hellgrün angestrichen. Kein Kai oder Schiffslände irgend einer Art ist vorhanden, Alles wird in Montarias gelandet, so daß man selten ohne einen nassen Schuh oder Strumpf ans Land kommt. Ein schönes Gestade erstreckt sich einige Meilen weit auf jeder Seite der Stadt. Zu jeder Stunde findet man Badenbe und die kleinen Neger- und Indianerkinder sind förmliche Amphibien. Hinter der Stadt sind ausgebehnte sandige Campos mit einzelnen Myrthen- und anderen Bäumen und Büschen, und hinter diesen wieder sind kleine Hügel, einige kahl und andere mit dichten Wäldern bedeckt.

Der Handel hier besteht hauptsächlich in „Cassaparilha“, dem letzten am Amazonasflusse, Fariña und Salzischen, die größtentheils von den Mundrucus, einem arbeitsamen fleißigen Indianerstamme, welcher den Tapajo bewohnt, geliefert werden. Aber auch hier, wie in Para, giebt es viele Leute, welche ein faules Leben führen und ihren Unterhalt durch die Arbeit einiger geerbten Sklaven erwerben. Das executive Lokal-Gouvernement besteht aus einem „Comandante Militar“, welcher den Befehl über das Fort und ein oder zwei Duzend Soldaten hat. Der „Comandante dos trabalhos“, welcher die Oberaufsicht über die mit öffentlichen Arbeiten beschäftigten Indianer führt; der „Juiz de direito“ oder Civil- und Criminalrichter des Distrikts; der „Delegado de Policia“, welcher das Postbureau und die Polizei dirigirt; der „Vicario“ oder Priester, und einige Subaltern-Offizianten bilden die Behörden. Diese alle kamen

gegen Abend mit noch einigen der vornehmsten Handelsherren vor dem Hause des Capitän Hislop zusammen und saßen stundenlang und rauchten und schnupften und sprachen über Politik und Verwaltung.

Außer dem Capitän waren noch zwei Engländer in Santarem ansässig, welche schon mehrere Jahre dort lebten und Brasilianische Frauen geheirathet hatten. Einige Tage nach unserer Ankunft luden sie uns zu einer Wasserpartie ein. Wir fuhren in einem schönen Kanoe, mit mehreren Negern und Indianern und einem ziemlichen Vorrath Speisen, Getränken und Früchten, um ein angenehmes Picknick zu machen, einen Fluß hinauf, welcher zwei Meilen weiter einen schönen kleinen See bildete. Der Platz war sehr pittoresk, mit alten Bäumen und schattigen Dickichten bedeckt. Wir amüsirten uns mit Vögel schießen, Insekten fangen und untersuchten die neuen Formen der Vegetation, die uns überall entgegentraten. Das klare kühle Wasser lud uns zu einem erfrischenden Bade ein, nach welchem wir aßen und des Abends beim Mondschein zurückkehrten.

Ich kannte den „Juiz de direito“, den ich in Para getroffen hatte; derselbe bot mir jetzt freundlichst sein Kanoe an, um nach Montealegre fahren zu können, und gab mir Empfehlungen an seine dortigen Freunde. Da er aber keine Leute übrig hatte, mußte ich mir solche, so gut es gehen wollte, zu verschaffen suchen. Dies ist aber hier, wie gewöhnlich, eine schwierige Sache. Capitän Hislop ging mit mir zum Commandanten, welcher mir drei Leute geben wollte, nachdem ich aber eine ganze Woche gewartet hatte, bekam ich endlich zwei; der Juiz ließ mir jedoch mit seinem Kanoe noch einen, mit denen ich abreiste. Die erste

Nacht hielten wir an einer Cacao-Plantage, wo wir herrliche frische Fische bekamen; am nächsten Morgen machten wir einen Spaziergang in der Plantage und fingen eine Menge Schmetterlinge (*Didonis biblis*), welche wir bisher, obgleich eine gemeine Süd-Amerikanische Art, weder in Santarem, noch in Para angetroffen hatten; auch sah ich sie nicht wieder, als bis ich Javita, an den Quellen des Rio Negro erreichte. Als ein anderes Beispiel über die sonderbare Vertheilung dieser Insekten will ich erwähnen, daß ich während eines vierjährigen Sammelns die schöne *Epicalia Numilis* nur zweimal antraf — einmal in Para und einmal im Javita-Districte, welche zweitausend Meilen weit von einander entfernt sind. —

Am Nachmittage, als wir eben die Mündung eines kleinen Stromes, welcher bei Montealegre fließt, erreicht hatten, erhob sich plötzlich ein heftiger Sturm, die Wellen gingen sehr hoch und stürzten unser Kanoe fast um; nachdem wir eine Zeit lang in ziemlich Gefahr geschwebt hatten, entliefen wir glücklich in ruhiges Wasser und erreichten, nach einem zweistündlichen Rudern auf einem sich schlängelnden Strom, das kleine Städtchen. Die Ufer sind größtentheils offen, grasig und in Zwischenräumen mit einzelnen Bäumen besetzt. Nahe am Städtchen zog sich eine hohe Felsenkette von schöner rother und gelber Farbe, wie wir nachher fanden, war es aber nur verhärteter Thon, an manchen Stellen sehr hart, an anderen weich und bröcklich. Die Hügel waren bis zu ihren Gipfeln mit Walbungen bedeckt und hatten ein schönes pittoreskes Ansehn.

Montealegre liegt an einem Hügel, ungefähr eine viertel Meile vom Wasser entfernt. Der Weg dahin

fährte durch einen Hohlweg, welcher mit tiefem Sande bedeckt war, der den Weg sehr ermüdend machte. An jeder Seite stehen große Cactuspflanzen von der geweihten Candelaberform, zwanzig bis dreißig Fuß hoch, sie wachsen in ungeheuren Massen, haben Mannsstarke große hölzerne Stämme und sind eine ganz neue Erscheinung in der Landschaft. Das Doy oder Städtchen bildet ein geräumiges Viereck, in welchem der auffallendste Gegenstand die Ruine einer großen schönen, aus dunklem Sandsteine erbauten Kirche ist, welche vor einigen zwanzig Jahren, als der Platz noch mehr bevölkert und im Wohlstande war, und vor der Revolution, welche der Provinz so viel Schaden gethan, angefangen worden war, zu deren Veenbigung aber jetzt wenig Aussicht vorhanden ist. Die jetzige Kirche ist ein niedriges mit Stroh gedecktes, einer Scheune ähnliches Gebäude, und die meisten Häuser haben ein ärmliches Ansehen. Die Gärten haben keine netten Umzäunungen, nichts als Unkraut und Schutt an jeder Seite und manchmal einige halb faule Stacketen als Fütze für's Vieh.

Der Handel dieses Platzes besteht in Cacao, Fischen, Calabassen (Flaschenkürbissen) und Vieh. Der Cacao wächst in den Niederungen an den Ufern des Flusses. Er wird hier auf offenem Grunde, ganz der Sonne bloßgestellt, gepflanzt, scheint aber nicht so gut zu gedeihen, als in dem Schatten der theilweise gelichteten Wälder, wie in den Tocantins.

Wenn ein Indianer einige tausend Cacaobäume gepflanzt hat, verbringt er ein ruhiges, trüges und zufriedenes Leben, alles was er dann zu thun hat, ist zwei oder dreimal im Jahre unter den Bäumen zu räten und die Früchte zu sammeln und zu trocknen.

Die Frucht des Cacaobaumes ist von einer länglichen, fünf Zoll langen Form, mit schwachen, in die Länge laufenden Rippen. Sie ist grün, wird aber, wenn sie reift, gelb, und wächst am Stamme und an den größeren Zweigen an einem kurzen starken Stiel, aber nie an den kleineren Zweigen; sie wächst so fest, daß sie nie abfällt, sondern am Stamme versauert, wenn sie nicht abgenommen wird. Die äußere Rinde ist hart und holzig. In der Rinde befindet sich der Saamen, welcher die Cacaobohne ist, sie hat frisch einen weißen Kern von etwas säuerlichem Geschmack und bildet, in Wasser zerrieben und versüßt, ein angenehmes und beliebtes Getränk. In der Zubereitung wird die Bohne nicht abgewaschen, sondern ganz zum Trocknen in die Sonne gelegt. Man muß hierbei mit Vorsicht zu Werke gehen, da die Bohnen, wenn sie durch Regen oder Thau naß werden, schimmeln und verderben. In bedeutenden Cacaoplantagen haben sie einen Trockenrahmen, welcher auf Rollen läuft, so daß er zur Nachtzeit und bei sich näherndem Regen unter einen Schuppen gerollt werden kann. Der Preis des guten Cacao ist ungefähr 1 Thlr. für ein „Arroba“ (32 Pfund).

Die Grundstücke, auf denen die Viehzucht betrieben wird, liegen am Fuße der angrenzenden Serras, die eine dürftige Weide geben, aber in der trockenen Jahreszeit gewähren die Moräste, die sich bis an den Amazon erstrecken, einen Ueberfluß an Fütterung. Die Calabasse, oder „Cupas“, werden in großen Quantitäten nach Para und allen Theilen des Amazon verschickt. Dies sind aus der Rinde der Frucht sehr nett gearbeitete, dünn geschabte Gefäße und Geschirre. die entweder glänzend schwarz, oder brillant

bemalt und vergolbet sind. Die Muster sind sinnreich mit schönen Figuren, Vögeln und Thieren, mit gutem Geschmack arrangirt. Die Indianischen Frauen bereiten sich die Farben selbst aus verschiedenen Kräutern, Säften und aus der gelben Erde, und sie sind so dauerhaft, daß sie ohne Schaden naß werden dürfen. Es giebt keine andere Stadt am Amazon, wo gemalte Salabasse von gutem Geschmack und so brillanter Färbung verfertigt werden.

Wir überreichten unser Empfehlungsschreiben an einen Senhor Nunez, einen Franzosen aus Cayenne, welcher einen kleinen Laden hatte, und er verschaffte uns bald ein leeres Haus, nach dem wir unsere Sachen brachten. Es enthielt zwei schöne Wohnzimmer, mehrere Schlafabinette, eine große Veranda und einen eingeschlossenen Hof. Man machte uns darauf aufmerksam, daß die Musquitos hier sehr lästig wären, welches wir auch bald fanden, denn gleich nach Sonnenuntergang kamen sie in solchen Schwärmen, daß sie unerträglich wurden. Wir waren genöthigt, nach unseren Schlafzimmern zu flüchten, welche wir vorsichtig verschlossen hatten, aber auch hier fanden sie ihren Eingang bald durch die Spalten und Schlüssellocher, und belästigten und beunruhigten uns die ganze Nacht.

Nach einigen Tagen wurden sie noch unerträglicher, so daß es uns ganz unmöglich war, nach Sonnenuntergang zu lesen oder zu schreiben. Die Leute hier brauchten Ruhmist, welcher vor den Thüren verbrannt wird, um diese Plage fern zu halten. Da wir jetzt einen Indianer angenommen hatten, der für uns kochte, so schickten wir ihn alle Nachmittage um einen Korb voll von diesem nothwendigen Artikel zu sam-

rubern konnten, zwischen schönen *Utricularias* und *Bontederias* hindurch. Dann kamen wir wieder in eine Masse Schilf und Gras, welches den Canal vollständig füllte und sich bis über unsere Köpfe erhob, außerdem schnitt das Gras, wenn man nur anstreifte, unsere Hände bedeutend, so daß wir fast daran verzweifeln durchzukommen. An den Ufern sahen wir jetzt eine große weite Fläche grasigen Campo's, halb Wasser und halb Land, welches in der Regenzeit einen vollständigen See bildet. Nachdem wir uns mehrere Meilen weit mit vieler Mühe und Arbeit durchgequält hatten, erreichten wir endlich die Viehzüchterei, und wurden von dem Eigenthümer, an den wir Empfehlungen hatten, freundlich empfangen.

Das Haus lag dicht am großen Moraste, der sich von dem Amazon bis an die Serras erstreckt. Es war von Lehm erbaut, mit zwei bis drei Zimmern und einem anstoßenden offenen Schuppen, welcher zum Schlafplatze für die Indianer und als Küche benutzt wurde. Ein „Corral“, ein viereckig eingezäunter Platz, war nahe bei und hinter dem Hause erhob sich das Gebirge. Rund umher war Dickicht und offenes Land, die malerischen Massen Cactus erhoben sich in allen Richtungen. Wir wanderten vor dem Dunkelwerden ein wenig umher und schossen ein paar schöne grüne röthliche kleine Papageien, eine der kleinsten Gattungen, welche im Lande existiren. Als wir nach Hause zurückkehrten, bekamen wir frische Milch, setzten uns vor die Thüre und bewunderten das sonderbare Zeug und Geschirr einiger Hirten, welche zu Pferde nach einem entlegenen Theile des Gutes gingen. Ihre sonderbar geformten und plumpen Sättel, unförmlich große Steigbügel, lange „Lassos“ und leberne Muni-

tionsbeutel, mit langen Flinten und Pulverbörnern von enormer Größe, gaben ihnen ein sonderbares Ansehen, welches durch ihre dunkle Farbe, da sie Nulatten waren, noch gehoben wurde. Kaum war die Sonne untergegangen, so erschienen die Musquitos, die Thüren wurden verschlossen und eine Pfanne Ruhmst draußen und eine Lampe innen angezündet. Kurze Zeit darauf wurde das Abendbrod angekündigt und wir setzten uns auf eine Matte an der Erde nieder zu einem herrlichen Schilbrötenschmause. Dann begaben wir uns in unsere Hängematten, welche nach allen Richtungen im Zimmer umher hingen. Das Haus war nämlich ziemlich besetzt, ehe wir kamen; aber ein Brasilianer macht sich daraus wenig und ist gewöhnt, in Gesellschaft zu schlafen. Die Thüren und Fenster wurden dicht verschlossen und obgleich es sehr warm war, litten wir doch nicht von den Musquitos, eine Plage, der eine jede andere vorzuziehen ist.

Den nächsten Morgen bereiteten wir uns zu unserer Expedition nach dem Gebirge vor, und da wir nicht wissen konnten, ob wir eine Nacht unterwegs bleiben mußten, versahen wir uns mit genügendem Proviant und einem großen Calabasse voll Wasser. Wir gingen einige Meilen an der Seite des Morastes entlang, auf welchem verschiedene Wasservögel waren, bis wir an eine verlassene Hütte kamen, wo wir frühstückten, und dann auf einem Pfade durch das Holz abbogen. Als wir dies hinter uns hatten, fanden wir uns am Fuße eines steilen Abhanges, welcher mit ungeheueren Felsblöcken, die mit grobem Grafe und Gesträuch überwachsen waren, bedeckt war. Gerade über uns war die sonderbare Säule, welche wir vom Dorfe aus gesehen hatten, und welche wir erreichen

wollten. Nach einem ermüdenden Klettern über die Felsen und unzähligen Spalten und Klüfte fanden wir uns auf der Plattform, unter der Säulenmasse, die sich dreißig bis vierzig Fuß perpendicular erhebt, und oben in einer sonderbaren und drohenden Weise überhängt.

Wir fanden den ganzen Gipfel mit gigantischen Felsenmassen bedeckt und mit derselben rauhen wuchernden Vegetation bewachsen, welche unser Steigen so erschwert hatte, und welche nun unser Vorwärtstommen hier oben über Meilen weiten ähnlichen Grund ganz unmöglich machte. Wir ergözten uns an der Aussicht — eine weite wellenförmig gehobene Fläche, mit einzelnen Bäumen und Sträuchern bedeckt, mit einem gelblichen Boden und einer bräunlichen Vegetation lag vor uns, dahinter erstreckte sich bis an den fernem Horizont eine Reihe kegelförmiger und länglicher Hügel. Kein Haus war zu sehen, das Bild war wenig geeignet eine günstige Idee von der Fruchtbarkeit des Landes, oder der Schönheit der tropischen Scenerie zu fassen.

Unser auf der anderen Seite herunterführender Weg war sehr abschüssig, um Abgründe herumwindend, mußten wir unter überhängenden Felsen kriechend, uns an Wurzeln und Sträuchern anklammern, bis wir endlich am Fuße ankamen und ebenen Boden zum Gehen hatten.

Nun sahen wir die ganze Seite des Gebirges, welches seiner Höhe entlang in zahllose vertikale rohe Säulen gespalten war, bei denen allen der Einfluß des Wetters und der Atmosphäre, je nach den verschiedenen Schichten, aus denen sie bestanden, mehr oder weniger zu bemerken war. Sie vermehrten und

verminderten sich in Umfang, wie die weichen und harten Fagen abwechselten; sie schienen von verschiedenen Erdererschütterungen herzurühren, welche kreuzweis vertikale Risse hervorgebracht haben, welche die Sonne und der Regen dann erweiterte und so vollständig abgesonderte Säulen bildeten.

Als wir so den Sand entlang schritten, fanden wir die Hitze sehr drückend; unser Wasser war getrunken und wir wußten keinen Rath, als sich unser Indianer besann, daß auf einem Berge in der Nähe ein Quell sei, der freilich jetzt auch versiegt sein könne.

Wir begannen jedoch unseren Marsch dahin und bekamen auch bald den Platz zu Gesicht; eine Gruppe Maritia-Palmen, welche stets an feuchten Stellen wachsen, sowie mehrere Stellen schönes Grün gaben uns Hoffnung. Als wir die Palmen erreichten, fanden wir feuchten sumpfigen Boden, und zwischen den Kräutern und Sträuchern ein so langsam fiederndes Wasser, daß es fast eine halbe Stunde währte, ehe wir unser Gefäß füllen konnten. Höher hinauf am Fuße des perpendicularen Felsens bemerkten wir jedoch noch eine frische grüne Masse, und da der Quell dort zu entspringen schien, erstiegen wir auch das noch und fanden zu unserer großen Freude reines kühles Wasser und einen schönen schattigen Platz, wo wir frühstücken und uns ausruhen konnten.

Dann gingen wir bis zur Stelle, die unser Führer uns als die bezeichnete, an welcher sich die früher erwähnte Höhle befinden sollte; da er aber nur einmal dort gewesen, konnte er sie jetzt nicht wieder finden. Die verwirrt unter einander liegenden Felsenmassen zeigten mehrere Stellen, an welchen Oeffnungen zu sein schienen, die uns aber stets getäuscht hatten, wenn

rubern konnten, zwischen schönen *Utricularias* und *Pontederias* hindurch. Dann kamen wir wieder in eine Masse Schilf und Gras, welches den Canal vollständig füllte und sich bis über unsere Köpfe erhob, außerdem schnitt das Gras, wenn man nur anstreifte, unsere Hände bedeutend, so daß wir fast daran verzweifeln durchzukommen. An den Ufern sahen wir jetzt eine große weite Fläche grasigen Campo's, halb Wasser und halb Land, welches in der Regenzeit einen vollständigen See bildet. Nachdem wir uns mehrere Meilen weit mit vieler Mühe und Arbeit durchgequält hatten, erreichten wir endlich die Viehzüchterei, und wurden von dem Eigenthümer, an den wir Empfehlungen hatten, freundlich empfangen.

Das Haus lag dicht am großen Moraste, der sich von dem Amazon bis an die Serras erstreckt. Es war von Lehm erbaut, mit zwei bis drei Zimmern und einem anstoßenden offenen Schuppen, welcher zum Schlafplatze für die Indianer und als Küche benutzt wurde. Ein „Corral“, ein viereckig eingezäunter Platz, war nahe bei und hinter dem Hause erhob sich das Gebirge. Rund umher war Dicht und offenes Land, die malerischen Massen Cactus erhoben sich in allen Richtungen. Wir wanderten vor dem Dunkelwerden ein wenig umher und schossen ein paar schöne grüne röthliche kleine Papageien, eine der kleinsten Gattungen, welche im Lande existiren. Als wir nach Hause zurückkehrten, bekamen wir frische Milch, setzten uns vor die Thüre und bewunderten das sonderbare Zeug und Geschirr einiger Hirten, welche zu Pferde nach einem entlegenen Theile des Gutes gingen. Ihre sonderbar geformten und plumpen Sättel, unförmlich große Steigbügel, lange „Laffos“ und leberne Muni-

tionsbentel, mit langen Flinten und Pulverbörnern von enormer Größe, gaben ihnen ein sonderbares Ansehen, welches durch ihre dunkle Farbe, da sie Mollatten waren, noch gehoben wurde. Kaum war die Sonne untergegangen, so erschienen die Musquitos, die Thüren wurden verschlossen und eine Pfanne Rußmisch draußen und eine Lampe innen angezündet. Kurze Zeit darauf wurde das Abendbrod angekündigt und wir setzten uns auf eine Matte an der Erde nieder zu einem herrlichen Schildkrötenschmause. Dann begaben wir uns in unsere Hängematten, welche nach allen Richtungen im Zimmer umher hingen. Das Haus war nämlich ziemlich besetzt, ehe wir kamen; aber ein Brasilianer macht sich daraus wenig und ist gewöhnt, in Gesellschaft zu schlafen. Die Thüren und Fenster wurden dicht verschlossen und obgleich es sehr warm war, litten wir doch nicht von den Musquitos, eine Plage, der eine jede andere vorzuziehen ist.

Den nächsten Morgen bereiteten wir uns zu unserer Expedition nach dem Gebirge vor, und da wir nicht wissen konnten, ob wir eine Nacht unterwegs bleiben mußten, versahen wir uns mit genügendem Proviant und einem großen Calabasse voll Wasser. Wir gingen einige Meilen an der Seite des Morastes entlang, auf welchem verschiedene Wasservögel waren, bis wir an eine verlassen Hütte kamen, wo wir frühstückten, und dann auf einem Pfade durch das Holz abbogen. Als wir dies hinter uns hatten, fanden wir uns am Fuße eines steilen Abhanges, welcher mit ungeheueren Felsblöcken, die mit grobem Grafe und Gesträuch überwachsen waren, bedeckt war. Gerade über uns war die sonderbare Säule, welche wir vom Dorfe aus gesehen hatten, und welche wir erreichen

Brett, ungefähr fünf Fuß vom Boden liegt. Dieser Stein ist aber nicht in seine jetzige Lage gefallen, sondern ist ein Theil eines massiven Felsens, härter als die anderen, so daß er der Gewalt, welche die oberen und unteren Massen zerstört, getrotzt hat. Im Inneren ist ein großes unregelmäßig gewölbtes Gemach, mit einem ebenen sandigen Fußboden, an dessen Ende Oeffnungen nach anderen Theilen führen. Da wir aber keine Fackeln mitgebracht hatten, konnten wir diese nicht näher untersuchen. Uebrigens war außer dem quer über den Eingang laufenden Stein nichts Merkwürdiges an der Höhle. Die Vegetation umher war durchaus nicht üppig oder schön, auch waren keine bemerkenswerthe Blumen in ihrer Nähe. Ich hatte von einer Pflanze gehört, welche in den Teichen und Morästen in der Nähe wachsen sollte, und vermuthete, daß es die *Victoria regia* wäre. Senhor Munez sagte mir, daß viele solcher in der Nähe seines Hauses wären, und schickte am nächsten Morgen einen Indianer, um eine zu holen. Nach einigem Suchen fand er eine mit einer halb geöfneten Blume, die er mir brachte. Es war wirklich eine *Victoria regia*, das Blatt hatte ungefähr vier Fuß im Durchmesser, und ich war sehr erfreut, endlich diese berühmte Blume zu sehen; da dieselbe aber jetzt hinlänglich bekannt ist, so ist es nicht nöthig, sie zu beschreiben. Man findet sie über dem ganzen Amazonenbistrit, doch selten oder nie in dem Fluß selbst. Sie scheint nur in stillem Wasser zu gedeihen und wächst in Buchten, Seen oder sehr ruhigen Armen eines Flusses, wo sie ganz der Sonne ausgesetzt ist.

Da wir an demselben Tage noch nach Hause zu kommen wünschten, nahmen wir von unserem freund-

sichen Wirths Abschied, und mußten uns wieder durch die hohen Gräser und Schilfe durcharbeiten, es schien mir jedoch nicht so ermüdend, als bei unserer Einfahrt, und wir kamen bald ins offene Wasser.

Als wir an einem sandigen Ufer vorüber fuhren, sah unser Indianer Schildkrötenspuren im Sande; da er Eier vermuthete, sprang er heraus, kratzte im Sande umher und kam bald mit einem Hute voll Eier der kleinen Schildkröte, Tracaxa genannt, zurück. Ein wenig weiter hin, war ein alter Baum, der einen lockenden Schatten bot, wir machten ein Feuer an, kochten unsere Eier, machten Kaffee und hatten mit Farinha und Fleisch, welches wir mit hatten, ein herrliches Frühstück. Weiter trafen wir auf eine Anzahl großer Alligatoren, welche nach allen Richtungen umher schwammen. Wir schossen nach einigen, die aber schnell untertauchten und nicht wieder zum Vorschein kamen. Die Eingeborenen fürchten sie sehr und nehmen sich wohl in Acht, beim Baden weit ins Wasser zu gehen. An einer Stelle, wo wir wenige Tage vorher gebadet hatten, sahen wir jetzt einen liegen und beschloßen, künftig vorsichtiger zu sein, da jährlich viele Menschenleben durch Unvorsichtigkeit verloren gehen.

Nachdem wir wieder einige Tage in Montealegre verweilt hatten, machten wir einen Ausflug nach einer Manbiocca-Plantage, einige Meilen im Innern des Landes, wo eine bedeutende Strecke Waldbland war und wo wir viele Insekten zu finden hofften. Wir gingen zu Fuß und hatten für einen achttägigen Aufenthalt unsere Hängematten, Flinten, Kisten und Reze und andere nothwendige Gegenstände bei uns. Bei unserer Ankunft fanden wir das einzige Unter-

kommen in einer niedrigen Strohhlütte, gerade groß genug, um unsere Hängematten aufzuhängen.

Wir machten uns indeß bald heimisch, und unsere kleine Kaffeemaschine versah uns mit einer nie fehlenden und erfrischenden Delicatesse. Im Walde fanden wir verschiedene seltene Schmetterlinge, unter ihnen eine neue Gattung *Catagramma*, die wir nur sehr selten in Para sahen. Trogons und Jacamars waren ebenfalls in Menge vorhanden, doch gab es wenig Vögel und Insekten. Es gab hier keine fließenden Ströme, aber eine nasse morastige Fläche, in welcher flache Löcher gegraben wurden, die sich alsbald mit Wasser füllten und auf diese Weise dieses nothwendige Bedürfniß lieferte.

Von dort zurückgekehrt, verrenkte sich mein Bruder den Fuß und mußte vierzehn Tage das Zimmer hüten. Nach vielem Suchen kaufte ich hier ein kleines Kanoë, in welchem ich nach Santarem zurück zu fahren beabsichtigte, und in dem ich später den Amazonasfluß herauf nach Barra am Rio Negro zu fahren gedachte.

Vor unserer Abreise wurde ein Fest gefeiert. Die Kirche war mit Blumen und Blättern geschmückt und jeder Besucher wurde mit Süßigkeiten bewirthet. Tanzen und Trinken dauerte die ganze Nacht und den folgenden Tag; unsere Mahlzeiten mußten wir uns selbst bereiten, da unser Indianer als Violinspieler zu fungiren hatte; er achtete es gar nicht der Mühe werth, uns um Erlaubniß zu fragen, sondern entfernte sich auf zwei Tage ohne Weiteres. Aus der ganzen Gegend umher kamen Indianer, von denen ich mehrere der schön bemalten Calabasse kaufte, wegen denen diese Gegend berühmte ist.

Bald nachher kehrten wir nach Santarem zurück,

wo wir aber unser Haus bewohnt fanden. Wir bekamen bald ein anderes, welches aus zwei kleinen lehmbofigen Zimmern bestand und einen Hof hatte. Wir mietheten hier ein altes Negerweib, um unsere Küche zu besorgen, und fingen wieder ein regelmäßiges Leben an. Um sechs Uhr standen wir auf und machten unsere Kasten und Netze fertig, während unsere Köchin das Frühstück besorgte, um sieben Uhr frühstückten wir, gaben der Alten Geld, um Fleisch und Gemüse zu kaufen, und gingen um acht Uhr nach einem einige Meilen entlegenen Walde, welcher unseren Sammlungen reichliche Beiträge lieferte.

Wir fanden hier bis zwei oder drei Uhr thätige Beschäftigung und erlangten gewöhnlich einige neue interessante Insekten. Hier war der Aufenthalt der schönen *Callithea sapphira*, eines der schönsten Schmetterlinge, und der brillanten sonderbaren kleinen *Erycinidae*. Beim Zurückkehren badeten wir in dem *Tapajoz* und aßen bei unserer Ankunft stets eine Wassermelone, welche wir zur Zeit am zuträglichsten und erfrischendsten fanden. Dann wechselten wir unsere Kleidung, aßen zu Mittag und in der Kühle des Abends tranken wir Thee, und machten oder empfangen Besuche von unseren brasilianischen oder englischen Freunden, unter denen sich der Botaniker Mr. Spruce befand, welcher kurz nach meiner Rückkehr von *Montealegre* daselbst angekommen war.

Ich erfreute mich hier der besten Gesundheit; die fortwährende Leibesbewegung, die reine Luft und das gute Leben wirkten, trotz der drückendsten Hitze, sehr wohlthätig auf mich ein. In *Santarem* ist Ueberfluß an Fleisch, Fischen, Milch und Früchten, ein trockener

Boden und klares Wasser, Vortheile, welche selten sich in diesem Lande so vereint vorfinden. Die Pfade und Campos waren mit blühenden Myrthen und hohen Melastomas, zahllosen Passionsblumen, Convolvulis und Bignonias bedeckt. Ein paar Meilen hinter der Stadt waren einige kahle conische Hügel, denen ich einen wenig lohnenden Besuch abstattete.

Wir hatten jetzt November, und da schon Regen gefallen war, beschlossen wir, so bald als möglich nach dem Rio Negro zu gehen. Unser Kanoe war endlich fertig, das Ausbessern hatte lange gedauert, da der ganze Boden verfault gewesen war. Nach langem Zögern hatte uns der Commandant drei Indianer verschafft, welche mit uns, aber nur bis nach Obidos, gehen sollten, ungefähr drei Tagereisen von hier, und hatte uns Briefe an die dortigen Autoritäten mitgegeben, die uns mit anderen Leuten versorgen sollten. Mr. Spruce war eine Woche vorher nach Obidos abgegangen mit dem Eigenthümer eines großen Kanoes, welcher ihm einen Platz angeboten hatte. Bei unserer Ankunft fanden wir ihn, als er eben seine Sachen auspackte, er war die Nacht vorher angekommen und war zehn Tage unterwegs, auf einer Reise, die oft in einem Tage und einer Nacht gemacht wird. Windstille war die Ursache und außerdem wollte der Eigenthümer, welcher mitfuhr, des Nachts nicht fahren. Solchen Verzögerungen ist aber der unglückliche Reisende, welcher sich auf den Amazonenstrom wagt, oft ausgesetzt.

Capitän Hislop hatte an einen seiner Freunde geschrieben, daß er uns sein unbewohntes Haus leihen möchte; hier mußten wir nun mehrere Tage ganz

allein haufen, da unsere Indianer gleich nach unserer Ankunft wieder abgegangen waren, und wir keine anderen bekommen konnten, bis der Commandant einige aus einer bedeutenden Entfernung holen ließ. Wir amüßten uns im Walde, in welchem Insekten im Ueberflusse waren, aber größtentheils solche, welche wir schon hatten. Unser Kanoe war so lech, als wir hierher kamen, daß wir uns kaum wieder darin weiter wagen konnten; wir zogen es deshalb aufs Land und stopften Baumwolle, in Pech getaucht, in die Risse, welche wir bemerken konnten. Endlich fuhren wir mit zwei Indianern wieder weiter, die aber nur bis nach Villa Nova, der nächsten Stadt, mit uns gehen sollten. Da wir nur zwei hatten, konnten wir mit Rudern sehr wenig machen, weil einer am Steuer bleiben mußte, aber glücklicherweise war der Wind stark und anhaltend und so fuhren wir Tag und Nacht munter dahin. In vier Tagen erreichten wir glücklich Villa Nova, und ich war zufrieden, daß ich so weit gekommen war. Wir wurden gleich am Lande sehr freundlich von dem Priester des Städtchens empfangen, welcher uns in so dringender Weise einlud, in seinem Hause zu bleiben, bis wir Leute zum Weiterreisen fänden, daß wir es nicht ablehnen konnten. Der Commandant, an welchen wir Briefe hatten, um uns Leute zu besorgen, war auf seinem Sitio; die Briefe mußten ihm folglich nachgeschickt werden und mehrere Tage vergehen, ehe Antwort zurück kam, und vielleicht noch mehrere, ehe Leute verschafft werden konnten. Der Pater war ein sehr gebildeter und feiner Mann und machte es uns so bequem als möglich, obgleich er nur zwei kleine Zimmer mit uns zu theilen hatte. Er ist dem Leser durch den Prinzen Abal-

Boden und klares Wasser, Vortheile, welche selten sich in diesem Lande so vereint vorfinden. Die Pfade und Campos waren mit blühenden Myrthen und hohen Melastomas, zahllosen Passionsblumen, Convolvulis und Bignonias bedeckt. Ein paar Meilen hinter der Stadt waren einige kahle konische Hügel, denen ich einen wenig lohnenden Besuch abstattete.

Wir hatten jetzt November, und da schon Regen gefallen war, beschlossen wir, so bald als möglich nach dem Rio Negro zu gehen. Unser Kanoe war endlich fertig, das Ausbessern hatte lange gedauert, da der ganze Boden verfault gewesen war. Nach langem Zögern hatte uns der Commandant drei Indianer verschafft, welche mit uns, aber nur bis nach Obhybos, gehen sollten, ungefähr drei Tagereisen von hier, und hatte uns Briefe an die dortigen Autoritäten mitgegeben, die uns mit anderen Leuten versorgen sollten. Mr. Spruce war eine Woche vorher nach Obhybos abgegangen mit dem Eigenthümer eines großen Kanoes, welcher ihm einen Platz angeboten hatte. Bei unserer Ankunft fanden wir ihn, als er eben seine Sachen auspackte, er war die Nacht vorher angekommen und war zehn Tage unterwegs, auf einer Reise, die oft in einem Tage und einer Nacht gemacht wird. Windstille war die Ursache und außerdem wollte der Eigenthümer, welcher mitfuhr, des Nachts nicht fahren. Solchen Verzögerungen ist aber der unglückliche Reisende, welcher sich auf den Amazonenstrom wagt, oft ausgesetzt.

Capitän Hislop hatte an einen seiner Freunde geschrieben, daß er uns sein unbewohntes Haus leihen möchte; hier mußten wir nun mehrere Tage ganz

allein hansen, da unsere Indianer gleich nach unserer Ankunft wieder abgegangen waren, und wir keine anderen bekommen konnten, bis der Commandant einige aus einer bedeutenden Entfernung holen ließ. Wir amüßten uns im Walde, in welchem Insekten im Ueberflusse waren, aber größtentheils solche, welche wir schon hatten. Unser Kanoe war so lech, als wir hierher kamen, daß wir uns kaum wieder darin weiter wagen konnten; wir zogen es deshalb auf's Land und stopften Baumwolle, in Pech getaucht, in die Ritze, welche wir bemerken konnten. Endlich fuhren wir mit zwei Indianern wieder weiter, die aber nur bis nach Villa Nova, der nächsten Stadt, mit uns gehen sollten. Da wir nur zwei hatten, konnten wir mit Rudern sehr wenig machen, weil einer am Steuer bleiben mußte, aber glücklicherweise war der Wind stark und anhaltend und so fuhren wir Tag und Nacht munter dahin. In vier Tagen erreichten wir glücklich Villa Nova, und ich war zufrieden, daß ich so weit gekommen war. Wir wurden gleich am Lande sehr freundlich von dem Priester des Städtchens empfangen, welcher uns in so dringender Weise einlud, in seinem Hause zu bleiben, bis wir Leute zum Weiterreisen fanden, daß wir es nicht ablehnen konnten. Der Commandant, an welchen wir Briefe hatten, um uns Leute zu besorgen, war auf seinem Sitio; die Briefe mußten ihm folglich nachgeschickt werden und mehrere Tage vergehen, ehe Antwort zurück kam, und vielleicht noch mehrere, ehe Leute verschafft werden konnten. Der Pater war ein sehr gebildeter und feiner Mann und machte es uns so bequem als möglich, obgleich er nur zwei kleine Zimmer mit uns zu theilen hatte. Er ist dem Leser durch den Prinzen Abal-

bert von Preußen bereits bekannt, den er auf seiner Reise am Kingu begleitete und verdient gewiß alles Lob, welches der Prinz ihm ertheilt hatte. Er war besonders stark im Räthselösen, und amüfirte sich und seine Freunde mit Aufgaben und Errathen.

Eine Woche verging, ohne daß Leute kamen; da ich aber sehr gern weiter wollte, so traf der Vater mit einem Handelsmanne eine Uebereinkunft, wonach er mir seine drei Indianer geben und dafür diejenigen, welche der Commandant wahrscheinlich bald für mich senden würde, nehmen sollte. Einer der Indianer beliebte nicht gutwillig zu kommen und mußte mit Hieben und mit der Bajonettspitze nach dem Canoe getrieben werden. Er war müthend und trozig, als er an Bord kam, und schwur, daß er nicht mitgehen und sich an Denen, welche ihn an Bord getrieben, rächen würde. Er beklagte sich bitterlich, daß er wie ein Sklave behandelt worden wäre; ich versuchte alles, um ihn zu beruhigen, bot ihm gute Bezahlung und gutes Essen und Trinken an, aber es half nichts; er erklärte, daß er von dem ersten Plaze aus, an dem wir halten würden, zurückkehren wollte und den Mann töbten, der ihn geschlagen hatte. Dabei war er sehr artig und gab mir fortwährend die Versicherung, daß er durchaus nicht auf mich böse wäre, da ich nichts damit zu thun hätte. Es war Nachmittags als wir abfuhrten, und gegen Abend hielten wir, um Abendbrod zu machen; der so arg behandelte Indianer nahm sein Bündel, wünschte wir höflich gute Nacht und kehrte durch den Wald nach dem Städtchen zurück. Da ich mit zwei Leuten nicht vorwärts kommen konnte, schickte ich am nächsten Morgen wieder einen zurück, um einen anderen an Stelle des Entlaufenen

zu holen; gegen zehn Uhr brachte er einen anderen mit und wir setzten unsere Reise fort.

Wir kamen nur langsam vorwärts, hin und wieder segelten wir, meistens mußten wir aber rudern und hatten viel vom Regen zu leiden, der fast unaufhörlich vom Himmel fiel; auch die Musquitos waren eine große Plage. Nacht für Nacht wurden wir durch diese Thiere in einer fieberischen Aufregung erhalten, ganz unfähig, ein Auge zu schließen. Unsere Indianer litten so viel, als wir selbst; es ist ein großer Irrthum, wenn man glaubt, daß die Musquitos die Indianer nicht stechen. Man kann sie die ganze Nacht an ihre nackten Körper schlagen hören, um ihre Peiniger fortzutreiben, aber sie wideln sich völlig in ein Segel, und dulden fast die Qualen des Erstickens um den peinigenden Bissen zu entgehen.

Gegen das Ende des Dezember erreichten wir das kleine Dorf Serpa, wo wir wieder zu einem Feste und Prozession zu recht kamen. — Eine Anzahl Frauen und Mädchen, mit Bändern und Blumen geschmückt, tanzten mit dem Priester an der Spitze zur Kirche in der possirlichsten Weise. Des Abends gingen wir nach dem Hause, wo das Tanzen stattfand und bekamen Wein und Süßigkeiten, und Zuckerwerk. Wir kauften hier eine Quantität Kaffee und einen großen Korb Paradiesfeigen.

Am Weihnachtstage erreichten wir ein Haus, wo man eben eine Quantität Fische gefangen hatte; verkaufen wollte man uns keine, aber man gab uns ein schönes fettes Stück zum Mittag. Wir kauften uns Eier, und fabrizirten einen Farinha-Pudding, welcher mit unserem Fisch und Fleische und Kaffee ein ziem-

lich gutes Weihnachts-Essen abgab. Während wir es aßen, wanderten unsere Gedanken nach der fernen Heimath und zu theuren Freunden, die an ihren besser besetzten Tafeln wohl an uns denken mochten, die wir auf dem Amazonenstrome das Weihnachtsfest feierten.

VII.

Anblick des Rio Negro. — Die Stadt Barra, ihr Handel und Einwohner. — Tagereise auf dem Rio Negro. — Der Schirmvogel. — Lebensweise der Indianer. — Rückkehr nach Barra. — Die Fremden in der Stadt. — Besuch nach den Solimoes. — Der Gapó. — Manaquerey. — Landleben. — Tollenköpfiger Araçaris. — Pulture und Onças. — Tabackpflanzung und Manufactur. — Der Rußfisch. — Senhor Brantao. — Eine Fischpartie mit Senhor Henrique. — Briefe aus England.

Am 31. Dezember 1849 kamen wir nach Barra am Rio Negro. Wir nahmen mit Erstaunen die wunderbare Veränderung des Wassers wahr, welches von einer blaßbraunen Farbe ist, die eben noch in einem Glase sichtbar bleibt, aber im tiefen Wasser pechschwarz erscheint und den Namen Rio Negro — „schwarzer Fluß“ — mit Recht verdient.

Wir hatten Briefe an einen Italiener, Herrn Henrique Antony mit, welcher schon mehrere Jahre hier ansässig und einer der bedeutendsten Kaufleute in der Stadt war, und der uns mit einer so herzlichen Gastlichkeit entgegen kam, daß wir uns gleich wie zu Hause fühlten. Er räumte uns zwei große Zimmer in seinem eigenen neuen Hause ein, und bot uns seinen Tisch an.

Die Stadt Barra do Rio Negro liegt am östlichen Ufer dieses Flusses, ungefähr zwölf Meilen vor dessen Vereinigung mit dem Amazonenstrom. Sie ist auf unebenem Boden erbaut, ungefähr dreißig Fuß über der Oberfläche des Wassers und hat zwei Ströme oder Schleusen, die sie durchschneiden, in der Regenzeit zu einer bedeutenden Höhe steigen, und von zwei hölzernen Brücken bedeckt sind. Die Straßen sind nach einem regelmäßigen Plane angelegt, aber ganz ungepflastert, hügelig und voller Löcher, wodurch eine Nachtpromenade sehr unangenehm wird. Die Häuser sind gewöhnlich einstöckig, mit rothen Ziegeldächern, steinernen Fußböden, weiß und gelb angestrichenen Mauern, und grünen Thüren und Jalousien, welches in der Sonne hübsch genug aussieht. Die Einwohnerzahl beträgt fünf bis sechstausend, von denen der größte Theil von gemischter Abkunft und Indianer sind; ich glaube kaum, daß eine einzige in der Stadt geborene Person von reinem europäischen Blute ist, so vollständig haben sich die Portugiesen mit den Indianern verschmolzen. Der Handel erstreckt sich hauptsächlich auf Barra-Müsse, Saffaparilha und Fische; die Einfuhr besteht aus europäischen Rattunen von geringer Qualität, groben Stahlwaaren, Perlen, Spiegeln und anderen gewöhnlichen Schmuck- und Spielachen für den Handel mit den Indianerstämmen, für welche hier der Stapelplatz ist. Die Entfernung von Para ist ungefähr tausend Meilen und die Reise währt oft in der Regenzeit zwei bis drei Monate, so daß Mehl, Käse, Wein und andere nothwendige Lebensmittel immer sehr theuer und oft nicht zu erlangen sind. Die civilisirteren Einwohner Barras sind alle Kaufleute.

Auf Etiquette im Anzuge wird viel gehalten und am Sonntage zur Messe erscheint alles im Ballkostüm. Die Damen kleiden sich sehr elegant; sie haben sehr schönes Haar, welches sie sorgfältig fristren und mit Blumen schmücken, und verdecken weder Gesicht noch Haar unter Hauben oder Hüten. Die Herren, welche die ganze Woche in schmutzigen Läden und Speichern in ihren Hemdsärmeln und Pantoffeln zubringen, sieht man dann in den feinsten schwarzen Anzügen, mit seidenen Hüten, Atlas-Cravatten und Glanzleder-Stiefeln; dann ist die fashionable Besuchszeit. Die Moral in Barra steht wohl auf der möglichst niedrigsten Stufe.

Die Regenzeit hatte jetzt begonnen und wir fanden, daß wir wenig im Sammeln der Vögel und Insekten in Barra thun konnten. Ich erfuhr, daß jetzt die Zeit wäre, wo der berühmte Schirmvogel in gutem Gefieder ist, und daß er jetzt häufig auf den Inseln, ungefähr drei Tagereisen, auf dem Rio Negro zu finden wäre. Als ich dem Senhor Henrique meinen Wunsch, dorthin zu gehen, mittheilte, wandte er sich an die Autoritäten, die mir einige Indianer zur Reise stellten. Nach drei oder vier Tagen kamen sie an, ich ließ dann meinen Bruder einen Besuch nach einer anderen Gegend machen, und fuhr in meinem eigenen Kanoe allein ab. Meine Reise dauerte drei Tage, während derselben ich eine gute Gelegenheit hatte, den auffallenden Unterschied zwischen diesem und dem Amazonasflusse zu bemerken. Hier waren keine schwimmenden Gras-Inseln, keine Stämme und entwurzelten Bäume mit Möven bedeckt, kaum ein Strömen und wenig Zeichen des Lebens in den schwarzen und trüben Gewässern; doch wo Strömung ist, sind

die Wellen größer und gefährlicher, als auf dem Amazonenflusse. Wenn die dunkeln Wollen von oben das Wasser noch schwärzer erscheinen lassen, und die brausenden Wellen sich in weißem Schaum auf der weiten Fläche brechen, ist der Anblick ein äußerst trauriger.

Bei Barra ist der Fluß nur ein und eine halbe Meile breit, einige Meilen höher hinauf erweitert er sich bedeutend und bildet an vielen Stellen tiefe Buchten, die acht bis zehn Meilen breit sind. Noch weiter hin theilt er sich in mehrere Arme, welche von unzähligen Inseln wieder getheilt werden, und hat gewiß eine nicht weniger als zwanzig Meilen betragende Breite. Wo wir überfuhren, war er vier oder fünf Meilen breit; wir blieben dann am linken Ufer und kamen zwischen die Inseln, von wo aus das gegenüber liegende Ufer nicht mehr gesehen werden konnte. Wir passirten viele sandige und steinige Uferstellen, auf welchen Massen Sandsteine und vulkanische Felsstücke umherlagen, und ein langes ausgedehntes, hohes und steiles Ufer, welches überall, außer an den sehr abschüssigen Stellen, mit einer üppigen Vegetation von Sträuchern und Waldbäumen bedeckt war. Wir sahen mehrere Häuser und ein hübsch gelegenes Dörfchen an einem hohen grasigen Abhange, und kamen endlich nach Castanheiro, dem Wohnorte des Senhor Balbino, an den wir Briefe hatten. Nachdem er diese gelesen, frug er mich über meine eigentlichen Absichten, und versprach mir dann, einen guten Jäger zu verschaffen, der mir Vögel und andere Thiere schießen sollte.

Das Haus des Senhor Balbino war allgemein unter dem Namen „Sobrado“ (Ober-Stage-Haus) be-

kannt, da es das einzige der Art außerhalb Barra ist. Es war jedoch in einem ziemlich baufälligen Zustande, die Art Leiter, welche als Treppe diente, hatte zwei Sprossen verloren, und es erforderte eine große Anstrengung der Beinmuskeln, um sie zu ersteigen. Senhor Henrique erzählte mir, daß dies aber schon seit Jahren so wäre, obgleich Balbino stets einen Zimmermann mit Ranoebauen beschäftigt, der wohl leicht in einer Stunde so ein paar Brettchen einsetzen könnte.

Ein nahebei wohnender Indianer wurde gerufen, bei dem ich Quartier finden sollte. Es war ungefähr noch eine halbe Meile weiter, stromaufwärts, an der Mündung eines kleinen Flusses, wo eine Ansiedelung von zwei bis drei Familien war. Der Theil, den ich bewohnen sollte, war ein kleines Zimmer mit einem sehr unregelmäßigen Fußboden und drei Oeffnungen, von denen zwei mit Matten von Palmenblättern verhängen waren, die dritte aber den Dienst eines Fensters versehen mußte. Da mir keine Wahl blieb, nahm ich sogleich davon Besitz, ließ meine Sachen an's Land bringen, hing meine Hängematte auf und war zu Hause. Die Indianer verließen mich, aber ein Knabe, der mir von Senhor Henrique geliebt worden, blieb bei mir, um mein Feuer anzuzünden, Kaffee zu kochen und Mittagessen zu bereiten, im Falle wir so glücklich waren, etwas dazu zu erlangen. Ich ließ mir einen Tisch, um daran zu arbeiten, aber wegen der Abköthigkeit des Bodens, war es nicht möglich, ihn zu stellen. Die Häuser lagen alle so im Walde versteckt, daß das eine vom anderen aus nicht gesehen werden konnte, obgleich sie nicht zwanzig Schritte von einander entfernt waren; die Stelle, wo der Wald gelichtet war, war mit Fruchtbäumen bepflanzt.

Nur einer der Leute konnte Portugiesisch sprechen, die Uebrigen sprachen Indianisch.

Am nächsten Morgen kam mein Jäger und fuhr sogleich in seinem Kanoe nach den Inseln, wo die Schirmvögel sich aufhielten. Des Abends nach Dunkelwerden kam er zurück und brachte mir ein schönes Exemplar. Dieser sonderbare Vogel ist ungefähr von der Größe eines Raben und von ähnlicher Farbe, aber seine Federn haben ein mehr schuppiges Ansehn dadurch, daß sie mit einer anderen Schattirung von glänzendem Blau gerändert sind. Er ist auch im Körperbau mit den Krähen verwandt und hat einen ähnlichen Schnabel und Füße. Auf seinem Kopfe trägt er eine Tolle, die von der jedes anderen Vogels verschieden ist; die seinige wird von mehr als zwei Zoll langen Federn gebildet, die dicht neben einander stehen und mit haarigen, am Ende gebogenen Büscheln gekrönt sind, und können entweder so zurückgelegt werden, daß sie kaum sichtbar sind, oder so aufgerichtet, und an jeder Seite ausgebreitet, daß sie einen hemisphärischen, oder mehr einen hemi-elliptischen Kranz bilden, welcher den Kopf vollständig bedeckt und sogar bis über die Spitze des Schnabels reicht; die einzelnen Federn stehen dann ungefähr wie die herabhängenden Saamenfasern der Löwenzahn-pflanze. Außerdem hat er auf der Brust noch eine fleischige, ein und ein halben Zoll lange Masse, von der Dicke einer Gänsefeder, welche dicht mit glänzenden Federn bedeckt ist, und eine große herabhängende Troddel bildet. Auch diese kann der Vogel entweder so gegen seine Brust drücken, daß sie kaum gesehen werden kann, oder sie so anschwellen, daß sie fast seinen ganzen Vorderkörper bedeckt und verbirgt. Bei

dem Weibchen ist die Lolle und die Halsfeder weniger entwickelt, auch ist es im Ganzen kleiner und viel weniger schön. Dieser Vogel bewohnt die überschwemmten Inseln des Rio Negro und erscheint nie auf dem festen Lande. Er lebt von Früchten und stößt einen lauten heiseren Schrei aus, ähnlich einem tiefen mustikalischen Instrumente, deshalb sein Indianischer Name „Trompetenvogel“. Er ist nicht selten, aber sehr scheu und schwer zu erhalten. Mein Jäger stellte ihnen sehr ausdauernd nach, er ging vor Tagesanbruch fort und kam oft nicht vor neun oder zehn Uhr des Nachts wieder, und doch brachte er mir nie mehr als zwei mit einem Male, gewöhnlich nur einen, und oft gar keinen.

Die einzigen anderen Vögel, welche auf den Inseln gefunden wurden, waren die schönen seltenen kleinen Seidenschwanzvögel und zwei Gattungen Cärracavögel. Auf dem Festlande war der weiße Glockenvogel auf den höchsten Bäumen des Waldes zu finden, und fast immer außer Schußweite. Es wurden mir drei gebracht, die aber sehr zerrissen waren, da drei bis vier Mal nach ihnen geschossen werden mußte, ehe sie fielen.

Insekten waren nicht häufig, weil nur wenige Pfade in den Wäldern waren, auf denen sie sich zu halten pflegen. Ich habe stets bemerkt, daß in einem offenen Waldpfade, dessen einzelne Stellen abwechselnd von der Sonne beschienen und beschattet werden, verschiedene Arten Pflanzen und Blumen erblühen, welche wieder ebenso verschiedenartige Insekten anziehen. Ein offener Pfad durch den Wald scheint ähnliche Anziehungskraft für Insekten, als für uns zu haben. Die großen blauen Schmetterlinge und mehrere kleinere

Arten jagen Meilen weit darauf herum und kehren, wenn sie tiefer in den Wald getrieben werden, gewöhnlich wieder dahin zurück. Einige werden von den Sonnenstrahlen und dem freien Luftzug angezogen, andere suchen die dort am häufigsten vorkommenden Blüthen, während jeder Theil thierischer Substanz in dem Pfade gewiß von einer Anzahl verschiedener Gattungen besucht wird, so daß in großer Masse der Erfolg des Entomologen hier in Süd-Amerika von der Anzahl der den Wald durchschneidenden Pfade und offenen Wege abhängt.

In dem Hause, welches ich bewohnte, lebten noch drei Familien. Die Männer trugen gewöhnlich nichts weiter als ein paar Hosen, die Frauen nur einen Unterrock und die Kinder gingen ganz nackt. Sie lebten alle in der ärmlichsten Weise und es war mir zuerst wirklich ein Räthsel, zu erfahren, wie und wann sie ihre Mahlzeiten nahmen. Des Morgens hatte jeder einen Guja voll Mingau, Mittags aßen sie einen trockenen Farinhakuchen oder gerösteten Jam (Brodwurzel), und des Abends ebenfalls Mingau und Farinha und Pacova. Ich konnte mir nicht denken, daß sie wirklich nichts anderes zu essen haben sollten, kam aber endlich doch zu der Ueberzeugung, daß nur ihre Nahrung in Zubereitungen der Mandioca mit Wasser besteht. Einmal in der Woche hatten sie ein paar kleine Fische oder einen Vogel, der aber dann unter so viele vertheilt wurde, daß es kaum zu ihrem Casavabrod geschmeckt werden konnte. Mein Jäger nahm nie etwas anderes mit auf die Jagd, als seinenbeutel mit trockenem Farinha, und wenn er, nach vierzehnstündiger Abwesenheit, in seinem Kanoe zurückgekehrt war, setzte er sich so ruhig in seine Hängematte

und unterhielt sich, als wenn seine Gedanken weit vom Essen wären, und reichte man ihm einen Cuija voll Mangan, so trank er es mit der größten Ruhe, und war vor Tagesanbruch zu einem anderen Ausflug bereit. Doch war er so stark und kräftig, als John Bull selbst, der sich täglich mit fettem Rind- und Hammelfleische mästet.

Die meisten wilden Früchte, welche vom Volke und besonders von Frauen und Kindern sehr gern gegessen werden, haben einen beißenden oder bitteren Geschmack, an den sich ein Fremder nur schwer gewöhnen kann.

Sehr oft, wenn ich ein Kind an einer seltenen Frucht lauen sah, ließ ich mir dieselbe geben und kostete, vermuthend, daß sie von sehr angenehmem Geschmack sein müßte, um dem Süßigkeit liebenden Alter der Kinder zu behagen, fand aber stets einen Geschmack wie Aloe oder Quassia, den ich in einer Stunde nicht wieder los werden konnte; andere schmeckten wie grüne Seife und manche so sauer als Essig.

Diese Leute scheinen den ganzen Tag beschäftigt zu sein, und doch sieht man wenig von ihren Arbeiten. Die Weiber graben Manbioca oder Jamburzen, jäten und pflanzen oder machen irdene Geschirre, und waschen und repariren ihre wenigen Kleidungsstücke. Die Männer sind stets im Walde beschäftigt, entweder lichten sie Stellen, oder sie schlagen Holz zu einem Kanoe, oder sie machen ein Brett zu irgend einem Zweck, denn ihre Häuser müssen fortwährend ausgebessert werden, und dann brauchen sie Rörbe oder Pfeile und Bogen, oder irgend etwas Anderes, welches ihre ganze Zeit in Anspruch nimmt und ihnen doch nicht die nothwendigsten Bedürfnisse gewährt,

oder auch nur Zeit läßt, das in den Wäldern zahlreich vorhandene Wild zu erlegen. Dies liegt hauptsächlich daran, daß sie Alles langsam und mit vieler unnützen Mühe machen, anstatt sich nur mit einem Industriezweige zu beschäftigen und durch Tausch Anderes zu erhalten.

Ein Indianer bringt eine Woche damit zu, einen Baum zu fällen und einen Gegenstand daraus zu arbeiten, der bei gehöriger Eintheilung der Arbeit für wenige Groschen hergestellt werden könnte. Die Folge hiervon ist, daß seine Arbeit ihm nur wenige Groschen die Woche einbringt, und so verdient er nur sein ganzes Leben lang den armseligen Bedarf an Kleidung in einem Lande, wo Nahrungsmittel fast umsonst zu haben sind.

Nachdem wir hier fast einen Monat zugebracht, und fünf und zwanzig Gattungen des Schirmvogels gesammelt hatten, bereitete ich mich zur Rückkehr nach Barra vor. Als mein Jäger am letzten Tage aus dem Walde zurückkehrte, brachte er mir einen lebendigen männlichen Schirmvogel. Derselbe war am Kopfe, dicht hinter dem Auge, leicht verwundet und war besäugt zu Boden gefallen, denn kurze Zeit darauf war er wieder ganz munter, und so stark und feurig, als ob ihm nichts fehlte. Ich setzte ihn in einen Korb, war aber genöthigt, da er nichts fressen wollte, ihm ein Stückerl Banana in den Hals zu stopfen, welches, da seine Klauen sehr scharf und kräftig waren, nicht ohne Schwierigkeiten bewerkstelligt werden konnte. Zufällig fand ich auf meinem Wege nach Barra eine kleine Frucht am Ufer, die er gern fraß. Diese Frucht, welche er ganz verschluckte, war von der Größe einer Kirsche und von säuerlichem Geschmack. Ich brachte

ihn glücklich nach der Stadt, wo er noch vierzehn Tage lebte, aber eines Tages plötzlich von seiner Stange fiel und starb. Beim Häuten fand ich, daß ein Schrotkorn den Schädel zerbrochen hatte und ins Hirn eingedrungen war, obschon es erstaunlich ist, daß der Vogel hierbei so vollständig gesund blieb. Ich hatte jedoch eine außerordentliche Gelegenheit, die Gewohnheiten des Vogels zu beobachten und die Art und Weise des Ausbreitens und Zurückschlagens seines Schirmes in seiner Halsfeder zu sehen.

Jetzt trat hier in Barra eine stille Zeit für uns ein, die Regenzeit hatte begonnen, wir waren kaum einen Tag ohne Regen und an vielen Tagen regnete es unaufhörlich. Wir ergriffen jede Gelegenheit, um in den Wald zu gehen, konnten aber kaum etwas darin finden, und was wir fanden, konnte nur selten im brauchbaren Zustande erhalten werden, denn die Atmosphäre war von einer solchen Feuchtigkeit durchdrungen, daß die Insekten faulten und die Haare und Federn der Thiere und Vögel abfielen, so daß dieselben ganz unbrauchbar wurden. Glücklicher Weise waren aber zur Zeit mehrere Fremde in Barra, so daß wir eine kleine, ganz angenehme Gesellschaft bildeten. Zwei Handelsherren vom Amazonenflusse waren angekommen, ein Amerikaner und ein Irländer, dann Mr. Bates, welcher einige Wochen nach mir angekommen war und sich des schlechten Wetters wegen noch hier aufhielt. Dann waren auch noch drei Deutsche hier, von denen der eine recht gut Englisch sprach und ein wenig Naturforscher war; alle drei saugen recht gut und trugen viel zu unserem Amüsement bei.

Zwei bis drei Monate waren so verfloßen, als es

ben Anschein hatte, daß sich das Wetter bessern wollte und ich beschloß, eine Reise nach den Solimoes (wie der Amazonasstrom über dem Einfluß des Rio Negro genannt wird) zu machen, und dort Senhor Brandao, meines Wirths Schwiegervater, zu besuchen.

Der Fluß war jetzt so hoch, daß ein großer Theil des Niederlandes zwischen dem Rio Negro und dem Amazonasstrome überschwemmt war. Diese Ueberschwemmung erstreckte sich schon von ein wenig über Santarem bis an die Grenzen von Peru — eine Entfernung von siebzehnhundert Meilen — und hat eine Breite auf jeder Seite des Flusses von einer bis zehn und zwanzig Meilen. Von Santarem nach Coari, eine kleine Stadt an den Solimoes, kann man in einem Kanoe während der Regenzeit fahren, ohne je den Hauptstrom zu berühren. Man würde durch kleine Flüsse, Seen und Sümpfe kommen und von jeder Seite würde sich eine unbegrenzte Wasserfläche ausdehnen, die aber überall mit hohen Wäldern bedeckt ist. In diesem pfablosen Labyrinth findet der Indianer mit der größten Sicherheit seinen Weg und reist Tag für Tag, nur durch kleine Bezeichnungen von geknickten Zweigen und abgeschabter Rinde geleitet, auf dieser Fläche, als wäre er auf gebahnter Straße. In dem Gapó, so nennt man diese Ueberschwemmung, halten sich ganz besondere Thiere, die durch Früchte angezogen werden, welche nur dort wachsen. Uebrigens behauptet der Indianer, daß jeder Baum, welcher im Gapó wächst, von allen denen, welche in anderen Distrikten wachsen, verschieden ist, und wenn wir die außerordentlichen Verhältnisse, unter welchen diese Pflanzen existiren, in Erwägung bringen, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß dies der

Fall sei. Viele Arten Trogons finden sich nur im Gapó, andere nur in den trockenen großen Wäldern.

Der Schirmvogel, wie auch der kleine seidenschwänzige Manakine, hält sich nur im Gapó; auch einige Affen halten sich dort auf, aber nur in der Regenzeit. Ganze Stämme Indianer, wie die Purupurus und Muras, bewohnen fortwährend den Gapó, bauen sich kleine, leicht bewegliche Hütten an den sandigen Ufern in der trockenen Zeit, und an Flüssen in der nassen, und verbringen den größten Theil ihres Lebens in Kanoes, schlafen in ihren Hängematten an den Baumästen zwischen Himmel und dem tiefen Wasser unter ihnen, und leben nur von Fischen und Schildkröten.

Dieses Grundstück Managuerey, welches ich besuchte, liegt auf der Südseite der Solimoes, ungefähr hundert Meilen über seinem Zusammenfluß mit dem Rio Negro. Der ganze Strich Landes rund umher besteht aus Igaripés, oder kleinen Strömen, Seen und Stellen trockenen Landes, so zerstreut und unter einander vermischt, daß es schwierig zu unterscheiden wird, welches Insel oder Land ist. Das Land erhebt sich auf einer kurzen Strecke an den Ufern des Stromes in steilen felsigen Klippen, dreißig bis vierzig Fuß über den höchsten Wasserstand. Beim Ersteigen einiger rauen Stufen befand ich mich plötzlich auf einer flachen grasigen Wiese, die überall mit Orangen- und Mangobäumen, großen Tamarinden- und Callabassenbäumen und im Hintergrunde mit einem Dickicht Gujavas besetzt war.

Auf der Wiese sah man Rindvieh und Schaafweiden, und Schweine und Geflügel war in der Nähe des Hauses. Das Haus selbst bestand aus einem großen strohbedeckten Schuppen, dessen eine Hälfte die

Zuckerrohrmühle enthielt, welche nur von einem einfachen Zaun umgeben war, und dessen andere Hälfte, zum Wohnhaus bestimmt, Lehmmauern und kleine mit Strohläden versehene Fenster hatte. Der Fußboden war nur Erde und sehr unregelmäßig, und doch wohnte hier Senhor Brandao und dessen Tochter, welche ich in Barra kennen gelernt hatte. Es war nämlich vor zehn oder zwölf Jahren, daß während der Revolution eine Horde Indianer sein Haus niederbrannte, seine Gärten und Bäume zerstörte, und mehrere von seinen Leuten und sein Vieh tödtete. Auch seine Frau und Kinder würden sie getödtet haben, wenn sie sich nicht in den Wald geflüchtet hätten, wo sie sich drei Tage versteckt hielten. Senhor Brandao war zu jener Zeit in der Stadt, und so lange die Revolution dauerte, mehrere Jahre lang, war er zufrieden, daß er seine Familie bei sich und in Sicherheit wußte, und dachte nicht an das Wiederaufbauen seines Hauses. Nachher versah er den Posten eines Delagarde de Policia mehrere Jahre lang und war jetzt nur zurückgekehrt, um hier auf seinem Grundstücke mit einer unverheiratheten Tochter zu leben, wo er natürlich viel zu thun hatte, das Ganze wieder in Ordnung zu bringen.

Einen befremdenden Anblick gewährte es, eine junge nett gekleidete Dame auf einer Matte auf diesem bergigen Fußboden im Zimmer sitzen zu sehen, sie war von fünf bis sechs Indianermädchen umgeben, welche mit Stricken und Nähen beschäftigt waren. Sie stellte mich einer älteren verheiratheten Schwester vor, welche auf Besuch bei ihnen war; bald kam auch Senhor Brandao von seinem Rohrfelde und bewillkomnte mich herzlich. Um zwölf Uhr setzten wir uns zum

Mittageffen, welches aus Tambaki, einem sehr wohl-schmeckenden Fisch bestand, mit Reisbohnen, Indiani-schem Mehlbrod und Orangen.

Ich blieb hier fast zwei Monate, erfreute mich ei-nes regelmäßigen ländlichen Lebens und sammelte eine ziemliche Quantität Vögel und Insekten.

Als ich einige Tage hier war, kam ein Jäger, welchen ich in Barra engagirt hatte, und begann seine Operationen. Jeden Nachmittag brachte er mir ge-wöhnlich einige Vögel oder Affen, welche sehr zahl-reich in der Gegend waren. Wir standen um halb sechs Uhr auf und tranken um sechs Uhr Kaffee, dann häutete ich meine Vögel, wenn ich noch welche den Tag vorher spät erhalten hatte, oder nahm meine Flinte, um deren zu suchen. Gegen acht Uhr gab es wieder einen Teller voll Indianischen Mehlbrei oder Chocolate mit frischer Milch, als eine Art Frühstück, und um zwölf Uhr aßen wir zu Mittag, welches ge-wöhnlich aus Tambaki bestand, aber auch gelegentlich mit Hühnern, Nehen und anderem Wild und Kuhfisch abwechselte.

Um vier Uhr tranken wir Kaffee mit Zwieback, oder nahmen Früchte, und um sieben Uhr gab es wieder Fische wie zum Mittag. Des Morgens ging ich auch ein paar Stunden mit meinen Nehen nach Insekten. Mehrere schöne Schmetterlinge fand ich an der Flussseite auf dem schlammigen Rande des Was-sers sitzen. Kleine Toucans oder Araçaris verschiede-ner Gattungen waren sehr häufig, die seltensten und schönsten von denselben waren die „gelockt-löffigen“, be-ren Kopf mit glänzenden Locken von einer harten Sub-stanz bedeckt ist, welche mehr wie Holz- oder Metall-schneizeln, als Federn aussehen.

Der gemeine schwarze Geher war häufig, oft fehlte es ihm aber an Nahrung und er war genöthigt, sich von Palmfrüchten zu nähren, wenn er nichts anderes finden konnte. Es war ein komischer Anblick, sie jeden Morgen den Schweinen nachlaufen zu sehen, sobald diese heraus gelassen wurden. Drei bis vier waren ihnen stets auf den Fersen, um ihren Unrath zu verschlingen, sobald er nur gefallen war. Die Schweine schienen oft über solch unanständiges Benehmen ganz entrüstet, drehten sich häufig um und liefen nach den Vögeln, welche dann aus dem Wege hüpfen oder eine kurze Strecke fortfliegen, aber sogleich ihre Stellung wieder einnahmen, wenn die Schweine ihren Weg fortsetzten.

Durch wiederholte Beobachtungen habe ich mich übrigens überzeugt, daß der Geher hauptsächlich durchs Gesicht und nicht durch den Geruch seine Nahrung erspäht. Wenn ich meine Vögel häutete, so warteten zehn bis zwölf stets in mäßiger Entfernung. In dem Augenblick, wo ich ein Stück Fleisch fort warf, liefen sie alle darauf los, um es zu ergreifen, aber häufig fiel es zufällig in eine kleine Vertiefung des Bodens oder in hohes Gras und dann hüpfen sie ganz in der Nähe umher und suchten, und gingen oft wieder fort, ohne es gefunden zu haben. Ein Stückerl Holz oder Papier brachte sie eben so schnell zur Stelle, von der sie aber ruhig zu ihren vorigen Plätzen zurückkehrten, sobald sie sich überzeugt hatten, daß es kein Futter für sie wäre. Sie wählten stets erhöhte Plätze, offenbar um zu sehen, wo sie Nahrung entdecken könnten, und wenn sie in einer ungeheueren Höhe in der Luft kreisen, lassen sie sich in den Wald hernieder, wo eine Kuh gestohlen oder getödtet worden ist, lange ehe diese

in Verwesung übergeht, oder einen starken Geruch verbreitet. Ich habe oft ein Stück halb verwesenes Fleisch in ein Papier gewickelt und es ihnen zugeworfen, aber auch dann, nachdem sie heran gehüpft waren, lehrten sie beruhigt wieder um und hielten es nur für Papier und nichts Freßbares.

Senhor Brendao hatte zwei sehr schöne fette Säue, welche beide in einigen Tagen ferkeln sollten. Da es nun hier keine Schweineställe giebt, so ziehen sich diese Thiere bei solchen Gelegenheiten in den Wald zurück, und kehren nach Verlauf von einigen Tagen mit ihrer jungen Familie zurück. Diese beiden Säue waren seit einigen Tagen verschwunden und nicht zurückgekehrt und wir fürchteten, daß sie ein Jaguar, welcher nahe dem Hause gesehen und gehört worden war, zerrissen hätte. Es wurden Nachsuchungen veranstaltet und wir fanden die Ueberreste einer Sau dicht bei dem Hause in einem Dickicht. In der nächsten Nacht, als wir in unserem offenen Schuppen in unseren Hängematten lagen, hörten wir den Jaguar keine fünfzig Schritt von uns brüllen, da aber viel Rindvieh, Schweine und Hunde umher lagen, hatten wir nicht viel zu fürchten. Plötzlich hörten wir von einem Indianer-Häuschen nahebei einen Schuß fallen und glaubten bestimmt, daß das Thier todt sei, hörten aber am nächsten Morgen von dem Indianer, daß das Thier vor seiner Thüre vorüber gekommen wäre, er aber so erschrocken gewesen sei, daß er aufs Geratewohl losgebrückt und gefeßt hatte. Die nächsten beiden Tage hörten wir noch von dem Jaguar auf der Insel, dann ging mein Jäger des Nachts auf den Anstand, um ihn zu erlegen und es gelang ihm, ihn mit einer Kugel zu tödten. Es war ein Unqa der

größten Art und es wurde vermuthet, daß er außer den Säuen schon eine Kuh getödtet hätte, welche einige Wochen vorher abhauen gekommen war.

Das Wetter war jetzt sehr trocken, eine ganze Zeit lang war kein Regen mehr gefallen; die Orangen waren ganz reif, und das Gras war sehr schön grün und frisch, das Tabacksammeln hatte begonnen und ich hatte Gelegenheit, zu sehen, wie er hier behandelt wurde. Er wird erst hier auf kleinen Flecken Land gesät, dann werden die jungen Pflanzen, wie bei uns der Kohl, in Reihen gepflanzt. Er wird aber sehr von einer Abendfalter-Raupe heimgesucht, welche sehr groß wird und die ganze Pflanze verzehren würde, wenn sie nicht fleißig abgenommen würden. Alte Frauen, Männer und Kinder sind deshalb fortwährend beschäftigt, und gehen jeden Tag über ein Stück Feld, wo sie jede Pflanze und jedes Blatt untersuchen, bis diese Insekten ganz vertilgt sind. So wie sie Blüthen zeigen, werden die Knospen abgebrochen, und sobald die Blätter ihre volle Größe erreichen, werden sie in großen Körben gesammelt und im Hause oder Schuppen auf Stangen ausgehängt, oder zum Trocknen ausgelegt. In einigen Tagen werden sie trocken, in den heißen Tagen sogar ganz mürbe und zerbrechlich, aber die Feuchtigkeit der Nacht erweicht sie wieder. Wenn sie für genügend trocken erachtet werden, so muß aus jedem Blatte die Mittelrippe herausgenommen werden. Zu diesem Zwecke steht der ganze Haushalt, Männer, Frauen und Kinder um vier Uhr des Morgens auf und macht sich ans Werk, die Mittelrippe anzureißen, ehe die Hitze des Tages das Blatt zu zerbrechlich macht. Einige der besten Blätter werden manchmal zu Cigarren zurückgelegt, aber das

Ganze wird gewöhnlich in Rollen von zwei bis drei Pfund gebracht. Die gehörige Quantität wird abgemogen und in regelmäßigen Lagen auf einem Tische in eine Reihe gelegt; jedes Stück ist ungefähr eine Elle lang und in der Mitte etwas dicker. Das Ganze wird dann von einem Ende behutsam aufgerollt und mit einer Schnur so fest als möglich zusammen gebunden. In einigen Tagen werden diese Rollen wieder geöffnet und nachgesehen, ob sie vielleicht stocken oder heiß werden; wenn sie in gutem Zustande sind, werden sie mit noch größerer Sorgfalt gerollt und gebunden. Jeden Tag werden sie dann fester und fester gebunden, wobei der Bindende auf der Erde sitzt, die Schnur um einen Pfahl gewunden hat und nun mit seiner ganzen Kraft windet und bindet, bis die Rolle endlich eine feste Masse wird, die an beiden Enden spitz zuläuft. Dann wird sie von einem Ende zum anderen mit Streifen der Uaruma (eine Schilfpflanze) umwickelt und zum Verlauf in Bündeln von einem Arroba und einem halben Arroba (zweiunddreißig und sechzehn Pfund) verpackt. Wenn der Tabak gut ist, oder wenn er, wie sie es nennen, „viel Honig in sich hat“, so schneidet er sich so glatt und fest, wie ein Stück spanischer Ladrige und kann zusammengebogen werden, ohne zu brechen. Der Preis ist verschieden je nach der Qualität und Zufuhr von drei bis zehn Egr. das Pfund.

Eines Tages brachte uns der Fischer einen schönen „Peize boi“ oder Kuhfisch, eine Art Manatus, welcher im Amazonasstrome und besonders in den Seen an diesem Theil des Stromes häufig gefunden wird. Es war ein Weibchen, beinahe sechs Fuß lang und hatte am dicksten Theile fast fünf im Umfange. Der

Körper ist ganz glatt, ohne irgend eine Ungleichheit oder Erhöhung, und verläuft sich in einen flachen Schwanz, der aber durchaus kein Anzeichen von hinteren Gliedmaßen hat. Man sieht keinen wirklichen Hals; der Kopf ist nicht sehr groß und endigt in einen großen Mund mit fleischigen Lippen, die etwas Aehnlichkeit mit denen der Kuh haben; an den Lippen sind steife Borsten und einzelne zerstreute Haare auf dem Körper. Hinter dem Kopfe sind zwei starke ovale Flossfedern und unter denselben befinden sich die Brüste, aus welchen, wenn daran gedrückt wird, die reinste weiße Milch fließt. Die Ohren sind kleine Lächer und die Augen sind auch sehr klein. Der Unrath sieht dem eines Pferdes ähnlich. Die Farbe ist eine dunkle Bleifarbe mit rosa-weißlichen marmorirten Flecken am Bauche. Auf dem Rücken ist die Haut fast einen Zoll dick und am Bauche nur einen viertel Zoll. Unter der Haut ist eine Lage Fett, von stärkerer oder geringerer Dicke, gewöhnlich aber einen Zoll dick, welches ausgekocht wird und Del zum Brennen und Kochen giebt. Die Eingeweide sind sehr stark, das Herz ungefähr so groß, wie das eines Schaafes, die Lungen zwei Fuß lang und sechs bis sieben Zoll weit, sehr zellig und schwammig; der Schädel ist groß und knöchig, ohne Vorberzähne; das Wirbelbein erstreckt sich bis zur äußersten Spitze des Schwanzes, zeigt aber auch keinen Ansatz zu hinteren Gliedmaßen; die vordern sind dagegen vollkommen entwickelt, die Knochen sind dem des menschlichen Kindes sehr ähnlich und haben sogar die fünf Finger. Jedoch mit jedem einzelnen Gliede, doch mit einer so steifen unbiegsamen Haut bekleidet, daß sich kein Glied bewegen kann.

Der Kufisch nährt sich von Gras an den Ufern

der Flüsse und Seen und schwimmt schnell mit dem Schwanz und den Flossen, und obgleich die äußerlichen Organe des Gesichts und Gehörs sehr unvollkommen sind, so behaupten die Jäger doch, daß diese Sinne merkwürdig scharf sind und daß sie ihre ganze Vorsicht und Geschicklichkeit aufbieten müssen, um ein solches Thier zu fangen. Sie bringen eins und selten zwei Junge zur Welt, welches sie in ihren Armen oder Flossen halten, wenn sie es säugen. Sie werden harpunirt oder in starken Netzen gefangen und werden getödtet, indem man ihnen einen Holzkeil mit einem Hammer in die Nasenlöcher treibt. Jeder giebt zwanzig bis fünfundzwanzig Gallonen Del, das Fleisch ist sehr gut und schmeckt wie Rind- und Schweinefleisch.

Da ich nun bald ein Kanoe mit Briefen und Nachrichten von England erwartete, nach deren Empfang ich sogleich meine Reise nach dem oberen Theile des Rio Negro antreten wollte, beschloß ich, nach Barra zurückzukehren, und da ich einen Platz in einem Kanoe fand, welches nach dort ging, so verabschiedete ich mich von meinem freundlichen Wirth.

Bei meiner Ankunft in Barra war das erwartete Kanoe noch nicht angekommen und mehrere Wochen verfloßen sehr langweilig. Das Wetter war schön, aber Barra ist eine armselige Dertlichkeit, um Sammlungen zu machen. Insekten waren sehr selten und uninteressant, so daß ich mich sehr nach der Zeit sehnte, in der ich nach einem ferneren und mehr versprechenden Distrikt gehen konnte. Die Jahreszeit war sehr trocken und heiß; der Thermometer erreichte um zwei Uhr jeden Nachmittags 94° und 95° im Schatten und sank während der Nacht nicht unter 75°, der niedrigste

Stand, welchen ich vor Sonnenaufgang beobachtete, war 70° und der höchste am Nachmittage 96°. In den Monaten Juli und August war fast kein Regen, so daß das Gras um die Stadt völlig verbrannt war. Der Fluß fiel nun schnell, so daß sich die Sandbänke im Amazon über dem Wasser erhoben.

Eines Tages veranstaltete Senhor Henrique eine Fischparthie mit einem großen Zugnetze in den Solimoes. Wir fuhren des Nachmittags in einem guten Kanoe in Gesellschaft von zehn bis zwölf Personen, und mit acht oder zehn Indianern zum Rudern, ab, erreichten kurz vor Sonnenuntergang die Mündung des Rio Negro und kamen in das starke und trübe Wasser des Solimoes. Es war heller Mondschein und wir sangen und lachten, während wir die engen Canäle und grünen Inseln der Nordseite des Flusses passirten, welche sehr pittoresk, wild und einsam in dem blassen Mondlicht und dem tiefen Schweigen des Waldes erschienen. Ungefähr um Mitternacht erreichten wir eine große Sandbank, welche sich eben aus dem Wasser erhob. Die meisten der Gesellschaft schlugen ihre Beinkleider auf, und wadeten bis zu der Bank, wo sie nach den Eiern der Schildkröten und Möven suchten. Möven, Taucher, Enten und Sandpfeifer flogen kreischend auf, als wir landeten, und das Plätschern der Fische in dem flachen Wasser versprach uns einen guten Fang. Senhor Henrique gab den Indianern jetzt den Befehl, das Fischen zu beginnen. Jedesmal wenn das Netz aufs Land gezogen wurde, füllten wir fast einen Korb mit unzähligen kleinen und einigen größeren Fischen. Es gab hier unzählige kleinere, welche mit einem Dorn bewaffnet waren, die eine bedeutende Wunde beibringen, wenn

sie getreten werden, so daß wir sehr vorsichtig mit unseren bloßen Füßen sein mußten. Die große Verschiedenheit und die sonderbaren Formen, welche wir fanden, interessirten mich sehr; so gab es hier kleine Fische, welche nur im Amazon zu finden sind, die den Vordertheil ihres Körpers so aufblasen, daß er rund wird wie ein Ball.

Nach zwei oder drei Stunden wurden wir hungrig, wir machten also ein Feuer an und kochten einige unserer Fische zur Mahlzeit, die wir nun ganz nach Belieben Abendbrot oder Frühstück nennen konnten, denn es dämmerte schon; dann fuhren wir fort zu fischen, während andere ihre Flinten nahmen und wilde Enten zu schießen versuchten. Ein Herr mit einer Büchse machte einen außerordentlichen Schuß, indem er eine einzeln fliegende Ente aus weiter Entfernung mit der Kugel tödtete. Jetzt brach der Tag an, und ich versuchte, einzelne der seltensten Fische zu zeichnen, es waren ihrer aber so viele und die Sonne schien so heiß, daß sich nicht viel thun ließ; da sie bei der großen Hitze in ein paar Stunden faul wurden, konnte ich sie nicht zu dem Zweck bis zu unserer Rückkehr aufbewahren. Um zehn Uhr Morgens hörten wir auf zu fischen und fingen wieder an zu kochen. Wir brieten, kochten, backten und schmorten Fische, die uns ein vortreffliches Frühstück gaben. Während wir frühstückten, legten sich unsere Indianer auf den Sand in die Sonne, um zu schlafen, da sie seit zwei Tagen nicht geschlafen und hart gearbeitet hatten. Doch in einer Stunde wurden sie zum Frühstück geweckt und um zwölf Uhr waren wir wieder auf unserem Heimweg.

Um fünf Uhr Nachmittags erreichten wir einen

Platz an der Mündung des Rio Negro, wo einige flache Felsen und eine Unmasse Fische sind. Die ganze Gesellschaft fing hier noch ein Mal mit Angeln an zu fischen; ein Fischer kam mit einem schönen Pirarucu zurück, welcher dreißig bis vierzig Pfund wog. Senhor Henrique kaufte ihn, um von seinem Ausflug auch etwas zeigen zu können.

Es war Mitternacht, als wir Barra erreichten, und wir waren alle sehr zufrieden, unsere Hängematten wieder zu haben.

Mehrere Wochen gingen nun wieder hin, bis wir endlich etwas über das lange erwartete Kanoe hörten. Einer der Eigentümer war nämlich in einer Montaria vorausgefahren und brachte uns die Nachricht, daß das Kanoe in zwei Tagen ankommen würde. In dieser Zeit war ein Frachtschiffer in Barra, ein Portugiese vom oberen Rio Negro. Er wollte den nächsten Tag abfahren, blieb aber, auf Senhor Henriques Vorstellungen, bis Senhor Neill. Brabley's Kanoe ankam, um mir in dem seinigen einen Platz einzuräumen, entweder nach den Fällen des Rio Negro, oder nach irgend einem anderen Ort. Den nächsten Nachmittag erreichte das erwartete Boot Barra, um sechs Uhr Abends erhielt ich ein ganzes Packet Briefe aus Para, von England, von Californien und von Australien, einige zwanzig Stück und mehrere vom vorigen Jahre datirt. Am anderen Tage war ich bereit zu einer Reise von siebenhundert Meilen und einer zwölf monatlichen Abwesenheit.

VIII.

Abfahrt von Barra nach dem obern Rio Negro. — Kanoe und Fracht. — Große Breite des Flusses. — Carvoeiro und Barcelos. — Granitfelsen — Castanheira. — Ein höflicher alter Herr. — St. Joze. — Die Wasserfälle. — St. Gabriel. — Nossa Senhora da Guia. — Senhor Lima und seine Familie. — Ausflug nach dem Fluß Cobati. — Ein Indianisches Dorf. — Die Serra. — Die Vögel der Felsen. — Rückkehr nach Guia. — Frei Joze dos Santos Innocentes.

In den letzten Tagen des August 1850 nahm ich von Barra Abschied und mit gespannten Hoffnungen und Erwartungen trat ich meine Reise nach den fern und wenig bekannten Regionen an. Unser Kanoe fand ich so ziemlich geräumig, es hatte ungefähr fünfunddreißig Fuß in der Länge und sieben in der Breite. Das Hintertheil hatte ein rauhes Verdeck von gespaltenen Palmsstämmen, mit einem Tolbo, ober bogensförmigen gewölbten Dache, hoch genug um bequem darunter zu sitzen und mit Palmblättern gedeckt. Ein Theil der Vorderöffnung war an den Seiten verrammelt, so daß eine drei Fuß breite Thür blieb. Das Vordertheil war mit einer ähnlichen, aber niedrigeren Tolba bedeckt, über welcher sich ein flaches, eben so

geformtes Deck, als das andere bestand, welches durch an den Seiten aufrecht stehende Pfosten gehalten wurde. Dies wird die Jangaba genannt und auf dieser befinden sich die Indianer mit ihren langen Rudern. Das Kanoe war mit allen Artikeln, welche die halb civilisirten und wilden Bewohner des obern Rio Negro am meisten verlangen, gut befrachtet. Große Ballen grobes Leinwandzeug und gewöhnlichen Kattun mit bunten grellen Farben, karrierte und gestreifte Zeuge und blaue oder rothe Tücher, dann Aerte und Firschkäse, und große spitze Messer in Menge. Tausende von Angelhasen, Stahl und Feuersteinen, Schießpulver und Schrot. Massen blauer, schwarzer und weißer Perlen, und unzählige kleine Spiegel und Nadeln und Zwirn und Band und Knöpfe waren nicht ver-
gessen. Außerdem bedeutende Quantitäten Caxaca (Rum), sowie Wein zum eigenen Gebrauch und ein wenig Cognac, als „Medicin“, und Thee, Kaffee, Zucker, Essig, Del zum Kochen und zur Beleuchtung, nebst Zwieback, Butter, Pfeffer und Knoblauch und anderen Haushalts-Artikeln, hinreichend eine Familie sechs Monate zu proviantiren und dem drückenden Mangel irgend eines hungrigen Reisenden abzubelfen.

Mein Wirth, Senhor Joao Antonio de Lima, war ein untersehter, grau werdender behaarter Mann, mit einem Gesicht, wie der „verbannte Lord“ in der Nationalgalerie. Er besaß jedoch die ganze Höflichkeit seiner Landsleute, und stellte das ganze Kanoe mit allem, was darin war, zu meiner Verfügung. Unsere Tolba enthielt eine Unzahl Kisten und Kasten, ließ aber doch noch so viel Raum, um bequem sitzen und liegen zu können. In der Kühle des Morgens und Abends saßen wir oben darauf und genossen die frische Luft,

und den kühlenden Anblick der dunkeln Wasser um uns her. Den ersten und zweiten Tag fanden wir kein Land, da alle Sandbänke überschwemmt waren, dann aber kamen wir an viele Stellen, wo wir ans Land gehen und Feuer machen konnten. Wir nahmen unsere Mahlzeiten wie gewöhnlich, kochten unsern Kaffee, den wir auf dem Verdeck tranken und hielten zwischen acht und neun Uhr gewöhnlich am Ufer, wo wir unsere Hängematten aufhängen und bis vier oder fünf Uhr des Morgens schlafen konnten. Manchmal, wenn wir schon des Abends um sechs Uhr anhielten, fuhrten wir um Mitternacht, oder um zwei Uhr Morgens weiter. Oft hielten wir bei Häusern, wo wir ein Huhn oder Eier, Ananas oder Orangen kaufen konnten, oder wir fanden eine schöne lichte Stelle im Walde, wo einer sich vielleicht mit einer Flinte aufmachte, um einen Curacavogel oder einen Guan zu schießen, während ein anderer die Angel ins Wasser warf, und bald schöne und wohlschmeckende Fische zum Mahle hatte. Senhor Lima war ein alter Kanoereisender, der stets mit Haken und Leinen zum Angeln versehen war; der Küber wurde gewöhnlich am Tage schon sorgfältig präparirt, und des Nachts wurden die Angelschnuren ausgeworfen, die uns dann oft mit einem schönen Pirahibi von zwanzig bis dreißig Pfund lohn-ten, der uns mit einem Frühstück und Abendbrod auf den nächsten Tag versah.

Ein wenig über Barra breitet sich der Fluß auf jeder Seite in große Buchten aus, so daß er von sechs bis zu zehn Meilen breit wird; erhebt sich hier ein starker Wind, so geht der Fluß sehr hoch und bildet große Wellen, die kleineren Kanoes sehr gefährlich werden. Weiter aufwärts wird der Fluß wieder en-

ger, ungefähr eine und eine halbe Meile breit, und noch weiterhin verzweigt er sich in mehrere auseinander laufende Arme, die verschiedene Inseln zwischen sich bilden. Auf einer Strecke von mehreren hundert Meilen weiter sind beide Ufer des Flusses nicht mehr auf einmal zu sehen, und sind gemeiniglich zehn bis fünf und zwanzig Meilen auseinander. Manche der Inseln sind von bedeutendem Umfange und dreißig bis vierzig Meilen lang, und dann befinden sich oft noch andere zwischen ihnen und dem Ufer.

Am zweiten und dritten Tage, nachdem wir Barra verlassen hatten, sahen wir malerische hohe Riesufer; ein wenig weiter erschienen einige vereinzelt liegende Felsen, und an dem kleinen Dorfe Abrão, welches wir in einer Woche erreichten, waren Schichten von Sandsteinfelsen. Vorher waren wir schon an weichem Sandstein vorüber gekommen, worin das Wasser Höhlen und phantastische Vertiefungen ausgespült hatte; weiter hin, an der Mündung des Rio Branco, erscheint wirklicher Granitfelsen.

Wir blieben zur Nacht in Pedreiro bei einem Freunde des Senhor Lima, wo die Neuigkeiten der Stadt besprochen und Preise der Fische, Saffaparilha u. s. w. mitgetheilt wurden. Den nächsten Tag passirten wir wieder einige malerische Granitfelsen, der Mündung des Rio Branco gegenüber, wo man wieder beide Flußufer sehen kann. Auf einer der kleinen Inseln fanden sich seltene Indianische Hieroglyphen, Thiere und Menschen vorstellend, die in dem harten Granit rauh ausgegraben waren.

Ich machte zur Zeit sorgfältige Zeichnungen davon und nahm Etüchen des Felsens mit.

Den nächsten Tag erreichten wir Carvoeiro, ein

halb verlassenes und ödes Dorf, wie die meisten am Rio Negro. Nur zwei Familien bewohnten es, ein Schmied und ein Brasilianer, der den Titel Capitão Basconcellos führte und ein sehr gut gelaunter höflicher Mann war, und der uns den Tag, wo wir bei ihm waren, recht gut bewirthete. Zu Mittag hatten wir Schilbkröte und speisten mit silbernen Messern und Gabeln, aber unsere Tafel war eine Matte auf dem Fußboden.

Wir setzten unsere Reise fort und kamen in ein Labyrinth kleiner Inseln, die so überschwemmt waren, daß sie wie eine Masse Sträucher aussahen, welche aus dem Wasser heraus wachsen. Obgleich Senhor Lima auf dem Fluß sehr bekannt war, verloren wir hier fast unsern Weg; da es schon spät war, hielten wir an einer Spitze trockenen Landes und hingen unsere Hängematten unter den Bäumen auf. Am nächsten Tage kamen wir zum Hause eines Mannes, der dem Senhor Lima Geld schuldete, und ihn mit Schilbkröten bezahlte, deren wir acht oder neune empfingen.

Die beiden Ufer des Flusses hatten wir nur auf einen Augenblick gesehen, gleich darauf stürzten wir uns wieder in einen See voller Inseln und Randle, welche sich oft bis zum fernen Horizont erstreckten. Manchmal erstreckte sich ein fernes Ufer Tage lang ununterbrochen fort, welches am Ende doch nur eine sich weit erstreckende Insel war. Jetzt war nun wieder alles überschwemmter Boden, und es war schwierig, ein Plätzchen trockenes Land zu finden, um unsere Mahlzeiten zu bereiten. Nach einigen Tagen erreichten wir Barcellos, einst die Hauptstadt des Rio Negro-Gebiets, aber jetzt entvölkert und fast verlassen. An der Küste lagen mehrere Marmorblöcke, die einst

von Portugal gebracht worden waren, zu einem öffentlichen Gebäude, welches aber nie errichtet worden war. Die Linien der alten Straßen sind jetzt Pfade durch ein dickes Gebüsch, wo Orangen und andere Fruchtbäume mit Cassias und hohen tropischen Gewächsen vermischt standen. Die Häuser, welche noch stehen, sind größtentheils Ruinen und Lehmhütten, nur hin und wieder eins im besseren Zustande und weiß angestrichen.

Wir gingen hier zu einem alten Italiener, der im Ruße stand, sehr reich, aber auch sehr geizig zu sein. Er war jedoch bei sehr guter Laune, gab uns Kaffee mit Melisse versüßt und bat uns, zum Frühstück bei ihm zu bleiben. Dies wurde in einem alten Vorrathsgedäude aufgetragen, welches mit Ketten, Ankern, Tauen und Fässern gefüllt war. Wir speisten wieder mit silbernen Messern, Gabeln und Löffeln und hatten ein ziemlich schmutziges Handtuch zum Tischtuch, auf welchem ein zäher Curacavogel und Rum und Cognac zum Frühstück waren. Er gab uns jedoch einen Korb voll Orangen mit auf die Reise.

Ein paar Tage darauf passirten wir ein anderes verfallenes Dorf, Cabuqueno genannt. Am Barcellos erschien zuerst eine sehr schöne kleine Palme, welche am Rande des Wassers wuchs und eine neue Art der Mauritia war, welche jetzt auf dem ganzen Wege häufiger wurde. Fische gab es jetzt auch in größerer Menge, als im niederen Theile des Flusses, auch kamen mehrere Arten vor, welche weiter unten nicht gefunden werden. Senhor Lima schickte gewöhnlich zwei Mann in einem kleinen Kanoe fischen, die aber sehr früh des Morgens schon beginnen mußten und die dann gewöhnlich gegen zehn Uhr mit einer

zu unserem Frühstück und Abendbrot genügenden Quantität zurückkehrten. Viele der Fische haben einen sehr feinen zarten Geschmack und übertrafen alles, was ich je in England gekostet habe; einige Arten haben sogar wirkliches Fett, welches das Wasser, in dem sie gekocht werden, zu einer angenehmen Brühe macht. Es wird auch nicht das Geringste davon weggegossen, sondern mit ein wenig Pfeffer und Farinha so gern gegessen, als wäre es die herrlichste Suppe. Unsere Tolba war während des Tages ziemlich heiß, wir hatten gewöhnlich 95° bis 100° — früh Morgens war die Temperatur ungefähr 75°, während das Wasser 85° zeigte und sich ganz warm anfühlte; des Mittags oder Nachmittags war das Wasser ungefähr 86° und dann fühlte es sich durch den Contrast der heißen Luft erfrischend kühl an.

Wir hatten im Ganzen sehr schönes Wetter; aber jeden Nachmittag, oder wenigstens vier bis fünf Mal in der Woche, hatten wir einen „Trovado“ oder Sturm, welcher plötzlich mit heftigen Windstößen und Donner und Regen ankam, aber in ein paar Stunden vorüberging und die Atmosphäre herrlich kühlte und erfrischte. Einen großen Genuß auf diesem Flusse gewährt die Abwesenheit der Musquitos. Sonnenuntergang, das sonst das Signal zur Unruhe und Plage war, war uns jetzt die angenehmste Zeit. Wir konnten auf unserer Tolba sitzen und uns an der kühlen Abendluft ergötzen und unsere Tasse Kaffee trinken — unser größter Genuß —, bis die Glorie des Sonnenuntergangs verblich und die Sterne über unseren Köpfen erschienen. In dieser stillen Stunde kam der Ziegensauger, um seine Insekten auf den Strom zu jagen, und amüsierte uns mit seinen schnel-

len Bewegungen; die Baumfrösche begannen ihren melancholischen Gesang; einige verspätete Papageien flogen über den Fluß nach ihren Nestern und die Guaribis erfüllten die Luft mit ihrem Geheule. Wenn dann der Abendthau zu stark fiel, begab ich mich unter die Tolba, während Senhor Lima es vorzog, sich in ein Tuch zu wickeln und draußen zu ruhen.

Am dreißigsten September, gerade einen Monat nach unserer Abreise von Barra, sahen wir das gegenüber liegende Flußufer wieder und fuhren da hinüber, wo es ungefähr vier Meilen breit war. Den nächsten Tag erreichten wir das Ufer, wo die Granitfelsen beginnen, und ich war erfreut, auf einer schräg liegenden Granitplatte, mit Quarzadern durchzogen, aussteigen zu können. Von diesem Punkte an wurde der Fluß malerischer.

Am dritten Oktober erreichten wir ein Sitio, welches ein Brasilianer, Namens Jaoa Corbeiro, bewohnte. Derselbe war ein Freund und Kunde von Senhor Lima.

Wir blieben hier zwei Tage und packten den größten Theil unserer Ladung aus, damit Senhor Jaoa wählen konnte. Hier sahen wir auch zum zweiten Male, nachdem wir Barra verlassen, wieder einige Kühe und hatten Milch zum Kaffee. Ich ging in den Wald, um Insekten zu fangen, und fand mehrere neue Arten darunter. Endlich waren die Waaren ausgesucht und wir machten uns wieder auf den Weg.

Den folgenden Tag kamen wir nach St. Isabel, einem elenden, mit Unkraut und Dickichten bewachsenen Dorfe, welches zur Zeit nur einen einzigen Einwohner, einen Portugiesen, hatte. Wir tranken eine

Kaffe Kaffee mit ihm, mußten denselben aber mit unserm eigenen Zucker süß machen, da er keinen solchen Luxusartikel hatte. Er war einer der vielen anständigen Leute, die hier ihre jämmerliche Existenz dahin schleppen und mit Beschwerden und Entbehrungen zu kämpfen haben, die in einer civilisirten Gesellschaft nur Folgen der höchsten Armuth sein könnten.

Am achten erreichten wir Castanheiro und blieben einen Tag bei einem anderen Portugiesen, einem der reichsten Schiffsherrn des Flusses. Er verdankte seinen Reichthum hauptsächlich dem Umstande, daß er sich stets bestimmt weigerte, Waaren auf Credit zu nehmen, welches der Fluch dieses Landes ist. Er war so immer sein eigener Herr, anstatt sonst der Sklave der Barraer und Paraer Kaufleute zu sein, und konnte auf dem billigsten Markt kaufen und auf dem theuersten verkaufen. Mit seiner Sparsamkeit hatte er fünf- bis sechstausend Pfund zusammengescharrt, welche sich jetzt schnell vermehrten, da der Lebensunterhalt in diesem Lande einem Manne fast nichts kostet, wenn er nicht trinkt oder spielt. Er handelt mit den Indianern und bringt ihre Erzeugnisse in seinem eignen Kanoe nach Para, kauft dort die meist verkäuflichen Artikel und hat einen Profit von hundert Prozent an jedem Geschäft. Es mag eine Einsicht in die moralische Verworfenheit des Landes gewähren, wenn man weiß, daß, obgleich sich dieser Mann vor allen Anderen durch seine Keuschheit und Rechtlichkeit auszeichnet, man doch selten gut von ihm spricht, weil er nicht so verschwenderisch ist und nicht an den gewöhnlichen Bacchanalien Theil nimmt.

Ein wenig weiter kamen wir wieder an solchen

sonderbaren Indianischen Hieroglyphen an einem Granitfelsen vorüber. Am elften erreichten wir Banawaca, den Sitz eines Brasilianers von Pernambuco, welcher hierher verbannt war, weil er an einem Aufstande Theil genommen hatte. Ich hörte die gräulichsten Geschichten über dieses Mannes Verbrechen. Er hatte die Indianer gemorbet, ihre Frauen und Töchter entführt und Barbareien verübt, welche nicht zu erzählen sind. Da ich jedoch ein Empfehlungsschreiben an ihn hatte und Senhor Lima ein Freund von ihm war, gingen wir zu ihm. Ich fand in ihm einen milden, ruhigen, höflichen alten Herrn, welcher uns mit der größten Höflichkeit empfing, uns ein gutes Frühstück vorsetzte und sich mit uns in einer ungewöhnlich vernünftigen Weise unterhielt.

Den nächsten Tag hielten wir an einem andern Dorfe Sao Joze, wo wir unser Kanoe ließen, um in zwei kleineren weiter zu fahren, da die Strömung jetzt so stark und schnell wurde, daß wir in unserem größeren kaum fortkommen konnten, und weil sich die Wasserfälle in einem großen Kanoe gar nicht passieren lassen. Hier hatten wir zwei Tage mit dem Aus- und Einladen der Kanoes zu thun, ich selbst fand genug Zeitvertreib, indem ich Schmetterlinge fing, von denen viele seltene Arten auf den heißen Felsen am Ufer zu finden waren. Endlich war Alles in Ordnung und wir konnten unseren Weg fortsetzen. Wir mußten mehrere reißende Strömungen passieren, die oft hinter hervorstehenden Felsenspitzen hervorbrauschten, wo dann unsere Indianer ins Wasser springen und das Kanoe vorbeischieben mußten. In zwei Tagen erreichten Sao Pedro und besuchten einen Freund des Senhor Lima, einen brasilianischen Kauf-

nann, von dem wir uns ein besseres und geräumigeres Kanoe liehen.

Als wir diesen Ort verließen, passirten wir die Mündung des kleinen Flusses Curicuriari, von wo aus wir eine schöne Aussicht auf die Serras desselben Namens genossen. Dies sind die schönsten Gebirge, welche ich bis jetzt gesehen hatte, es sind unregelmäßige konische Granitmassen, von ungefähr breitausend Fuß Höhe; sie sind sehr zackig und spitz und an den Abhängen mit Wald bedeckt.

An demselben Tage, den neunzehnten Oktober, gelangten wir bis an die berühmten Wasserfälle des Rio-Negro. Kleine felsige Inseln und Massen kahler Felsen sängen nun an den Fluß zu füllen. Der Strom floß schnell, der Haupt-Kanal war voller Schaum und Strudel. Wir gelangten zu den wirklichen Stromschnellen. Ganze Felsenlager und Risse breiteten sich über den Strom aus, während durch die Oeffnungen dazwischen das Wasser mit fürchterlicher Heftigkeit brausete und gefährliche Strudel und Brandungen bildete. Hier waren wir gezwungen, nach der anderen Seite überzufahren. Wir stürzten uns in die Strömung, wurden schnell von ihr fortgerissen, kamen in schäumende Wellen und geriethen plötzlich in stilles Wasser unter dem Schutze einer Insel, bis wir endlich das andere Ufer erreichten. Nun befanden wir uns am Fuße eines Wassersturzes; hier mußten Alle aussteigen und auf die Felsen klettern, bis die Indianer mit einem starken Tauc das Kanoe vorüber bugsirten und wir weiter fahren konnten. Doch je weiter wir kamen, desto mehr Schwierigkeiten traten uns entgegen. Manchmal mußten wir bis in die Mitte des Stromes fahren, um eine

unübersteigbare Felsenmasse zu umgehen; ein anderes mal wurde das Kanoe in so enge Randle gestossen und gezogen, daß es kaum darin Platz hatte. Die Indianer, ganz nackt, plätscherten wie die Fische im Wasser umher. Oft mußte ein hervorstehender Felszacken mit dem Tau erreicht werden. Ein Indianer nimmt das Tau in die Hand und stürzt sich in die schnelle Strömung, nun wird er von der unwiderstehlichen Gewalt gepackt und mit fortgerissen. Da taucht er bis auf den Grund und kriecht und schwimmt dort, wo der Fluß weniger stark strömt, entlang. Nach zwei oder drei Versuchen erreicht er den Felsen und versucht ihn zu erklettern; aber der Felsen erhebt sich steil und senkrecht aus dem Wasser, und nach mehrmaligen Versuchen fällt er erschöpft zurück und kommt ruhig wieder unter dem Gejauchze und Gelächter seiner Kameraden zum Kanoe zurückgeschwommen. Ein Anderer versucht es jetzt und hat keinen bessern Erfolg. Dann stürzt sich ein Dritter ohne Tau hinein und gewinnt so ohne dies Hinderniß den Felsen und hilft nun seinen Kameraden; dann macht sich alles ans Werk und wir kommen glücklich vorüber.

Nun aber dehnt sich vor uns eine ungeheure Felsenmasse aus, es zeigt sich keine Durchfahrt und wir müssen wieder bis zu jener kleinen Insel, weit in die Mitte des Stromes überfahren, wo wir nach der Meinung des Senhor Lima möglicher Weise eine Passage finden können. Jeder Fels, jeder selbst unter dem Wasser liegende Stein bildet Strudel und rückkehrende Strömungen, in welcher man mit dem Kanoe halten kann. Fort geht es, um keinen dieser Plätze zu erreichen. In einem Augenblick sind wir in einem Strom, der wie ein Mühlbach rast. „Thätig, thätig

Jungen!" ruft Senhor Lima, doch wir schwimmen schnell den Fluß herunter, wir sind in einer reißenden Strömung, und müssen gegen diese schwarzen Felsmassen, welche sich so drohend über die weiß schäumenden Wellen erheben, geschleudert werden. Da ruft Senhor Lima: „Bravo Jungs!" und eben da wir in der größten Gefahr zu schweben scheinen, dreht sich das Kanoe in einem Strudel und wir sind sicher unter dem Schutze eines Felsens. Wir sind in stillem Wasser, aber dicht an jeder Seite sprudelt und kocht es und wir müssen wieder durch. Jetzt haben die Indianer neue Kraft geschöpft, und fort geht es, das Kanoe treibt wieder abwärts, wieder brauchen die Leute ihre ganze Kraft beim Rudern, wieder sind wir dicht an schäumenden Brandungen: ich sehe keine Rettung, da sind wir plötzlich wieder in einem Strudel, der durch eine gesunkene Masse, die höher heraus liegt, gebildet wird. Wieder geht es weiter und endlich erreichen wir unser Ziel, ein felsiges Inselchen, um welches herum wir unser Kanoe ziehen und stoßen müssen, und von dessen äußerster Spitze wir zu einem anderen überfahren; so verfolgen wir einen Zickzack-Lauf, bis wir nach mehrstündiger harter Arbeit endlich die Uferstelle erreichen, welche nicht fünfzig Schritt hinter dem Hinderniß liegt, welches uns nöthigte, unseren Lauf zu ändern.

In dieser Art fuhren wir weiter, bis wir gegen fünf Uhr Nachmittags einen guten Halteplatz fanden.

Den nächsten Tag ging es in ähnlicher Weise weiter. Dieser Theil war der pittoreskeste des ganzen Flusses; die brillante Sonne, die funkelnden Wasser, die sonderbar fantastisch aussehenden Felsen und beholzten Inselchen, betrachtete ich mit immer

steigenderem Genuß und Interesse. Am Nachmittage erreichten wir das Dorf Sao Gabriel, wo die Haupt-Wasserfälle sind. Hier verengt sich der Fluß und wird von einer Insel in zwei Kanäle getheilt, in welchen sich eine furchtbare Wassermasse einen Abhang herabwälzt, welcher durch gesunkene überfluthete Felsen gebildet wird. Weiter unten bricht sich das Wasser, köcht in ungeheuren Brandungen und bildet noch weiter hin gefährliche Wirbel und Strudel. Hier konnten wir nur durchkommen, indem wir das Kanoe fast ganz entluden und es so nahe als möglich an der schäumenden Küste entlang stießen. Als wir dies vollbracht, kleideten wir uns an und erstiegen einen Hügel, auf dessen Gipfel das Haus des Commandanten stand, um von ihm die Erlaubniß zur Weiterreise einzuholen, da ohne diese Niemand das Fort passiren darf. Senhor Lima war ein Freund des Commandanten und auch ich hatte ein Empfehlungsschreiben an ihn; er war also ziemlich höflich, gab uns die Erlaubniß, setzte uns Kaffee vor, und unterhielt sich mit uns über die Neuigkeiten des Tages und lud uns zum nächsten Morgen zum Frühstück ein. Dann gingen wir nach dem Hause eines Portugiesischen Kaufmannes, welchen ich schon in Barra gesehen hatte, und verbrachten dort den Abend.

Am nächsten Morgen, nachdem wir bei dem Commandanten gefrühstückt hatten, setzten wir unsere Reise fort. Bei Sao Gabriel vermehrten sich die Stromschnellen, und wir mußten uns auf dem Fluß von Insel zu Insel und von Fels zu Fels umherwinden. An der Stelle, wo wir für die Nacht anhielten, sah ich zu meiner größten Freude den ersten Farn-Baum und betrachtete ihn als Beginn einer neuen und

interessanten Region; es war eine kleine dünnstämmige elegante Art, ungefähr acht bis zehn Fuß hoch. In der Nacht des zweiundzwanzigsten passirten wir die letzte Strömung und hatten nun für den Rest ruhiges Wasser. Wir kämpften ungefähr vier Tage gegen diese Strömungen, welche nur dreißig Meilen lang waren. Den nächsten Morgen fuhren wir in den großen und noch unbekannten Fluß Uaupás, ein, von welchem sich ein anderer Arm in den Rio Negro ergießt und bei seiner Mündung ein Delta bildet. Während unserer Reise hatte ich viel von dem Senhor Lima über diesen Fluß gehört, er hatte den Fluß sehr oft befahren und kannte die verschiedenen Stämme der Indianer, welche seine Ufer bewohnen, sowie seine Tiefen und Untiefen, Fälle und Strömungen, welche die Schifffahrt so gefährlich machen. Neben dem Uaupás war der Rio Negro sehr ruhig und still und ungefähr eine Meile auch zwei bis drei breit, und seine Wasser schwärzer als je.

Am vierundzwanzigsten Oktober des Morgens früh erreichten wir das kleine Dörfchen Nossa Senhora da Guia, wo Senhor Lima wohnte, der mich einlud, so lange es mir gefiele, bei ihm zu bleiben.

Das Dörfchen liegt auf erhöhtem Boden, der sich plötzlich abschüssig dem Ufer zuenkt. Es besteht in einer Reihe strohgedeckter Lehmhütten, von denen einige weiß angestrichen, die anderen die natürliche Lehmfarbe haben. Das Haus des Senhor Lima hatte Thüren und Fensterläden, was auch sonst noch bei ein oder zweien der Fall sein mochte. Guia war einst ein sehr bevölkerter und anständiger Flecken; doch jetzt so arm und elend, als alle übrigen des Rio Negro. Als wir nach dem Hause des Senhor Lima kamen, wurde

ich der Familie vorgestellt, die aus zwei erwachsenen Töchtern, zwei jüngeren und einem achtjährigen Knaben bestand. Eine stattliche „Mamelúca“ oder Fran gemischter Abkunft, von ungefähr dreißig Jahren wurde als die Mutter der beiden jüngeren Kinder vorgestellt. Senhor Lima hatte mir während unserer Reise schon seine Grundsätze zu erklären versucht, die dahin hinausliefen, daß er von Heirathen nicht viel halte und jeden für einen Narren erklärte, welcher es thäte. Er suchte mir den Vortheil, welcher daraus erwüchse, daß man sich von solchen Fesseln freihielte, durch die Mittheilung zu beweisen, daß, da die Mutter seiner beiden ältesten Töchter alt und unfähig geworden sei, sie ihrem Stande gemäß zu erziehen oder sie Portugiesisch zu lehren, er ihr die Thüre gewiesen und eine andere und jüngere an ihrer Stelle genommen hätte. Das arme Frauenzimmer war seit der Zeit aus Eifersucht, oder wie er es nannte aus „Zorn“ gestorben. Als sie noch jung war, hatte sie ihn während einer achtzehn Monate langen Krankheit gehegt und gepflegt, und dadurch sein Leben gerettet; aber er schien zu glauben, daß er eine Pflicht erfüllt habe, indem er sie verwiesen hätte, und sagte: „Sie war eine Indianerin und konnte nur ihre eigene Sprache sprechen, so lange sie bei den Kindern war, konnten diese nie Portugiesisch lernen.“ Die ganze Familie bewillkommnete ihn in einer sehr kalten Weise, kamen zu ihm und baten um seinen Segen, als wären sie erst den Abend vorher anstatt vor drei Monaten von ihm geschieden. Dann tranken wir Kaffee und frühstückten, nachdem wurde unser Kanoe entladen, und ein kleines gegenüberliegendes Haus für mich gereinigt. Meine Kisten und Sachen wurden hinein gebracht, meine

Bäugematte aufgehangen, und ich machte mich sehr bald in meinem neuen Quartier heimisch und ging dann mich umzuschauen.

In dem Dorfe gehörten ungefähr ein Duzend Häuser Indianern, welche aber alle ihre Sitios oder Landstüce in einiger Entfernung am Ufer des Flusses hatten. Im Dorfe selbst wohnen sie nur zu den Festen oder zur Ankunft solcher Kaufleute wie Senhor Lima, an welchen sie dann ihre Erzeugnisse verkaufen, oder wenn sie keine haben, alles, was sie bekommen können, auf Kredit nehmen, um es später einmal zu bezahlen.

Zur jetzigen Zeit waren nun mehrere Familien im Dorfe, um ihre Söhne und Männer zu bewillkommen, welche unsere Bemannung gebildet hatten, und das Trinken und Tanzen dauerte mehrere Tage lang von Morgens bis spät in die Nacht. Während dieser Zeit ging ich mit meiner Flinte in den Wald, um einige Vögel zu schießen. Gleich hinter dem Hause waren einige Fruchtbäume, die von mehreren Pfefferfressern und anderen schönen Vögeln sehr häufig besucht wurden, von denen ich jeden Tag welche erlegte. Insekten waren im Walde selbst sehr selten; aber am Ufer fand ich verschiedene seltene Schmetterlinge, doch nicht in genügender Anzahl, um mir hinreichende Beschäftigung zu gewähren. Senhor Lima hatte ein paar Indianer engagirt, welche für mich jagen sollten, und ich hoffte nun recht viele Vögel zu erlangen. Diese Indianer gebrauchten das „Gravatana“ oder Blaserohr, eine Röhre, welche ungefähr zehn bis fünfzehn Fuß lang ist, durch welche sie kleine Pfeile mit einer solchen Behemenz und Genauigkeit blasen, daß sie einen Vogel oder anderes Wild in derselben Ent-

fernung und mit derselben Sicherheit als mit einer Flinte tödten. Die Pfeile sind alle vergiftet, so daß eine kleine Wunde genügt, um einen der größten Vögel zu tödten. Leider aber fand ich bald, daß diese Herren zwar auf den Wunsch oder Befehl des Senhor gekommen waren, daß ihnen ihr Geschäft aber nicht besonders gefiel, denn häufig kehrten sie ohne irgend einen Vogel zurück und sagten, daß sie keinen finden könnten, und öfters brachten sie mir einen werthlosen Vogel, nachdem sie den ganzen Tag im Walde zugebracht hatten. Da sie eine große Strecke nach guten Vögeln gehen mußten, so konnte ich ihnen nichts anbieten, obgleich ich guten Grund hatte, zu glauben, daß sie den Tag über in einem benachbarten Sitio zugebracht hatten.

Dagegen fand ich es leichter, mir Fische zu verschaffen und war zufrieden, meine Sammlung durch Zeichnungen zu bereichern. Mehrere der kleinen Arten setzte ich in Spiritus. Den elektrischen Aal findet man hier in allen Flüssen, er wird mit dem Haken oder in Reusen gefangen und wird, obgleich eßbar, doch nicht besonders geschätzt. Wenn das Wasser fällt und kleine Pfuhle und Teiche um den Felsen bildet, so werden viele Fische dadurch gefangen, daß diese Wasser mit einer Wurzel, Timbo genannt, vergiftet werden. Auch werden die Mündungen kleiner Flüsse dann gesperrt und abgesteckt, wodurch große Quantitäten von allen Sorten erlangt werden. Diese Fische sind, wenn frisch, sehr gut, halten sich aber nicht so lange, als die, welche mit Haken oder in Reusen gefangen werden.

Da hier nicht viel für mich zu thun war, beschloß ich, einen Ausflug auf einem kleinen Flusse nach einem

Platz zu machen, wo auf einem einsam gelegenen Granitgebirge die Felsenbühne zu finden sein sollten. Ein Indianer, welcher von einem nahen Dorfe gekommen war und der ein wenig Portugiesisch sprach, sollte mich dahin führen. Senhor Lima gab mir sein kleines Kanoe, und meine zwei Jäger begleiteten mich. Ich nahm eine Quantität Munition, einen großen Kasten für meine Vögel, Salz, Angelhaken, Spiegel und Messer u. für die Indianer mit, und verließ Guia am frühen Morgen. Gleich hinter dem Dorfe bogen wir in den schönen Strom Tanna, der ungefähr eine halbe Meile breit war, und erreichten am Nachmittag die Mündung des kleinen Flusses Cobati, in welchen wir einfuhren. Wir hatten bis jetzt die Ufer mit Wald bedeckt gesehen, welcher nur hier und da von kleinen Hügeln unterbrochen wurde, die aber auch mit hohen Bäumen bedeckt waren. Jetzt wurde die Gegend plötzlich sehr buschig und ärmlich; an einzelnen Stellen sandig und fast offen; ganz flach und anscheinend bei der hohen Fluth vom Wasser überschwemmt, das Wasser war von einer schwärzeren Farbe, und der kleine nicht mehr als hundert Fuß breite Fluß floß mit einer solchen schnellen Strömung und wand und stürzte sich in einer solchen Weise, daß unser Fortkommen sowohl beschwerlich als auch ermüdend wurde. Des Nachts hielten wir an einem Stück offenen sandigen Grund, wo wir Pfähle in die Erde trieben und unsere Hängematten daran aufhängen.

Mit Tagesanbruch setzten wir unsere Reise fort. Den ganzen Tag ruderten wir uns auf dem Flusse umher, der nach wie vor sein bürres finsternes Aussehen beibehielt; — nicht ein Baum war zu sehen

und die ganze Vegetation hatte einen einförmigen schauerigen Charakter. Für diese Nacht hielten wir an einem See, in welchem die Indianer einige schöne Fische fingen. Den nächsten Tag mußten wir uns noch mehr umherwinden; oft, nachdem wir eine Stunde lang gerubert hatten, befanden wir uns kaum fünfzig Schritt von der Stelle, von der wir abgefahren waren. Endlich jedoch am Nachmittage veränderte sich der Anblick der Gegend, hochstrebende Bäume standen an den Ufern, moosbedeckte Felsen zeigten sich und vom Flusse aus erhob sich nach und nach auch eine Anhöhe alpiger Wald, dessen verschiedene Schattirungen des grünen und glänzenden Laubwerkes, nach der öben und einförmigen Vegetation des vorigen Tages dem Auge sehr erquickend waren.

Gleich darauf kamen wir nach dem Dorfe, welches aus fünf bis sechs elenden kleinen Hütten bestand. Hier wurde ich in meines Führers Haus eingeführt. Es enthielt zwei Zimmer, deren Fußboden die Mutter Erde bildete und deren Decke ein verrauchtes Strohdach war. Jedes dieser Zimmer hatte drei Thüren. Neben einer derselben placirte ich meinen Vogellasten, um mir als Tisch zu dienen und hing an der anderen Seite meine Hängematte auf. Dann machte ich einen kleinen Spaziergang, um mich umzuschauen. Pfade führten zu den verschiedenen Hütten, in welchen Haufen kleiner ganz nackter Kinder mit ihren halbnackten Eltern waren. Die meisten dieser Hütten hatten keine Wände, sondern waren bloße bedeckte Schuppen, die im Innern manchmal eine von Palmblättern gemachte Verzäunung hatten, durch welche das Schlafgemach gebildet wurde. Mehrere zehn bis fünfzehn Jahre alte Knaben waren hier meine beständigen Begleiter, wenn

ich in den Wald ging. Keiner von ihnen konnte ein einziges Wort Portugiesisch sprechen, ich mußte deshalb mir mit meiner geringen Kenntniß ihrer Sprache helfen. Indianer-Knaben sind aber nicht sehr gesprächig, und so genügten auch einige einsilbige Wörter für unsere Unterhaltung. Ein Paar von ihnen hatten Blaseröhre, mit denen sie fortwährend kleine Vögel für mich schossen, während andere mir dicht zur Seite blieben und mir schweigend kleine Thiere oder Vögel zeigten, ehe ich dieselben erblicken konnte. Wenn ich gefeuert hatte und wie es oft der Fall war, der Vogel verwundet davon flog und dann tief in den Wald fiel, sprangen sie ihm nach und suchten selten vergebens. Sogar einen kleinen Kolibri, wenn er im dichtesten Dickicht von Schlingpflanzen und weissen Blättern gefallen war und den ich als verloren betrachtet hätte, fanden sie stets.

Wald fand ich, daß die Felsenhähne, wegen deren ich hauptsächlich gekommen war, hier in der Nähe des Dorfes nicht zu erlangen waren. Der gewöhnliche Aufenthalt derselben war die Serra de Cobati, ein Gebirge, welches ungefähr zehn bis zwölf Meilen weit in dem Walde lag und wo sie, wie man mir sagte, sehr häufig sein sollten. Ich traf also meine Anstalten zu einem Ausflug nach der Serra, mit der Absicht, dort eine Woche zu verweilen. Durch das Versprechen einer anständigen Bezahlung für jeden Gallo überredete ich fast die ganze männliche Bevölkerung, mich zu begleiten. Da unser Weg zehn Meilen lang durch einen dichten Wald ging, konnten wir uns nicht mit vielen Gegenständen beladen; etwas Farinha mit Salz bildete unsern ganzen Proviant auf diesem Zuge.

Wir verließen das Dorf auf einem ziemlich guten

Pfade dreizehn Mann stark. Nach Verlauf einer Stunde kamen wir zu einem Mandioca-Felde, wo das letzte Haus auf dem Wege nach dem Gebirge anzutreffen war. Hier warteten wir eine kurze Zeit und nahmen etwas „Mingau“ zu uns, der aus grünen Paradiesseigen zubereitet war, und vermehrten unsere Gesellschaft noch durch einen Volontair. Eine alte Frau, deren ganzer Körper eine Masse tiefer Runzeln war, fiel mir hier sehr auf, auch war ihr Haar ganz weiß, ein gewisses Zeichen von sehr hohem Alter bei den Indianern. Durch Erkundigungen, welche ich einzog, glaube ich, daß sie mehr als hundert Jahre zählen mußte. Noch sah ich dort eine junge „Mameluca,“ die sehr schön war und einen besonders intelligenten Gesichtsausdruck hatte, der sehr selten in dieser gemischten Race gefunden wird. Vom Augenblick, wo ich sie sah, zweifelte ich nicht, daß es die Person wäre, von welcher Senhor Lima, als der Tochter des berühmten deutschen Naturforschers Dr. Materer schon gesprochen hatte. Ich sah sie nachher in Guia und überzeugte mich, daß meine Vermuthung nicht falsch war. Sie war ungefähr siebenzehn Jahre alt und war an einen Indianer verheirathet, mit dem sie mehrere Kinder hatte. Sie war ein schönes edles Exemplar des gemischten sächsischen und indianischen Blutes.

Wir gelangten nun bald in den Wald; zuerst war der Pfad erträglich, bald wurde jedoch aus demselben eine bloße einige Zoll breite Spur, die sich zwischen dornigen Schlingpflanzen und über tiefe Beete verwelkter Blätter dahinzog. Gigantische Bäume, hohe gefahlte Stämme, seltene Palmen und elegante Farnbäume standen um uns her. Viele werden vermu-

then, daß unser Ausflug natürlicher Weise ein sehr angenehmer gewesen sein muß; aber er hatte auch viel Unangenehmes. Harte Wurzeln wuchsen aus den Fugen auf unserem Wege, Sumpf und Pflügen wechselten mit Quarzlagen und faulenden Blättern, und als ich so in der haarfüßigen Herrlichkeit einherstolzirte, schlug mir oft ein herabhängender Zweig bald die Mütze vom Kopfe, bald die Flinte aus der Hand, oder die häßigen Dornen der rankenden Palme griffen in meine Hemdärmel und nöthigten mich, entweder zu halten und mich zu erlösen, oder ein Stück von meinem unglücklichen Kleidungsstück zurückzulassen. Die Indianer waren alle nackend, oder trugen ihr Hemde und Hosen, wenn sie deren besaßen, in einem Bündel auf dem Kopfe, und betrachteten mich wahrscheinlich als einen schlagenden Beweis, über die Unzweckmäßigkeit und schlechten Folgen des Kleidertragens auf einer Waldreise. —

Nachdem wir fünf Stunden in einem Schritte, der uns auf ebenem Boden keine Schande gemacht hätte, fortgeschritten waren, kamen wir an einen Strom klaren Wassers, welcher in der Serra entsprang, nach der wir unsere Schritte lenkten. Wir verweilten hier, um zu trinken, als wir ein entferntes Geräusch und Grunzen vernahmen. Die Indianer sprangen alle voller Aufregung auf und schrieen: „Tyeassa“ (wilde Schweine), ergriffen ihre Bogen und Pfeile, zogen ihre Bogensehnen straff und saßten ihre langen Messer. Ich spannte meinen Hahn, setzte eine Kugel auf und hoffte, einen Schuß zu bekommen; da ich aber fürchtete, mich im Walde zu verlieren, wenn ich mit ihnen ginge, blieb ich bei den Knaben und hoffte, daß das Wild bei mir vorüberkommen würde. Es dauerte

nicht lange, so hörten wir ein Rasseln und fürchterliches Zähneknirschen und ich stand schon und erwartete das Erscheinen der Thiere, aber das Geräusch entfernte sich und hörte endlich ganz auf.

Die Indianer kamen jetzt und erzählten, daß es eine große Heerde wilder Schweine gewesen sei, daß sie ihnen aber entkommen wären, sie befahlen jedoch den Knaben, mit mir bis zur Serra zu gehen, indem sie selbst wieder der Heerde nach wollten. Wir machten uns demzufolge auf und kamen nun über sehr rauhen unebenen Boden, erkletterten steile Anhöhen und stiegen über faulende Stämme gefallener Bäume dann wieder in Klüfte hinab, bis wir endlich einen sonderbaren Felsen erreichten — eine kolossale Platte von ungefähr zwanzig bis dreißig Fuß im Durchmesser, welche nur an zwei Punkten gestützt wurde und eine herrliche Höhle bildete. In der Mitte konnte man nur darunter liegen, doch mehr nach Außen zu konnte man bequem darunter aufrecht stehen. Der äußere obere Theil dieses sonderbaren Felsens war fast flach und vollständig mit hohen Waldbäumen bewachsen, und es scheint zuerst, daß das Gewicht derselben den Felsen von seinen beiden kleinen Stützen stürzen müsse; aber die Wurzeln der Bäume, welche oben von der wenigen Erde nicht Nahrung genug erhalten können, laufen am Rande entlang, schießen senkrecht herab und bringen zwischen den untenliegenden Bruchstücken ein, so daß sie eine Reihe von Säulen von verschiedenem Umfange bilden, welche die Platte um den ganzen äußern Rand herum stützen. Die Knaben sagten, daß wir hier während unseres Aufenthaltes bleiben würden, doch ich konnte kein Wasser in der Nähe bemerken. In einer Entfernung

von einer viertel bis halben Meile konnten wir durch die Bäume hindurch das Gebirge erblicken, — eine fahle Granitmasse, welche sich plötzlich vom Walde bis zu einer Höhe von mehreren hundert Fuß erhob.

Wir hatten unsere Hängematten schon aufgehangen und ungefähr eine halbe Stunde gewartet, als drei von unsern Indianern erschienen, die unter der Last eines schönen Schweines leuchteten, welches sie getödtet hatten und nun auf einer Stange herbei brachten. Nun fand es sich auch, daß die Knaben sich im Halteplatz geirrt hatten. Derselbe war eine Strecke weiter hin, dicht am Fuße des Serra, bei einem fließenden Bache und einer großen geräumigen Höhle. Ueber unsern Köpfen wuchs ein Wald und die Wurzeln hingen wieder herab und bildeten eine Art von Wand, während die stärkeren dazu dienten, unsere Hängematten daran zu befestigen.

Unsere Sachen waren bald ausgepackt, unsere Hängematten gehangen, ein Feuer gemacht, und das Schwein nach dem Bache getragen, welcher am andern Ende der Höhle floss, um abgezogen und zum Kochen zubereitet zu werden.

Das Thier war unserem Schweine sehr ähnlich, hatte aber einen höheren Rücken mit stärkeren und längeren Borsten und verbreitete einen durchdringenden Gestank. Dieser rührte von einer Drüse her, die auf dem Rücken ungefähr sechs Zoll von der Wurzel des Schwanzes war. Es war eine Geschwulst, mit einem Loch in der Mitte, aus welchem eine ölige Materie drang, die eben diesen durchdringenden und unausstehlichen Schweineflall-Geruch verbreitete. Die erste Operation der Indianer war, daß sie diesen Theil ganz und gar ausschnitten und wegwarfen.

Geschieht dies nicht, sagen sie, so wird dadurch das ganze andere Fleisch ungenießbar. Das Thier wurde dann abgezogen in Stücke geschnitten, von denen einige in einem irdenen Topfe geschmort wurden und die Schinken und Schultern wurden über dem Feuer geräuchert, bis sie völlig trocken waren, da sie sich so mehrere Wochen ohne Salz halten.

Der größere Theil der Leute war noch nicht angekommen, wir aßen aber unser Abendbrod und erwarteten sie bald nach Sonnen-Untergang. Da sie jedoch nicht kamen, begaben wir uns in unsere Hängematten. Am nächsten Morgen, als wir unser Frühstück zurecht machten, kamen sie alle mit der Beute ihrer Jagd an. Sie hatten drei Schweine getödtet, da es aber schon spät war und sie noch sehr weit entfernt waren, bivoualirten sie die Nacht, zerschnitten die Thiere und räucherten die Haupttheile, welche sie nun in Palmblättern gut verpackt anbrachten. Diese Leute hatten keine Pfeile und Bogen, sondern hatten das Wild mit ihren Blaseröhren und kleinen zehn Zoll langen vergifteten Pfeilen erlegt.

Nach dem Frühstück bereiteten wir uns zur Jagd vor. Wir theilten uns in drei Trupps und gingen in verschiedenen Richtungen. Die Abtheilung, welche ich begleitete, ging um die Bergkette selbst so weit als möglich zu ersteigen. Vom hintern Theile unserer Höhle begannen wir sogleich das Ersteigen in felsigen Schlünden über ungeheure Bruchstücke und durch düstere Höhlen. Zuweilen mußten wir über Abgründe klimmen, wo wir uns nur an Wurzeln und Pflanzen hielten, dann über Stellen und Flächen kriechen, welche von edigen Felsen gebildet waren. Die ganze Zeit über schauten wir sorgfältig umher, konnten aber lei-

en Vogel zu sehen bekommen. Endlich ergriff ein alter Indianer leise meinen Arm und flüsterte „Gallo,“ indem er ins Dickicht zeigte. Nachdem ich eine Zeit lang angestrengt hingeblickt, bekam ich den herrlichen Vogel endlich zu sehen, wie er in dem Dunkel des Waldes dasaß und wie eine Masse einer brillanten Flamme glänzte. Ich trat einen Schritt näher um besser sehen zu können, brachte aber kaum die Flinte an die Schulter, als er davonflog, ehe ich Zeit zum Feuern hatte. Wir folgten ihm und fanden ihn bald wieder. Diesmal hatte ich mehr Glück, ich nahm ein ruhiges Ziel, feuerte und er fiel. Die Indianer stürzten vorwärts, da er aber in eine tiefe Schlucht zwischen steile Felsen gefallen war, mußte ein bedeutender Umweg gemacht werden, ehe man ihn bekommen konnte. Als er mir jedoch gebracht wurde, war ich in Bewunderung versunken über die blendende Pracht seines zarten weichen Gefieders. Nicht ein Blutflecken war zu sehen und nicht eine Feder war in Unordnung, und der weiche warme Körper zeigte das frische schwellende Gefieder auf eine Weise, dem kein ausgestopftes Exemplar gleichkommen kann. Leider fanden wir keine Gallo's mehr, und ein Theil meiner Abtheilung machte sich nach einem noch unwegsamern Theile des Felsens auf, nur ein Paar Knaben blieben bei mir zurück. Wir wurden bald des Wartens müde und da mir die Knaben zu verzeihen gaben, daß sie den Weg zu unserer Höhle wußten, beschloß ich zurückzukehren. Wir stiegen in tiefe Abgründe, kletterten an steilen Abhängen hinauf, stiegen wieder und wieder hinab und passirten Höhlen, wo über unseren Köpfen große Felsmassen aufgethürmt lagen. Doch schienen wir nicht aus den

Felsen herauszukommen, immer zeigten sich uns frische Klüfte und noch fürchterliche Spalten mußten passiert werden. Wir leuchteten und mühten uns immer weiter. Meine Flinte war dabei eine sehr unangenehme Last, ich beschädigte sie auch sehr, indem ich oft mit der Mündung gegen den harten Granit stieß. Endlich schien es, als ob wir ins Innere des Felsens eingebrungen wären. Kein Ausweg war sichtbar, und durch den dichten Wald und dem verwachsenen Unterholze, mit welchen jeder Theil dieses Felsens bedeckt war, konnten wir nur eine unendliche Reihenfolge von Spalten, Klüften und gigantischen Felsstücken sehen. Da es augenscheinlich war, daß die Knaben den Weg verloren hatten, beschloß ich zurückzukehren. Es war eine anstrengende Aufgabe, ich war bereits ermüdet genug und die Aussicht eines nochmaligen Auf- und Abkletterns über diese fürchterlichen Spalten und das gefährliche Hinunterklettern in diese düstern Schluchten hatte nicht viel Angenehmes. Dennoch beharrte ich in meinem Entschluß, ein Knabe nahm meine Flinte, und nach einer mühevollen Stunde kamen wir wieder nach dem Platze, von dem wir aufgebrochen waren und fanden, daß unsere Gesellschaft uns erwartete. Wir stiegen dann den Berg hinab auf dem richtigen Pfade, welcher, wie man mir sagte, der einzige bekannte practicable Weg zum Auf- und Absteigen des Berges wäre, auf welchem wir bald unsere Höhle erreichten.

In der Höhle angekommen, machte ich mich sogleich ans Werk, den Vogel zu häuten, ehe es dunkel wurde, und dann wurde Abendbrod gegessen. Wir erlangten den Tag keine „Gallos“ mehr. Das Feuer wurde zurecht gemacht, das Fleisch zum Räucher-

ardüber gehängt, ich setzte mich ans Feuer und rund
ruher saßen dreizehn nackte Indianer, die in einer
remden Sprache sich mit einander unterhielten. Nur
wei konnten ein wenig Portugiesisch sprechen, mit
iesen unterhielt ich mich und beantwortete ihre ver-
chiedenen Fragen, wo das Eisen herkäme, wie Rattun
jemacht würde, ob das Papier in meinem Lande
vächst, ob wir Mandioca und Platanen hätten; am
neisten staunten sie, als sie hörten, daß alles bei uns
weiße Leute wären und sie konnten sich nicht denken,
die weiße Leute arbeiten könnten, und daß ein Land
ohne Wälder wie die übrigen, existire. Mitunter stell-
en sie sehr sonderbare Fragen, wo der Mond her-
käme, der Regen, wie die Sonne und der Wind
vieder an ihre Plätze gelangten, nachdem sie bei uns
verschwunden seien, und als ich es versucht hatte, ih-
nen in allen diesen Punkten befriedigende Auskunft
u geben, begannen sie mir Waldgeschichten und Jagd-
Abenteuer zu erzählen: von Jaguars und Pumas,
on den wüthenden wilden Ebern und von den ge-
fürchteten Curupuri, dem Dämon der Wälder und
on dem wilden Manne mit dem langen Schwanz,
er tief im Innern des Waldes gefunden wird. Eine
sonderbar klingende Geschichte über den Tapir (Wasser-
chwein) erzählten sie.

Der Tapir, sagten sie, hat die eigenthümliche Weise,
einen Urnath nur ins Wasser zu machen, und man
ann ihn nirgends außer in Bächen und Quellen
inden, obgleich er so groß und häufig ist, daß er un-
möglich im Walde übersehen werden könnte. Wenn
ein Wasser vorhanden ist, soll sich das Thier einen
außen Korb von Blättern machen und darin den
Urnath nach dem nächsten Strome tragen.

Mit solchen Unterhaltungen verbrachten wir die Zeit, bis wir einschliefen. Wir erhoben uns mit der frühesten Dämmerung, denn der nackte Indianer fühlt die scharfe Morgenluft und steht auf, um das Feuer wieder anzufachen und sich zu erwärmen. Da ich keinen Kaffee bei mir hatte, mußte ich auch mit Mingau vorlieb nehmen und machte mich dann zur Jagd bereit. Diesmal ging ich aber in den Wald, von der Serra hatte ich genug, und nahm die beiden Knaben als Führer und Begleiter mit mir. Nachdem wir eine gute Strecke umhergestreift waren, fanden wir einige Curacao-Vögel auf hohen Bäumen sitzend, wovon wir einen schossen. Dieser nebst einem großen Jacamar war Alles, was wir fanden; wir kehrten also zur Höhle zurück, häuteten den Jacamar und steckten den Curacao-Vogel zum Frühstück ans Feuer.

Am Nachmittage kehrten die Anderen ohne große Beute zurück, nur einer brachte einen Gallo. Den nächsten Tag trafen wir gar nichts an, es wurde also beschlossen, unser Lager an einer andern Stelle, einige Meilen an der andern Seite der Serra aufzuschlagen, wo ein Futterort der Gallos sein sollte. Demnach machten wir uns auf, wenn aber unser erster Weg hierher schlecht sein sollte, so war dieser gräßlich. Er ging hauptsächlich durch Nachwuchsholz, welches weit dichter als Urwald ist, voller stacheliger Pflanzen und verschlungener Ranken, und unter den Felsen abwechselnd weicher Mober und harte Quarzsteine. Da unser Farinha auf die Reize ging, mußten wir die Hälfte unserer Leute nach Hause schicken, um noch einen genügenden Vorrath für den Aufenthalt von einer Woche zu holen.

Als wir den Platz erreichten, fanden wir eine an-

enehme lichte Stelle, wo früher eine Indianische An-
siedelung gewesen war. Der Platz war im Ganzen
lustiger und angenehmer als unsere Höhle, die so von
lichten hohen Bäumen umgeben war, daß kaum ein
Sonnenstrahl durchbringen konnte. Viele Bäume von
er Art der Melastoma standen hier, die purpurrothe
Beeren trugen, welche die Gallo's und viele andere
Vögel gern fraßen. Unter einem kleinen Schuppen,
der grade groß genug war, um meine Hängematte
arunter aufzuhängen, schlug ich mein Hauptquartier
auf und machte mir es so bequem als möglich. Wir
waren noch nicht lange hier, als wir den grellen Schrei
eines Gallos vernahmen. Alles sprang auf und
sah bald hatte ich das Vergnügen, diese lebendige Flamme
sieber durch das Laubwerk schießen zu sehen. Meine
Flinte war durch das weite Wandern unter dem tri-
ebenden Unterholze ganz naß geworden und versagte.
Des Abends wurden mir aber zwei schöne Thiere ge-
bracht. Den folgenden Abend kehrten die Leute, welche
nach dem Dorfe zurückgekehrt waren, mit Farinha,
Salz und einigen Mammay-Äpfeln, welche sehr er-
ischend waren, zurück.

Wir blieben hier noch vier Tage mit nicht immer
leichem Erfolge. Manchen Tag hatten wir nicht ei-
nen Vogel; an anderen eine Menge Wild und einen
oder zwei Gallos, so daß es uns nie an Fleisch fehlte.
eines Tages ging ich allein aus, und indem ich ge-
albig unter einem Fruchtbaum in einem durchnässten
Regenschauer aushielt, wurde ich durch einen
erzlichen Gallo belohnt. Zwei wurden mir lebendig
bracht: einen tödtete und häutete ich gleich, da ich
aus Erfahrung wußte, wie schwer es hielt, einen Vo-
gel am Leben zu erhalten; der Andere wurde von

dem Indianer behalten, welcher ihn gefangen hatte, doch ein paar Wochen darauf starb er. Diese Vögel werden an gewissen Stellen, wo die männlichen sich zum Spielen versammeln, mit Schlingen gefangen. Diese Stellen findet man auf Felsen und den Wurzeln der Bäume, die davon ganz glatt und abgenutzt aussehen. Zwei oder drei Hähne treffen sich und führen eine Art Tanz auf, und stolziren und häpfen auf und ab. Die Weibchen und Jungen sieht man nie an diesen Stellen; so daß man sicher ist, nur ausgewachsene, schön gefiederte Hähne zu fangen. Ich kenne keinen andern Vogel, welcher diese sonderbare Gewohnheit hat. Am letzten Tage unseres Aufenthaltes wurde unser Proviant knapp. Die Indianer ließen es sich zwar an einem jungen Alligator, den sie im Dache gefangen hatten, wohl schmecken; doch der Bisamgeruch des Fleisches war so stark, daß ich es nicht herunter bringen konnte. Nachdem ich ein Stückchen vom Schwanze hinuntergewürgt hatte, beendigte ich mein Abendbrod mit Ringen.

Den nächsten Tag lehrten wir nach unserem kleinen Dorfe zurück. Ich hatte mit zwölf Jägern bei einem neuntägigen Aufenthalt im Walde zwölf Gallin erlangt, von denen ich zwei selbst geschossen hatte, außerdem hatte ich zwei schöne Trogons, mehrere kleine blaßköpfige Manikins und einige seltene Barbets und Ameisenbrosseln.

In diesem Dorfe hielt ich mich beinahe vierzehn Tage auf, und sammelte eine Menge kleiner Vögel. Von den seltenen laßköpfigen braunen Krähen (*Gymnocephalus calvus*) schoß ich eine, welche, obgleich in Cayenne nicht außergewöhnlich, doch in dem Rio Negro-District sehr selten ist. Niemand, außer den Indianern, hatte

z einen solchen Vogel gesehen, und sie hielten ihn für eine große Seltenheit. Auch häutete ich ein schwarzes Agouti (Ferkellaninchen) und machte mehrere Zeichnungen von seltenen Fischen.

Da der „Padre“ nach Guia gekommen war, lehrten die meisten Indianer mit mir zu den Festas und um ihre Kinder taufen zu lassen, zurück. Als wir ankamen, fanden wir jedoch, daß der Padre sich erst nach den entfernter gelegenen Dörfern begeben hatte, und uns erst auf seiner Rückreise besuchen wollte.

Ich wünschte freilich jetzt so bald wie möglich nach dem oberen Rio Negro in Venezuela aufzubrechen, konnte aber keinen Indianer bewegen, mich, ehe der Padre zurückgekehrt war, zu begleiten, bis dahin mußte ich mich also gedulden und ruhig in Guia bleiben. Tage lang ging ich in den Wald und konnte keinen Vogel finden, der das Häuten werth gewesen wäre; Insekten waren ebenfalls sehr wenige zu finden. Der Wald war düster, dampfig und still wie das Grab. Einen Tag um den anderen regnete es, und fast jeden Nachmittag war ein Gewittersturm; an diesen langweiligen Tagen und Abenden hatte ich nun nichts weiter, als die oft gehörten Geschichten des Senhor Lima und die abgedroschene Unterhaltung über Kattunauf und Verkauf u. s. w.

Endlich jedoch kam der Padre, Frei Joze, mit Senhor Benente Filisberto, dem Commandanten von Maratitanas. Frei Joze dos Santo Innocentos war ein lüner, langer, vorzeitig gealterter Mann, durch jede Art Schwelgerei ausgemergelt, mit verkrüppelten Händen und stummigem Körper; doch amüsirte es ihn, die Thaten seiner Jugend zu erzählen, wie er überhaupt als der beste Geschichtenerzähler in der Provinz Para

bekannt war. Ich besuchte ihn öfter mit Senhor Lima und amüßte mich stets über seinen unerschöpflichen Anekdotenvorrath. Er war erst Soldat, dann Mönch in einem Kloster und dann später ein Dorfpriester geworden. Er erzählte sonderbare Geschichten über sein Klosterleben im Chaucerschen Style, und wie mir es schien, war Don Juan, im Vergleiche mit ihm, die Unschuld selbst gewesen. Doch sagte er, er hielt sein Ornat sehr in Ehren und thäte nie etwas Unanständiges — am Tage!

Endlich wurden die Taufen vorgenommen, denn bis jetzt hatte der ehrwürdige Priester sich von den Strapazen der Reise erholen müssen; es waren fünfzehn bis zwanzig Indianische Kinder, welche der Operation mit einem Male unterworfen werden sollten.

Den nächsten Tag waren einige Hochzeiten. Nachdem sie vorbei waren, gab Frei Joze den neuvermählten Paaren seinen väterlichen Rath und gute Lehren über ihr Verhalten und die Pflichten des Ehestandes, welches wohl hätte von Nutzen sein können, wenn Diejenigen, an welche diese Rede gerichtet war, sie hätten verstehen können; da er aber nur Portugiesisch sprach, verstanden sie ihn natürlich nicht.

Er predigte ihnen stets sich zu verheirathen, um ihre Seelen zu retten — und seine Taschen zu füllen. Die einzigen beiden Weißen, welche außer mir noch da waren, waren jedoch schlechte Beispiele — denn sie waren nicht nur nicht verheirathet, sondern was das Schlimmste war, sie wollten sich auch nicht verheirathen, obgleich sie beide eine große Familie hatten. Der Padre kam auch darüber hinweg, indem er sagte: „Ihr müßt nicht darauf achten, was das weiße Vol-

thut, die kommen dafür alle ins Fegfeuer, seid ihr nur keine Narren, und macht, daß ihr auch dahin kommt!", worüber der Commandant und Senhor Lima herzlich lachten und die Indianer sehr erstaunten.

IX.

Abreise von Guia. – Marabitanas. – Serra de Cocol. – Venezuela. –
Sao Carlos. – Cassiquiare. – Antonio Dias. – Indianische Schiffsbauer.
– Federarbeit. – Marao und Pimichin. – Ein schwarzer Jaguar. –
Giftige Schlangen. – Fischen. – Marsch nach Javita. – Aufenthalt dort.
– Indianische Vebearbeiten. – Sprache und Sitten. – Geflüchtete In-
dianer. – Sammlungen in Javita. – Rückkehr nach Tomo. – Eine
häusliche Scene. – Marabitanas und seine Einwohner. – Rückkehr und
Ankunft in Guia.

Als sich unser Besuch endlich verabschiedete, begann auch ich Anstalten zu meiner Weiterreise zu machen. Senhor Lima ließ mir ein Kanoe und ich hatte vier Indianer, die mit mir gehen sollten, von denen einer ein wenig Portugiesisch sprechen konnte. Ich nahm meine Uhr, Sextanten und Compas, Insekten- und Vögelkasten mit, meine Flinte und Munition, Salz und Perlen, Angelhaken und groben Rattun für die Indianer. Meine Leute hatten alle ihre Köcher mit vergifteten Pfeilen, ein paar Beinkleider, Hemden, Rubber, Messer, Zunder-Feuerzeuge und Hängematten mit, welche das ganze Gepäc eines Indianers sind.

Am siebenundzwanzigsten Januar verließen wir Guia. Wir ruderten gegen den Strom und ich fand,

daß das Kanoe, obgleich es erst frisch kalfatert war, doch sehr lech sein mußte, da das Wasser so stark einbrang, daß ich fortwährend mit Ausschöpfen zu thun hatte. Als wir zu Mittag hielten, entdeckte ich die Ursache. Die Ladung, welche nämlich auf den Kreuzstäben ruhte, war zu schwer und drückte die Bretter des Kanoes auseinander; nachdem ich deshalb das Kanoe hatte entladen lassen und die Trageballen in eine bessere Lage gebracht hatte, verminderte sich das Lech.

Am achtundzwanzigsten Nachmittags gelangten wir an das kleine Dorf Mabé. Wir erreichten es zu einer guten Zeit, denn die Einwohner waren eben von einem Fischfange heimgekehrt und hatten eine große Quantität von allerlei Fischen gefangen, von denen ich genug zum Abendbrod und Frühstück kaufte. Ich fand verschiedene, welche ich noch nicht gesehen hatte, unter diesen eine kleine sehr seltene Art, die mit dem *Centrarcus* verwandt schien und wegen seiner merkwürdig entwickelten Flossfedern und schön gestreiften Zeichnung Schmetterlingsfisch genannt wurde.

Am neunundzwanzigsten Mittags passirten wir die Mündung des Flusses Rio, eines Stromes von mittelmäßiger Breite und ganz schwarzem Wasser. Die Indianer, welche um und an diesem Flusse wohnen, sind noch sehr wild und fast unbekannt, weshalb der Handel an diesem Flusse auch nicht bedeutend ist.

Am dreißigsten sahen wir die Serra der Cababuri und die Hügelkette Pirapuco genannt. Diese bestehen, wie die meisten in diesem Distrikt, aus hohen einzeln stehenden Granitfelsen.

Den nächsten Tag erreichten wir Marabitanas, die Grenzfestung von Brasilien; jetzt existirt freilich nur

noch ein Ueberrest der Verschanzungen, welche ein kleines Detachement Soldaten besetzt hält. Da der Commandant nicht am Platze war, hielten wir uns nicht auf.

Am ersten Februar erreichten wir die Serra de Cocoi, welche die Grenze von Brasilien und Venezuela bildet. Es sind sehr steile Granitfelsen, welche sich bis zu tausend Fuß mit einem Male auf der Walbfläche erheben.

Den nächsten Tag hielten wir an einem Felsen, wo wir wieder sonderbare Figuren unter dem höchsten Wasserstande eingegraben fanden. Hier sah ich auch, da wir stromaufwärts nach Norden zu klaren Himmel hatten, meinen alten Freund, den Polarstern, wieder, obgleich wir nur in 1° 20' nördlicher Breite waren.

Am vierten Februar Nachmittags erreichten wir Sao Carlos, ein großes zu Venezuela gehöriges Dorf am Rio Negro. Dies war der weiteste Punkt, welcher von entgegengesetzter Richtung von Alexander von Humboldt erreicht worden war, und ich betrat also jetzt den Grund, über welchen vor fünfzig Jahren dieser berühmte Reisende gewandert war. Beim Landen war ich angenehm überrascht, einen jungen Portugiesen zu sehen, welchen ich in Guia getroffen hatte, und da derselbe auch stromaufwärts nach Tomo gehen wollte, so beschloß ich, ein oder zwei Tage zu warten und ihn mit mir zu nehmen.

Ich ging mit ihm zum Hause des Commissario, wurde vorgestellt und begann meine Bekanntschaft mit der spanischen Sprache. Ich wurde sehr freundlich aufgenommen; wir waren stets beim Commissario zur Tafel, wo wir unter Anderem nach jeder Mahlzeit

Kaffee zu trinken bekamen. Den nächsten Tag ging ich in den Wald, einen Weg entlang, welcher nach Solano, einem Dorfe an dem Cassiquiare führt. Ich fand nur sehr trockenen sandigen Boden und sehr wenige Insekten. Das Dorf Sao Carlos ist in einem Viereck mit parallel laufenden Straßen gebaut; das größte Gebäude, Convento genannt, das früher von Mönchen und Priestern bewohnt wurde, wird jetzt vom Commissario bewohnt. Der viereckige Platz ober Markt wird sehr reinlich gehalten, die Häuser sind alle geweißt und das Dorf ist im Ganzen in besserer Verfassung, als die Dörfer in Brasilien. Jeden Morgen läuten die Glocken zur Kirche, in der sich dann die jungen Mädchen und Knaben versammeln und einige Hymnen singen; dasselbe findet des Abends statt, und am Sonntage ist die Kirche stets geöffnet.

Gleich nachdem wir das Dorf verlassen hatten, passirten wir die Mündung des Cassiquiare, dieses sonderbaren Stromes, welcher den Rio Negro mit dem Orinoco dicht bei ihren Quellen schon verbindet. Er enthält eine Mischung von weißem und schwarzem Wasser und schwärmt von Piums, einer unangenehmen Fliegenart, welche bis Sao Carlos in Unmasse vorkommen; sobald man aber die Mündung des Cassiquiare passirt hat, hören sie plötzlich auf und bis herauf zu den Quellen des Rio Negro ist man wenigstens von dieser Plage befreit. Des Abends hielten wir an einem Indianerhäuschen, wo wir eine schöne Cabecudo oder großköpfige Schildkröte für einen Napf Salz kauften. Das Wetter war nun heiß und sehr schön und bildete einen merkwürdigen Contrast mit dem fortwährenden Regen in Guia, und sonderbar genug, die Leute hier erzählten uns, daß sie schon seit

brei Monaten keinen Tropfen Regen gehabt hätten. Daß dem so war, konnte man an dem niedrigen Wasserstande des Flusses bemerken.

Am zehnten Februar erreichten wir Lomo, einen Flecken an der Mündung des Stromes desselben Namens. Die Einwohner sind hier, mit Ausnahme eines Weißen, eines Portugiesen, Namens Antonio Dias, von dem ich schon viel in Barra gehört hatte, alle Indianer. Ich fand ihn in Hemdsärmeln, mit Staub und Schweiß bedeckt, wie er eben seinen Leuten bei ihrer Arbeit half, welche Kanoes bauten. Er empfing mich sehr freundlich mit einer sonderbaren Mischung von Portugiesisch und Spanisch, und ließ die „Casa de nacao“, oder Fremdenhaus, einen bloßen schmutzigen Schuppen zu meinem Aufenthalt auslegen. Wie die meisten Weißen in dieser Gegend, beschäftigte er sich hauptsächlich mit Schiffsbauerei, und baute große Kanoes und Schooner für den Handel auf dem Rio Negro- und Amazonasflusse. Der bloße Kumpf dieser Schiffe wird dann gewöhnlich mit Farinha beladen und nach Barra oder Para gefahren und dort verkauft. Zur Zeit baute er eins von zwei Hundert Tonnen Last, doch gewöhnlich werden sie nur von dreißig bis hundert Tonnen gebaut.

Es scheint erstaunlich, wie solche große Fahrzeuge von Leuten, welche mit den Grundsätzen der Schiffsbaukunst gänzlich unbekannt sind, construiert werden können, doch werden sie von den Indianern ohne jeden Plan oder Zeichnung gemacht. Während der Zeit, in welcher Brasilien und Venezuela unter Portugiesischem und Spanischem Schutze standen, wurden an mehreren Orten, wo gutes Bauholz zu finden war, Bauplätze errichtet, auf denen Indianer unter

spanischen und portugiesischen Architekten beim Bauen der Fahrzeuge beschäftigt wurden. Als die Unabhängigkeit dieser Länder erklärt wurde, kamen diese Etablissements alle in Verfall, und eine lange Reihenfolge von Unruhen und Empörungen fand statt. Die Indianer, welche beschäftigt worden waren, hatten jedoch eine Kunst gelernt, welche sie nicht wieder vergaßen, sondern ihren Kindern und Landsleuten lehrten. Nur durch die Geschicklichkeit ihrer Hände und durch ihre Augen geleitet, bilden sie das Sparrwerk und den Rumpf, passen die Planken und Bretter ein und bauen schöne kleine Fahrzeuge von mehr als hundert Tonnen mit keinen anderen Werkzeugen, als Art, Beil und Hammer. Viele Portugiesen, welche außer auf ihrer Fahrt nach Brasilien kaum ein Schiff gesehen haben, schaffen sich ein halbes Duzend Indianer und einen alten Indianischen Zimmermann an, kaufen sich ein Duzend Aerte und ein paar tausend Nägel und etabliren sich als Schiffsbauer. Die Erzeugnisse des oberen Theils des Rio Negro bestehen hauptsächlich in Piaßaba, Pech und Farinha, welche einen großen Raum einnehmen und zu deren Transport große Fahrzeuge nöthig sind; der Werth dieser Erzeugnisse aber kann in Eisen- und Baumwollenswaaren in kleinen Ranoes fortgeschafft werden. Außerdem können die großen Fahrzeuge unmöglich der Wasserfälle wegen zurückgebracht werden, deshalb können die, welche am oberen Theile des Rio Negro gebaut werden, nie dahin zurückkommen und die kleineren Händler sind genöthigt, sich jährlich ein neues Boot bauen zu lassen. Die Fahrzeuge werden nur in sehr rauhem Zustande und sehr billig hergestellt, und sind selten vom besten Holze, da dasselbe selten

in genügender Quantität erlangt werden kann. Durchschnittlich halten diese Fahrzeuge nicht länger als sechs bis acht Jahre, viele nicht mehr als zwei oder drei, obgleich sie dort Holz haben, welches dreißig Jahre ausbauern würde. Die Flecken und Dörfer Sao Carlos, Tiriquim, Sao Miguel, Tomo und Maroa sind nur von den oben erwähnten Schiffsbauern bewohnt.

Während meines Aufenthalts in Tomo wurde der Ort gereinigt; hierbei wird aller Rasen und Unkraut und Gras, wo es sich in der Nachbarschaft der Gebäude zeigt, fortgeschafft. Die Leute zeigten hier einen sonderbaren Grad von Ekel; sie berühren nämlich keinen Fleck, wo irgend Unrath von einem Hunde oder anderem Thiere, oder etwa das Nas eines Vogels oder Gewürmes liegt, sondern hauen vorsichtig rund herum alles weg und lassen einen ringsförmigen Rasenfleck, welcher dann die Stellen anzeigt, wo solche Unreinigkeit existirt. Theilweise liegt der Grund hiervon in einer Art Aberglauben; doch zeigen sie oft auch auf andere Weise einen Widerwillen irgend eine thierische Substanz zu berühren. Dies wird so weit getrieben, daß sie sogar oft bei einer ekelhaften Krankheit ihre Kranken vernachlässigen.

Senhor Antonio sagte mir, daß ich bei dem herrschenden niedrigen Wasserstande in meinem Kanoe nicht weiter kommen würde, ich mußte mir deshalb ein Indianisches Oba verschaffen, welches, da es aus einem Stück gearbeitet ist, das Aufstoßen und Anfahren an den Felsen besser aushält.

Am dreizehnten verließ ich mit Senhor Antonio in seinem Kanoe Tomo und fuhr nach Maroa, einem Dorfe einige Meilen von Tomo, wo ich ein Oba zu

finden hoffte. Maroa war ein großes Dorf, welches nur von Indianern bewohnt wurde und einen Indianischen „Commissario“ hat, der lesen und schreiben konnte, ganz nach der Mode gekleidet war und glanzleberne Stiefeln und Beinkleider mit Stegen trug. Von einem Händler ließ ich mir hier ein Boot und nahm zwei Indianer mit, um es wieder zurück zu fahren. Senhor Antonio lehrte nach Lomo zurück und ich fuhr um drei Uhr Nachmittags mit meinem kleinen schwankenden Kanoe ab.

Ungefähr eine Meile über Maroa erreichten wir die Einfahrt des kleinen Flusses Pimichin, welchen wir herauf fahren mußten. Gleich an seiner Mündung war ein großer Felsen, welcher fast den ganzen Canal ausfüllte und uns im Passiren viel Schwierigkeiten machte. Dann hatten wir eine Strecke lang tiefes Wasser, kamen aber bald wieder an Felsen und seichten bewachsenen Stellen vorüber, wo wir unser schwer beladenes Kanoe nur mit der größten Anstrengung fortbrachten. Des Nachts kamen wir an ein schönes sandiges Ufer, wo wir hielten; nicht glücklich genug, einige Fische zu fangen, mußten wir uns mit Farinha, Mingau und einer Tasse Kaffee begnügen; dann hing ich meine Hängematte unter einen kleinen Palmblätterschuppen auf, welcher wahrscheinlich von einem früheren Reisenden gemacht worden war.

Unser Frühstück war eine Wiederholung unseres Abendbrodes und dann fuhren wir weiter, doch fast jede halbe Stunde mußten wir anhalten, unser Kanoe theilweise entladen und es über irgend ein Hinderniß wegschaffen. An manchen Stellen war nur eine glatte Felsenkante, über welche ein wenig Wasser rieselte, oder mehrere Stufen, welche Miniatur-Cascaden bil-

beten. Endlich erreichten wir am späten Abend den Hafen von Pimichin, früher ein Flecken, jetzt jedoch nur noch aus zwei Häusern bestehend. Wir fanden einen alten thürlosen Schuppen, mit einem sehr schadhaften Dache, von welchem wir Besitz nahmen.

Nachdem unser Kanoe ausgeladen war, ging ich nach einem der Häuser, um Nahrungsmittel, und fand einen Portugiesischen Deserteur, einen freundlichen Mann, welcher mir das einzige Eßbare gab, was er im Hause hatte, ein Stück getrockneten und geräucher-ten Fisch, so hart wie Holz und so zäh wie Leber. Ich gab es den Indianern und lud ihn ein, eine Tasse Kaffee mit mir zu trinken, welches, obgleich er Kaffeebäume an seinem Hause stehen hatte, doch ein Genuß für ihn war, da er keinen Zucker oder Molasse hatte. Von diesem Orte geht der Weg über Land ungefähr zehn Meilen durch den Wald nach Savita, ein Flecken an der Temi, einem Zweig der Atabapo, welche sich in den Orinoco ergießt. Da es hier nichts zu essen gab, mußte ich den Entschluß, hier zu bleiben, aufgeben und meine Effekten über Land nach Savita schaffen. Ich beschloß, den nächsten Tag deshalb nach Savita zu gehen, um mir dort Leute zu verschaffen. Gegen Abend nahm ich meine Flinte und ging, den Pfad entlang, ein Stückchen in den Wald, und wurde durch den Anblick eines der Herrn der Wälder, welchen ich dort antraf, belohnt. Ich war hier an dem Orte, den ich so sehnlichst zu erreichen gewünscht hatte und gerade hier wurde mein Wunsch, eines dieser Thiere zu sehen, erfüllt.

Als ich nämlich ruhig den Weg entlang ging, sah ich mit einem Male, ungefähr zwanzig Schritte vor mir — — — schwarzes Thier aus dem Walde hervor-

kommen. Es überraschte mich so, daß ich mir zuerst gar nicht denken konnte, was es war. Als es so langsam dahin ging und sein ganzer Körper mit dem langen gekrümmten Schweife in der Mitte des Weges sichtbar wurde, sah ich, daß es ein schöner schwarzer Jaguar war. Unwillkürlich legte ich an, doch erinnerte ich mich glücklicher Weise, daß meine Flinte nur mit feinem Schrot geladen war, und daß mein Schuß das Thier nur wüthend machen und nicht tödten würde; ich verhielt mich deshalb ruhig und blickte ihm nur nach.

Mitten auf dem Wege stand er still, wandte seinen Kopf und schien mich auf einen Augenblick zu betrachten, er schien jedoch andere Geschäfte zu haben, ging ruhig weiter und verschwand im Dickicht. Wie er einbrang, hörte ich das Geräusch der fliehenden kleinen Thiere und das Schwirren der Vögel, welche sich auf dem Erdboden aufhalten; wie sie vor ihrem gefürchteten Feinde Platz machten.

Ueber dieses Zusammentreffen freute ich mich sehr, ich war zu überrascht und zu sehr in Bewunderung versunken, um Furcht zu fühlen. Ich sah doch endlich eins der seltensten Gattungen dieses kräftigsten und gefährlichsten Thieres des Amerikanischen Continents. Da es jedoch beinahe Sonnenuntergang war und ich durchaus kein zweites Zusammentreffen wünschte, hielt ich es fürs Beste, nach dem Orte zurückzukehren.

Den nächsten Morgen schickte ich alle meine Indianer aus, um zu fischen, ging allein nach Javita und passirte auf diese Weise die Strecke Land, welche das Bett des Amazonenflusses von dem des Orinoco scheidet. Der Weg ist im Allgemeinen eben, zeigt aber auch Hügel und Thäler, deren erstere sich

jedoch nie höher als fünfzig Fuß erheben; der größere Theil des Weges führt durch Sümpfe und Moräste, welche von zahllosen kleinen Strömen durchschnitten werden.

Der Weg ist zwanzig bis dreißig Fuß breit und läuft beinahe gerade durch einen hohen Wald. Zu beiden Seiten wachsen eine Menge der Inajapalmen (*Maximiliana regia*) und die stachelige *Mauritia* (*M. aculeata*) in den Sümpfen. Auch die seltene Piaßaba-Palme. Dieser Baum wächst an feuchten Stellen und ist sehr regelmäßig glatt; seine Blätter sind groß und glänzend. Humboldt erwähnt dieser Pflanze unter ihrem Venezuelatischen Namen *Chiquichique*, scheint sie aber nicht gesehen zu haben, obgleich er diesen Weg passiert hat. Ich glaube, daß es eine Art *Leopoldinia* ist, von welcher noch zwei andere Arten am Rio Negro vorkommen, die wie dieser Baum nur dort gefunden werden. In Blüthe oder Frucht konnte ich ihn nicht finden, ich machte deshalb nur eine Zeichnung von seinem allgemeinen Aussehen und nannte ihn nach seinem heimatlichen Namen *Leopoldinia Piaßaba*.

Als ich mich Javita näherte, kam ich zu einer „*Rhossa*“ oder urbar gemachten Felde, wo ich einen großen stämmigen Indianer fand, der Cassava pflanzte. Er rebete mich mit „*Buenos dias*“ an und frug mich, ob ich ins Dorf wollte und ob ich dort etwas wünschte, und sagte mir, daß der Commissario augenblicklich nicht anwesend wäre und daß er der Capitao sei. Ich antwortete ihm spanisch, so gut es gehen wollte, und wir machten uns so ziemlich gegenseitig verständlich. Er war ein wenig erstaunt, als ich ihm sagte, daß ich eine Zeit lang im Dorfe bleiben wollte und schien

meinen Absichten zu mißtrauen, als ich ihm jedoch sagte, daß ich ein Naturforscher („Naturalista“) sei und Vögel, Insekten und andere Thiere sammeln wollte, fing er an, mich zu verstehen, und versprach mir zuletzt noch, in zwei bis drei Tagen Leute zu senden, um meine Sachen nach Javita zu holen. Da das Dorf noch ungefähr eine Meile entfernt war, lehrte ich, ohne hinein zu gehen zurück.

Bei meiner Rückkehr fand ich, daß meine Leute beim Fischen kein besonderes Glück gehabt hatten, und daß wir nur drei bis vier kleine Barsche zum Abendbrot hatten. Da ich den nächsten Tag nichts anderes vor hatte, schickte ich sie früh nach „Timbo“, um das Wasser zu vergiften und auf diese Weise mehr Fische zu erlangen. Als sie fort waren, amüßte ich mich damit, daß ich im Dorfe umher wanderte und Notizen machte. Unter dem Dache eines Schuppens hing der getrocknete Kopf einer Schlange, welche einige Tage vorher getödtet worden war. Es war eine Jararaca, eine Art *Craspedocephalus*, welche von einer enormen Größe gewesen sein mußte, denn ihre Giftzähne, vier an der Zahl, waren beinahe einen Zoll lang. Mein Freund, der Deserteur, erzählte mir, daß deren in Menge in der Masse Unkraut dicht am Hause wären und des Nachts hervorkämen, so daß es nothwendig wäre, sich sehr in Acht zu nehmen, da ihr Biß gewissen Tod zur Folge haben würde.

Als meine Indianer mit den Wurzeln des Timbo zurückkehrten, machten wir uns alle ans Werk, sie mit harten Hölzern in einzelne Streifen und Stücke zu schlagen, dann wurden sie mit Wasser und Thon gut durcheinander gerührt und geknetet, bis der ganze Saft heraus war. Diese Masse wurde ins Wasser gewor-

fen. Die Wirkung war bald ersichtlich, kleine Fische sprangen aus dem Wasser, drehten und krümmten sich auf der Oberfläche und warfen sich auf den Rücken und die Seiten. Die Indianer schwammen mit Körben umher, fischten alles, was ihnen in den Weg kam, und tauchten und schwammen nach allen größeren, welche irgend wie angegriffen erschienen. Auf diese Weise bekamen wir in ein paar Stunden einen großen Korb voll Fische, größtentheils nur kleine, aber doch viele sonderbare Arten, welche ich bisher noch nicht gesehen hatte. Unzählige entkamen uns, da wir keine Reusen oder Netze hatten, viele fanden wir den anderen Tag an dem Ufer liegen. Jetzt hatte ich genug zu thun, wählte ungefähr ein halbes Duzend der neuesten und interessantesten Arten zum Zeichnen und Beschreiben, und gab den Ueberrest hin, um uns ein besseres Abendbrod zu bereiten, als wir seit einigen Tagen gehabt hatten.

Früh am nächsten Morgen kamen meine Träger, welche aus einem Mann und acht oder zehn Weibern und Mädchen bestanden. Jedem wurde nun seine Last zurecht gemacht, und jeder hatte genug, denn meine Effekten bestanden in einem Korb Salz, der allein hundert Pfund wog, vier Körben Farinha, dann einer großen Anzahl Kisten und einer Menge anderer Gegenstände.

Um zwei Uhr des anderen Tags machten wir uns nach Javita auf den Weg. Obgleich ich mit Flinte, Munition und Insektenkasten &c. so ziemlich beladen war, blieb ich doch stets an der Spitze, ein Indianerknabe, welcher kein Wort Portugiesisch verstand, war mein Begleiter. Die Sonne war bereits untergegangen und wir hatten noch mehrere Meilen zu machen,

ich schritt deshalb wader aus und mein Begleiter blieb dicht hinter mir. In den Sümpfen und über die kleinen Ströme hatten wir Mühe und Noth, unsern Weg über die quer liegenden Baumstämme zu finden; außerdem war ich barfuß und trat jeden Augenblick auf eine vorspringende Wurzel oder einen Stein. Es wurde immer dunkler, der Weg, den wir wanderten, blieb völlig unsichtbar. Daß Jaguars und giftige Schlangen hier häufig vorkamen, wußte ich, und so glaubte ich fast bei jedem Schritt, einen kalten schlüpfrigen Körper unter meinen Füßen zu haben, oder scharfe Krallen in meinen Beinen zu fühlen. Ich starrte in die Finsterniß hinaus und erwartete jeden Augenblick, den feurigen Augen eines Jaguars zu begegnen, oder sein dumpfes Brüllen im Dickicht zu vernehmen. Umzukehren oder zu bleiben, war gleich gefährlich. Ich wußte, daß wir nicht weit von dem Dorfe entfernt sein konnten und schritt deshalb immer weiter, mit dem unbestimmten Gefühle, daß trotz aller Gefahr nichts Unangenehmes vorkommen und daß ich den nächsten Tag über meine Furcht lachen würde. Endlich kamen wir an die lichte Stelle, welche ich zwei Tage zuvor erreicht hatte, und nun wußte ich, daß wir nicht mehr weit hatten. Oft traten wir plötzlich ins Wasser, welches wir wohl fühlen, aber nicht sehen konnten, dann mußten wir die schmale Brücke suchen, welche hinüber führte und über deren Länge oder Höhe über's Wasser und Tiefe des Stromes wir gänzlich in Unwissenheit waren; unter diesen Umständen über einen vier Zoll breiten Baumstamm zu gehen, war gerade nichts Angenehmes. Wir mußten einen Fuß vor den andern setzend uns ruhig fortbalanciren, bis wir wieder festen Bo-

den fühlten. Zuweilen verlor ich das Gleichgewicht, doch war mein Fall glücklicherweise nicht gefährlich. Mehr als ein halbes Duzend solcher Bäche und Brücken mußten passirt werden, endlich gelangten wir aus dem dunklen Schatten an eine offene Stelle, wo wir Licht schimmern sahen.

In der nächsten Viertelstunde hatten wir das Dorf erreicht. Wir wurden nach einem Hause auf der anderen Seite des Platzes gewiesen, wo ein alter Mann uns nach einem Schuppen führte, in welchem alle meine Sachen waren. Wir baten ihn, uns mit etwas Abendbrod zu versehen, und er brachte uns einige geräucherte Schildkröten-Eier und ein Stück gesalzenen Fisch. Wir machten ein Feuer von einigen Reisern, welche wir vorfanden, rösteten unsere Fische und machten uns von den Eiern und Farinha ein Abendbrod, dann hing ich meine Hängematte auf, meine Begleiter legten sich ans Feuer und ich schlief ungestört und träumte weder von Schlangen noch von Jaguars.

Den nächsten Morgen besuchte ich den Commissario, denn der alte Mann, den ich den vorigen Abend gesehen hatte, war nur der Capitao. Ich fand ihn in seinem Hause, er war ein Indianer, welcher lesen und schreiben konnte, der aber sich sonst von seinen Landsleuten nicht unterschied. Er trug ein Hemd und ein Paar kurze Hosen, aber weder Schuhe noch Strümpfe. Ich theilte ihm den Zweck meiner Reise mit, zeigte ihm meinen Brasilianischen Paß und bat ihn, mir das Convento zur Verfügung zu stellen (ein Haus, welches früher von den Priestern bewohnt wurde, aber jetzt für Reisende gehalten wird). Nach einigem Zö-

gern gab er mir den Schlüssel und ich bot ihm „Guten Morgen“ und nahm Besitz.

Gegen Mittag kamen die Indianer, welche den Tag zuvor mit mir aufgebrochen waren, sie hatten die Nacht auf dem Wege campirt, da sie sich in der Dunkelheit zu marschiren gefürchtet. Ich ließ das Haus reinigen und meine Sachen hinein bringen. Das Haus bestand aus zwei kleinen Zimmern und hatte hinten eine kleine Veranda; das größere Zimmer enthielt einen Tisch, Stuhl und Bank und in dem kleineren hing ich meine Hängematte auf. Dann kamen meine Lastträger, um ihren Lohn zu empfangen. Alle wollten Salz haben, und ich gab jedem einen Teller voll und ein paar Angelhaken dafür, daß sie eine schwere Last zehn Meilen getragen hatten. Dies ist aber ungefähr die gewöhnliche Zahlung und sie schieden sehr zufrieden.

Ich hatte jetzt in dieser Richtung den weitesten Punkt erreicht, welchen ich zu erreichen mir vorgenommen; ich hatte die Grenze des mächtigen Amazonenthales überschritten und befand mich zwischen den Strömen, welche einen anderen der großen Weltströme anschwellen — den Orinoco. Etwas fand ich hier, was in allen anderen Theilen des oberen Amazonen-Distrikts fehlte, nämlich einen gebahnten Weg, welcher durch den Urwald führte, auf welchem ich bis ins Innerste eindringen konnte, und wo ich gewisser war, die seltenen Vögel, Insekten und andere Thiere, welche diese fernen Regionen bewohnen, anzutreffen; deshalb beschloß ich, einen Monat lang hier zu bleiben und fleißig zu arbeiten. Jeden Tag ging ich selbst den Weg entlang und schickte einige meiner Indianer nach dem kleinen schwarzen Flusse Temi, zu

fischen, und andere mit ihren Gravatanas nach den herrlichen Trogons, Affen und anderen seltenen Vögeln und Thieren des Waldes zu suchen.

Unglücklicher Weise für mich begann es jedoch denselben Abend, als ich das Dorf erreichte, zu regnen und das Wetter blieb Tag für Tag schlecht. Während ganzer drei Monate hatte Javita sich des herrlichsten Sommerwetters und klaren Himmels erfreut und ich hatte alle meine Zeit in dem regnigten Districte der Wasserfälle des Rio Negro vergeudet. Niemand konnte mir dort sagen, daß die Temperatur in so kurzer Entfernung so verschieden wäre, die Folge davon war, daß ich in Javita am letzten Sommertage ankam.

Der Winter oder die Regenzeit hatte begonnen, und der Fluß stieg schnell. Trotzdem versicherten mir die Indianer fortwährend, daß wir wieder schönes Wetter bekommen würden, da es für die gewöhnliche Regenzeit noch zu früh wäre, und daß der Fluß wieder fallen würde und der Winter erst in zwei bis drei Wochen anfangen könnte. Doch war dies nicht der Fall. Tag für Tag strömte der Regen vom Himmel, jeden Nachmittag und jede Nacht gab es Regen und nur des Morgens schien die Sonne ein wenig. Insekten waren natürlicher Weise seltener, als sie sonst gewesen sein würden, und außerdem war es wegen der feuchten Atmosphäre besonders schwierig, sie zu trocknen und aufzubewahren. Mit Ausdauer und Beharrlichkeit sammelte ich dennoch eine bedeutende Anzahl verschiedner Arten und erhielt zu meiner größten Freude fast jeden Tag neue, welche der untere Theil des Amazonenflusses und Rio Negro mir nicht geliefert hatte. Während der Zeit meines Aufenthalts

hier (vierzig Tage) hatte ich doch wenigstens vierzig Arten Schmetterlinge gefangen, welche mir ganz neu waren, außerdem bedeutende Sammlungen anderer Insekten gemacht, überhaupt bin ich überzeugt, daß während der trockenen Jahreszeit Javita eine sehr ergiebige Station für jeden beharrlichen Entomologen ist. Den großen blauen Schmetterling *Morpho Menelaus*, *M. Selenor* &c. habe ich noch nirgend so häufig als hier gefunden. An manchen Stellen habe ich sie auf dem Wege zu Duzenden auf der Erde, oder an Zweigen sitzen sehen und ich hätte, wenn ich gewollt, wohl alle Tage zwanzig fangen können. Auf meinen Wanderungen im Walde sah ich selbst wilde Schweine, Agoutis, Coatis, Affen und eine Menge schöner Trogons, viele andere schöne Vögel und viele Schlangen-Arten.

Eines Tages erhielt ich einen seltenen kleinen Alligator mit zahlreichen Furchen auf dem Rücken (*Caiman gibbus*), welchen ich ausstopfte, wie es schien, zum größten Erstaunen und Vergnügen der Indianer, von denen ein Duzend der Operation fortwährend sehr neugierig zusahen.

Von Fischen erlangte ich manche neue Art, da meine Indianer täglich fischen gingen, um uns ein Abendbrot zu verschaffen, gewöhnlich hatte ich dann des Nachmittags einige zu zeichnen und zu beschreiben. Ich erhielt auch eine recht hübsche Sammlung der kleineren Arten, die ich in Spiritus einlegte. Meine Zeichnungen wurden unter großen Schwierigkeiten fertiggestellt. Gewöhnlich lehrte ich erst um drei oder vier Uhr Nachmittags aus dem Walde zurück, und wenn ich dann einen Fisch vorfand, mußte ich ihn vor der Dunkelheit noch vornehmen. Nun war ich

der Plage der Sandfliegen Preis gegeben, welche jeden Nachmittag von vier bis sechs Uhr zu Millionen schwärmen, und die durch ihren Biß ins Gesicht und in die Hände sehr unangenehm werden.

Javita ist ein ziemlich großes Dorf, regelmäßig gebaut und zählt ungefähr zweihundert Einwohner; diese sind alle vom rein Indianischen Stamme; ich sah keinen Weißen, noch Mulatten oder sonst von gemischter Abkunft unter ihnen. Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit dem Schneiden und Sammeln des Piaßaba in den nahen Wäldern, wovon sie Taue und Stricke verfertigen. Sie sind auch die Träger aller Waaren auf der „Estrada de Javita“ und sind, da sie von Kindheit an diese Arbeit gewöhnt werden, oft im Stande, zwei Ladungen zehn Meilen hin und zehn zurück, mit weniger Beschwerlichkeit zu tragen, als andere, die nicht daran gewöhnt, eine tragen würden. Als meine Indianer die „Javitanos“ das erste Mal von Pimichin begleiteten, konnten sie nicht mit ihnen Schritt halten, sondern waren genöthigt, auf halbem Wege zurück zu bleiben.

Die Männer von Javita tragen bei der Arbeit nur die „Tanga“, sonst sind sie ganz nackt. Die Frauen tragen gewöhnlich einen großen Ueberwurf, welcher über die linke Schulter geht, aber den rechten Arm ganz frei läßt und lose über den ganzen Körper hängt. An Sonn- und Festtagen haben sie gut gemachte Kleider und die Männer ein Hemd und Hosen. Derselbe Gebrauch wie in Sao Carlos herrscht auch hier; Knaben und Mädchen versammeln sich Morgens und Abends in der Kirche, um Hymnen und Psalmen zu singen.

Meine Abende waren sehr langweilig, da ich keine Unterhaltung und keine Bücher hatte. Hin und wieder sprach ich zwar mit dem Commissario, doch war unser Thema bald erschöpft. Ein paar Abende wohnte ich ihren Festen bei, wobei sie sehr lustig waren. Sie haben eine Anzahl sonderbarer, sehr einförmiger Tänze, welche von noch sonderbareren Figuren und Verbrehungen begleitet sind. Die jüngeren Mädchen kamen gewöhnlich recht nett gekleidet, ihr glänzendes Haar schön geflochten und mit bunten Bändern und Blumen geschmückt. Das Tätowiren und Bemalen scheint bei diesen Indianern ganz abgekommen zu sein, da ich es nur sehr wenig bemerkt habe.

Eines Morgens fand ich kein Feuer in der Veranda und bemerkte auch keinen meiner Indianer; da ich glaubte, daß sie, wie schon manchmal, früh jagen oder fischen gegangen wären, machte ich Feuer an und kochte mir mein Frühstück, aber es ließ sich auch später keiner erblicken, und ich fand, daß ihre Hängematten, Messer, Pfannen und andere Gegenstände alle fort waren und daß nichts im Hause geblieben war, als was mir gehörte. Nun war ich überzeugt, daß sie in der Nacht davon gelaufen waren und mich mir selbst überlassen hatten. Schon seit einigen Tagen waren sie sehr unruhig gewesen und hatten mich gefragt, wann ich zurückzukehren gedächte. Es gefiel ihnen nicht, unter einem Volke zu weilen, dessen Sprache sie nicht verstanden, auch hatten sie in der letzten Zeit eine ungeheure Quantität Farinha verbraucht, hoffend, daß wenn der letzte Korb verzehrt sein würde, ich wahrscheinlich im Dorfe keinen mehr bekommen und so genöthigt sein würde, zurückzukehren. Den Tag zuvor hatte ich aber einen fri-

schen Korb voll gekauft, und der Aukbid desselben schien die Frage entschieden zu haben.

Glücklicherweise hatte ich kurze Zeit vorher einen schönen Venezuelanischen Käse und getrocknetes Rindfleisch gekauft, so daß ich damit und mit Cassavabrod recht gut wirthschaften konnte. Des Abends kamen meine gewöhnlichen Besucher und wunderten sich nicht wenig, mich selbst Feuer anzumachen und kochen zu sehen, und als ich ihnen die Umstände erzählte, riefen alle aus, daß meine Indianer „Mala gente“ (schlechte Kerls) wären, und daß sie dieselben stets für nichts besseres gehalten hätten. Von einigen der Knaben ließ ich mir Wasser aus dem Flusse holen, und einen Vorrath von Reisern zur Feuerung herbei schaffen, und lebte dann mit Kaffee, Käse und Cassavabrod ganz herrlich. Doch mein Kaffee ging auf die Reige, und dies war ein Genuß, dem ich nicht leicht entsagen mochte, ich ging deshalb nach einem kleinen Häuschen, welches ein alter Indianer bewohnte, der ein wenig Spanisch sprach, und bat ihn „por Amor de Dios“, mir von einer kleinen Plantage, die er hatte, etwas Kaffee abzulassen. Es waren reife Beeren an den Bäumen, und er versprach mir, daß er sein kleines Mädchen gleich ans Werk schicken wollte. Dies war zehn Uhr Morgens, ich ging in den Wald, kehrte um vier Uhr zurück und fand, daß mein Kaffee fertig war. Er war während der Zeit gesammelt, das Fleisch abgewaschen, in der Sonne getrocknet, gehüllt, gebrannt und in einem Mörser gestoßen worden; eine halbe Stunde darauf erfreute ich mich an der wohlschmeckendsten Tasse Kaffee, welche ich je getrunken hatte.

Da ich noch vierzehn Tage verweilen wollte, so

suchte ich eine der braunen Damen des Dorfes zu überreden, zu mir zu kommen, um für mich zu kochen, aber sonderbar genug, keine wollte es wagen, obgleich ich in jedem anderen Dorfe am Rio Negro zu jeder Zeit aus Duzenden hätte wählen können. Ich sah mich also genöthigt, selbst Köchin und Hausmädchen zu spielen, so lange ich in Savita blieb.

Von einem alten Indianischen Handelsmann, welcher sich zur Zeit im Dorfe aufhielt und der aus Nebina, einer Stadt am Fuße der Andes, nahe bei Botoga, war, erfuhr ich viel über die anderen Theile des Landes und den Charakter der Flüsse, welche vom Gebirge herab in den Drinoco fließen. Er erzählte mir, daß er den Fluß Muco herauf gefahren wäre, welcher sich oberhalb der Fälle von Mappures in den Drinoco ergießt, und auf demselben bis auf zwanzig Meilen in der Nähe des Ober-Wassers von Meta, Nebina gegenüber, gekommen wäre. Der Fluß Muco hätte keine Wasserfälle, oder der Schifffahrt hinderliche Stellen, und der ganze obere Theil seines Laufes fließe durch ein offenes Land und hätte schöne Sandufer, so daß zwischen diesem Flusse und dem Guaviare das Ende des großen Waldes des Amazonen-Thales ist.

Das Wetter war nun schrecklich naß, Tage und Nächte lang strömte der Regen unaufhörlich und ein paar Stunden Sonnenschein war eine Seltenheit. Insekten gab es wenig und die Wenigen, welche ich erlangte, konnte ich nicht trocknen. Im Trockenkasten verschimmelten sie, und in der Luft und an der Sonne wurden sie von kleinen Fliegen heimgesucht, die ihre Eier darauf legten, worauf sie dann bald von Maden verzehrt wurden. Das einzige Mittel, sie zu erhalten,

war, daß ich sie Morgens und Abends über das Feuer zum trocknen hing. Ich bebauerte jetzt mehr als je, die schöne Jahreszeit so verloren zu haben, da ich überzeugt war, daß ich sonst eine herrliche Ernte gehabt haben würde. Ich hatte jetzt die Indianerknaben dahin gebracht, daß sie alle Arten Käfer für mich fingen, und brachte eine hübsche Sammlung zusammen. Jeden Abend kamen drei oder vier mit ihren Schätzen, behutsam in Blätter gewickelt, zu mir, ich kaufte alle, welche sie brachten, und gab einen Angelhaken für jeden; zwischen vielen alltäglichen fand ich auch gewöhnlich manche schöne und seltene Art. Die Coleoptera, welche sonst so selten im Amazonen- und Rio Negro-District sind, fand ich hier häufig, vielleicht weil wir uns der Grenze des großen Waldes und der Ebene des Orinoco näherten.

Mit Bedauern bereitete ich mich zur Abreise von Savita vor; obgleich ich bei der ungünstigen Jahreszeit noch ziemlich bedeutend gesammelt hatte, wußte ich aber auch, daß, wäre ich früher gekommen, ich bedeutend mehr gehabt hätte. Im April wollte ich laut Verabredung mit Senhor Lima nach den noch unerforschten Uaupas gehen, und schon die Aussicht, seine Unterhaltung zu haben, war nach dieser langweiligen Einsamkeit, der ich hier ausgesetzt gewesen war, sehr angenehm.

Ich würde jedoch Savita jedem Naturforscher, welcher einen noch unerforschten District in Süd-Amerika sucht, sehr empfehlen. Man kann es leicht von Westindien aus erreichen. Man geht von dort aus nach Angostura und von da den Orinoco und Atabapo hinauf. Für sechs bis acht Thaler Angelhaken und circa dreißig Thaler Salz, Glasperlen und Rattun

deckt auf sechs Monate alle Kosten. Der Reisende müßte im September ankommen und bis März bleiben, er würde dann den vollen Genuß der ganzen Sommerzeit haben. Insekten allein würden lohnen. Fische sind ebenfalls sehr zahlreich, darunter viele unbekante und interessante; und da meine Sammlungen auf der Rückreise verloren gingen, würde Alles noch das Verdienst der Neuheit haben.

Am einunddreißigsten März schickte mir der Commissario fünf bis sechs Indianer, um meine Bagage zu tragen, von denen viere mit mir nach Lomo gehen sollten und ich verließ Javita. In Pimichin angelangt, gewährte der kleine Fluß einen anderen Anblick, als da ich ihn zuerst gesehen. Er war jetzt ganz voll und das Wasser reichte fast bis an unseren Schuppen, welcher vorher noch vierzig bis fünfzig Schritt davon entfernt war und auf einer steilen Felsböhe lag. Ehe meine Rente davon gelaufen waren, hatte ich sie nach Lomo gesandt, um mein Kanoe nach Pimichin zu bringen, da der Fluß schon genugsam gestiegen war, um die Auffahrt zu gestatten, und ich fand es jetzt hier vor.

Wir fuhren den kleinen Fluß sehr schnell hinab und bemerkten jetzt erst recht die außerordentliche Menge von Biegungen und Wendungen darin.

Es war Nacht, als wir Maroa erreichten, und wir wären bald vorüber gefahren, ohne es zu sehen. Wir gingen nach der „Casa de naçao“, eine etwas bessere Art Schuppen als gewöhnlich, machten uns ein gutes Feuer an und verlebten eine gemüthliche Nacht. Am nächsten Morgen machte ich dem Commissario, Senhor Carlos Buenos, dem Dandy-Indianer, eine Visite

•

und machte einige Geschäfte mit ihm, kaufte eine Menge Indianische Körbe, Pfeile und Böcher, und Ururi- und Curarigift, wofür ich ihm einige Angelhaken und etwas Rattun gab; nachdem ich mit ihm gekostet hatte, setzte ich meine Reise nach Tomo fort.

Senhor Antonio Dias war nicht da, sondern war nach Sao Carlos gegangen, ich beschloß deshalb, einige Tage auf seine Rückkehr zu warten, da er mir einige Leute versprochen hatte, welche mit mir nach Guia gehen sollten. Ich blieb beim Senhor Domingos, welcher, eifrig mit dem Bau seines vorerwähnten Fahrzeuges beschäftigt, der Vollenbung mit jedem Tage entgegen sah, um es bei dem hohen Wasserstande, welcher jetzt nur noch ein bis zwei Fuß vom Kiel war, vom Stapel laufen zu lassen. Ich amüsirte mich mit meiner Flinte auf dem Campo umher zu streifen, wo es mir gelang, einen der schönen kleinen schwarzköpfigen Papageien zu schießen, welche das brillianteste grüne Gefieder, karmoisinrothe Unterflügel und gelbe Backen haben; sie werden nur in diesem Distrikt gefunden, und sind sehr schwierig zu erlangen. Ich bekam auch einige sonderbare Fische zum zeichnen, insbesondere zwei große Gymnoten von der nicht elektrischen Art.

Ueber Marabitana gelangte ich nach Guia. Dort hoffte ich den Senhor Lima zur Abreise nach dem Flusse Uaupas bereit zu finden, fand mich aber wieder getäuscht und zur Unthätigkeit verdammt, denn das Kanoe, welches nach Barra gegangen war, war noch nicht zurückgekehrt, und ehe es nicht kam, konnten wir nicht fort. Es hätte allerdings schon zurück sein können, aber die damit geschickten Indianer hatten kein

besonderes Interesse zu eilen, und so konnte noch möglicherweise ein Monat vergehen; leider wurde es auch so, denn es kam vor Ende Mai nicht an. Die ganze Zeit über konnte ich nur wenig thun; die Bitterung war sehr naß und an und für sich war Guia nicht viel werth für meine Unternehmungen.

Ende des ersten Theils.

Druck von H. Gotop in Cassel.

Reisen

am

Amazonenstrom und Rio Negro.

Naturwissenschaftliche Berichte

von

Alfred von Wallace.

Aus dem Englischen.

Zweiter Theil.



Sondershausen,
Verlag von G. Neuse.
1856.

war, daß ich sie Morgens und Abends über das Feuer zum trocknen hing. Ich bebauerte jetzt mehr als je, die schöne Jahreszeit so verloren zu haben, da ich überzeugt war, daß ich sonst eine herrliche Ernte gehabt haben würde. Ich hatte jetzt die Indianerknaben dahin gebracht, daß sie alle Arten Käfer für mich fingen, und brachte eine hübsche Sammlung zusammen. Jeden Abend kamen drei oder vier mit ihren Schätzen, behutsam in Blätter gewickelt, zu mir, ich kaufte alle, welche sie brachten, und gab einen Angelhaken für jeden; zwischen vielen alltäglichen fand ich auch gewöhnlich manche schöne und seltene Art. Die Coleoptera, welche sonst so selten im Amazonen- und Rio Negro-District sind, fand ich hier häufig, vielleicht weil wir uns der Grenze des großen Waldes und der Ebene des Orinoco näherten.

Mit Bedauern bereitete ich mich zur Abreise von Iavita vor; obgleich ich bei der ungünstigen Jahreszeit noch ziemlich bedeutend gesammelt hatte, wußte ich aber auch, daß, wäre ich früher gekommen, ich bedeutend mehr gehabt hätte. Im April wollte ich laut Verabredung mit Senhor Lima nach den noch unerforschten Uaupas gehen, und schon die Aussicht, seine Unterhaltung zu haben, war nach dieser langweiligen Einsamkeit, der ich hier ausgesetzt gewesen war, sehr angenehm.

Ich würde jedoch Iavita jedem Naturforscher, welcher einen noch unerforschten District in Süd-Amerika sucht, sehr empfehlen. Man kann es leicht von Westindien aus erreichen. Man geht von dort aus nach Angostura und von da den Orinoco und Atabapo hinauf. Für sechs bis acht Thaler Angelhaken und circa dreißig Thaler Salz, Glasperlen und Rattun

deckt auf sechs Monate alle Kosten. Der Reisende müßte im September ankommen und bis März bleiben, er würde dann den vollen Genuß der ganzen Sommerzeit haben. Insekten allein würden lohnen. Fische sind ebenfalls sehr zahlreich, darunter viele unbekante und interessante; und da meine Sammlungen auf der Rückreise verloren gingen, würde Alles noch das Verdienst der Neuheit haben.

Am einundbreißigsten März schickte mir der Commissario fünf bis sechs Indianer, um meine Bagage zu tragen, von denen viere mit mir nach Tomo gehen sollten und ich verließ Javita. In Pimichin angelangt, gewährte der kleine Fluß einen anderen Anblick, als da ich ihn zuerst gesehen. Er war jetzt ganz voll und das Wasser reichte fast bis an unseren Schuppen, welcher vorher noch vierzig bis fünfzig Schritt davon entfernt war und auf einer steilen Felsböhe lag. Ehe meine Leute davon gelaufen waren, hatte ich sie nach Tomo gesandt, um mein Kanoe nach Pimichin zu bringen, da der Fluß schon genugsam gestiegen war, um die Auffahrt zu gestatten, und ich fand es jetzt hier vor.

Wir fuhren den kleinen Fluß sehr schnell hinab und bemerkten jetzt erst recht die außerordentliche Menge von Biegungen und Wendungen darin.

Es war Nacht, als wir Maroa erreichten, und wir wären bald vorüber gefahren, ohne es zu sehen. Wir gingen nach der „Casa de naçao“, eine etwas bessere Art Schuppen als gewöhnlich, machten uns ein gutes Feuer an und verlebten eine gemüthliche Nacht. Am nächsten Morgen machte ich dem Commissario, Senhor Carlos Buenos, dem Dandy-Indianer, eine Visite

•

und machte einige Geschäfte mit ihm, kaufte eine Menge Indianische Körbe, Pfeile und Röcher, und Ururi- und Curarigift, wofür ich ihm einige Angelhaken und etwas Kattun gab; nachdem ich mit ihm gefrühstückt hatte, setzte ich meine Reise nach Tomo fort.

Senhor Antonio Dias war nicht da, sondern war nach Sao Carlos gegangen, ich beschloß deshalb, einige Tage auf seine Rückkehr zu warten, da er mir einige Leute versprochen hatte, welche mit mir nach Guia gehen sollten. Ich blieb beim Senhor Domingos, welcher, eifrig mit dem Bau seines vorerwähnten Fahrzeuges beschäftigt, der Vollenbung mit jedem Tage entgegen sah, um es bei dem hohen Wasserstande, welcher jetzt nur noch ein bis zwei Fuß vom Kiel war, vom Stapel laufen zu lassen. Ich amüsrte mich mit meiner Flinte auf dem Campo umher zu streifen, wo es mir gelang, einen der schönen kleinen schwarzköpfigen Papageien zu schießen, welche das brillanteste grüne Gefieder, karmoisinrothe Unterflügel und gelbe Backen haben; sie werden nur in diesem Distrikt gefunden, und sind sehr schwierig zu erlangen. Ich bekam auch einige sonderbare Fische zum zeichnen, insbesondere zwei große Gymnoten von der nicht elektrischen Art.

Ueber Marabitanas gelangte ich nach Guia. Dort hoffte ich den Senhor Lima zur Abreise nach dem Flusse Uaupas bereit zu finden, fand mich aber wieder getäuscht und zur Unthätigkeit verdammt, denn das Kanoe, welches nach Barra gegangen war, war noch nicht zurückgekehrt, und ehe es nicht kam, konnten wir nicht fort. Es hätte allerdings schon zurück sein können, aber die damit geschickten Indianer hatten kein

besonderes Interesse zu eilen, und so konnte noch möglicherweise ein Monat vergehen; leider wurde es auch so, denn es kam vor Ende Mai nicht an. Die ganze Zeit über konnte ich nur wenig thun; die Witterung war sehr naß und an und für sich war Guia nicht viel werth für meine Unternehmungen.

Ende des ersten Theils.

Druck von H. Gotop in Cassel.

Reisen

am

Amazonenstrom und Rio Negro.

Naturwissenschaftliche Berichte

von

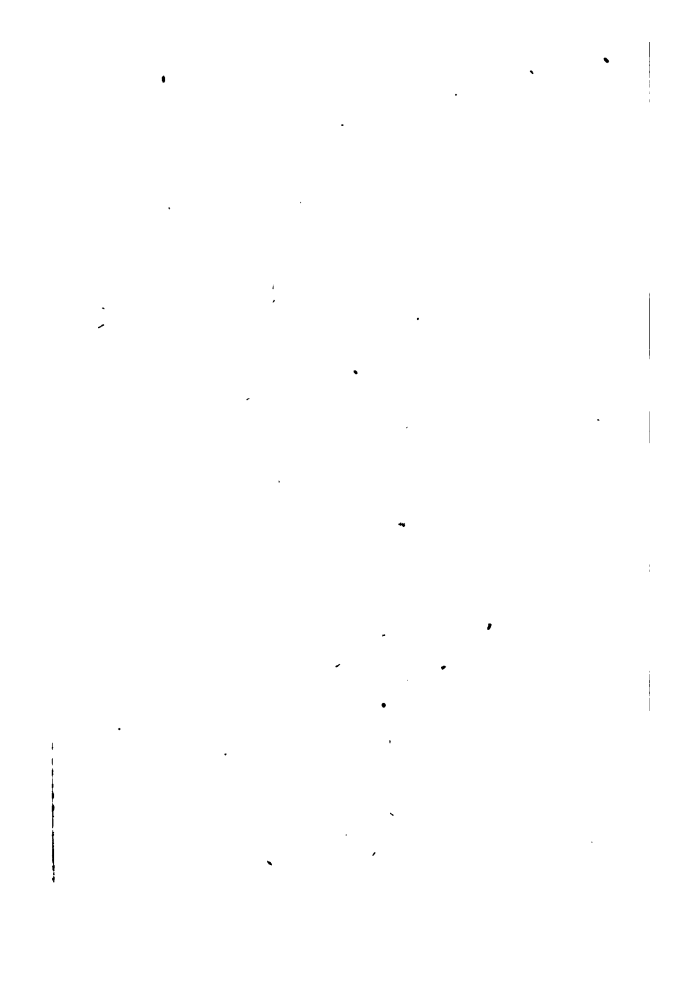
Alfred von Wallace.

Aus dem Englischen.

Zweiter Theil.



**Sondershausen,
Verlag von G. Neufe.
1856.**



Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
X. Erste Fahrt den Fluß Maupés aufwärts . .	1
XI. Am Rio-Negro	48
XII. Die Kataracten des Maupés	76
XIII. Von Sao Jeronymo nach den Downs .	108
XIV. Physische Geographie und Geologie des Amazonen-Thales	145



Reisen

am

Amazonenstrom und Rio Negro.

Naturwissenschaftliche Berichte

von

Alfred von Wallace.

Aus dem Englischen.

Zweiter Theil.



Sondershausen,
Verlag von G. Neuse.

1856.

blaner bei uns, dieselben, die uns von Savita fortgelaufen waren, und die ihren Lohn voraus erhalten hatten, den sie nun abarbeiten sollten. Die, welche eben von Barra zurückgekehrt waren, hatten keine Lust, gleich wieder mitzugehen, aber wir hofften am Uaupés Strom Ersatz für sie zu finden. Am selben Tage, Nachmittags, erreichten wir St. Joachim an der Mündung jenes Stromes; da wir aber auch hier keine Leute bekamen, so waren wir genöthigt, unsere Reise so fortzusetzen und uns von hier an beträchtlichen Schwierigkeiten und Beschwerden zu unterziehen, da wir die mächtige Strömung des Flusses stromaufwärts zu besiegen hatten. Anfangs begünstigten uns einige Buchten, in denen Gegenströmungen stattfanden; aber an anderen Stellen stürzte das Wasser mit solcher Heftigkeit uns entgegen, daß es nicht möglich war, mit unsern zwei Rudern das Kanoe vorwärts zu bringen.

Wir konnten uns nur dadurch weiterbringen, daß wir die Büsche und Baumzweige ergriffen, die jetzt, da fast alle anliegende Land mehr oder weniger überfluthet war, den Rand des Flusses begrenzten. Am nächsten Tage schnitten wir uns lange Hakenstöcke ab, durch die wir uns an schwierigen Stellen mit mehr Vortheil vorwärts ziehen oder stoßen konnten. Zuweilen und auf Meilen Länge hatten wir mit noch anderen Beschwerden zu kämpfen — das Kanoe füllte sich und wir wurden ganz bedeckt mit stechenden und beißenden Ameisen von fünfzig verschiedenen Arten, von denen jede ihre eigenthümliche Wirkung hervorbrachte, vom leisesten Prickeln bis zum schärfften Stich; sie gerietben uns in die Haare und Bärte und krochen auf allen Theilen des Körpers unter den Kleidern herum und waren wahrlich nicht die angenehmste Gesellschaft. Andre

Nale geriethen wir auch unter Schwärme von Wanzen, deren Nester unter Blätter versteckt waren, und die dann immer die wüthendsten Angriffe auf uns Eindringlinge machten.

Die nackten Körper der Indianer waren nicht geschützt gegen ihre Stiche und sie mußten oft ihre Qualen ertragen, während wir frei durchgingen. Doch waren diese nicht die einzigen Unbequemlichkeiten, die den Reisenden auf dieser Reise stromaufwärts zur Zeit des hohen Wassers erwarten; denn da alle Flußbänke überfluthet sind, so ist es nur auf einigen Felsstücken, die sich immer über Wasser erhalten, möglich, ein Feuer anzumachen, und da deren nur wenige und in weiter Entfernung von einander sind, so mußten wir häufig den ganzen Tag bei Mehl und Wasser mit einem Stück kalten Fisch, oder einer Pacova, wenn wir so glücklich waren, eine zu haben, zubringen. Alle diese Stellen oder Schlafplätze sind den Handelsleuten auf diesem Flusse wohlbekannt, so daß wir zu jeder Stunde des Tags oder der Nacht, wenn wir einen solche erreichten, anhielten, uns unsern Kaffee bereiteten, und ein Wenig ausruhten, wohl wissend, daß wir, ehe wir zu einer andern gelangen würden, acht oder zehn Stunden schwere Arbeit mit Ziehen und Rudern hätten.

Am zweiten Tage fanden wir eine kleine „Sucuruju“ (*Eunectes marinus*) von etwa ein Yard Länge, die sich auf einem Gebüsch über dem Wasser sonnte; einer unsrer Indianer erlegte sie mit dem Bogen, und als wir zur Nacht anhielten, wurde sie gekratet. Ich versuchte ein Stück und fand es außerordentlich zäh und klebrig, doch ohne unangenehmen Geschmack, und zweifelte nicht, daß sie gut zubereitet eine sehr gute Speise sein würde. Wir erlegten zu anderer Zeit auch

noch Geflügel, das mit Reis gekocht uns eine ausgezeichnete Mahlzeit gab.

Am 7. gelangten wir in einen Kanal mit kurzen Bindungen, der sich von der Nordseite des Flusses abzweigt, und in einer Stunde von da erreichten wir eine Malocca, die den Indianer-Stämmen eigenthümliche Wohnung, die erste, die wir antrafen. Sie war ein großes festes Gebäude, nahe an hundert Fuß lang, etwa vierzig Fuß breit und dreißig Fuß hoch, sehr stark gebaut von runden, glatten abgeschälten Baumstämmen und mit den fächerartig gestalteten Blättern der Caraua-Palme gedeckt. Das eine Ende war viereckig mit einem Giebel, das andere, rund und das Dach, über die niedrigen Wände hängend, erreichte fast den Boden. In der Mitte war ein breiter Gang, gebildet von den zwei Reihen der Hauptsäulen, die das Dach stützten, und zwischen diesem und den Seiten andere Reihen kleinerer und kürzerer Träger, die alle oben durch Längs- und Querstäbe zur Stütze des Sperrwerkes fest mit einander zusammenhängen und durch Sipós mit viel Symmetrie aneinandergebunden waren.

Im Innern befanden sich auf allen Seiten, von den Wänden aus vorspringend, kurze Abtheilungen von Palmblättern gebildet, genau in ähnlicher Weise wie die Kabinette in einem Londoner Speisehaus oder wie die Logen im Theater. Jede von diesen ist die Privatwohnung einer besondern Familie, die so in einer Art patriarchalischer Gemeinschaft leben. In den Seitengängen sind die Backöfen, Tipitis, zum Zerquetschen der Mandiocca, ungeheure Pfannen und irdene Gefäße, um Cagiri zu bereiten, und andere große Geräthschaften, die Gemeingut zu sein schienen, während in jeder Separatwohnung die kleinen Pfannen, Schmel, Körbe,

Wassertöpfe, Waffen und Zierrathen des eigenen Besizes sich befinden. Der mittellste Gang geht durch das ganze Haus und dient Allen. Am runden Ende des Gebäudes ist eine Abtheilung oder ein Geländer, etwa fünf Fuß hoch, wodurch etwas mehr als der Halbkreis abgeschnitten wird, mit einer weiten Oeffnung in der Mitte; dies bildet die Wohnung des Ersten oder des Hauptes der Malocca mit seinen Weibern und Kindern; Die entfernteren Verwandten wohnen im andern Theile des Hauses. Der Ausgang am Siebelende ist sehr weit und lustig; der am runden Ende ist kleiner; sie bilden die einzigen Oeffnungen für Licht und Luft. Der obere Theil des Siebels ist nur locker mit Palmblättern bedeckt, die senkrecht herabhängen; durch diese zieht der Rauch von den zahlreichen Feuern langsam hindurch und gibt bei seinem Durchgang dem ganzen oberen Theil des Raumes ein eigenthümliches Lustre.

Beim Eintritt ins Haus war ich erfreut, mich endlich mit wahren Waldbürgern zusammenzufinden. Ein alter Mann, ein junger und zwei Weiber waren jetzt die einzigen Inhaber, da die übrigen außerhalb ihren verschiedenen Beschäftigungen nachgingen. Die Weiber waren ganz nackt; aber beim Eintritt der „Brancos“ (Weißen) schlüpften sie in ihre Röcke, mit denen sie an diesem niederen Theile des Flusses im Allgemeinen versehen sind, die sie aber nie gebrauchen außer bei solchen Gelegenheiten. Ihre Haare waren nur mäßig lang und sie hatten auch keinen Schmutz weiter an sich als starke, geflochtene Kniegürtel, die gleich unter dem Knie dicht angeschnürt waren.

Indessen waren es doch die Männer, welche den interessantesten Anblick darboten, so verschieden von alle Dem, was wir bei den halbcivilisirten Racen gesehen,

unter denen wir so lange gelebt hatten, daß es uns vorkam, als wären wir plötzlich auf einen andern Welttheil versetzt worden. Ihre Haare waren sorgfältig in der Mitte gescheitelt, hinter die Ohren geklämmt und hinten in einen langen Zopf geflochten, der in Yardlänge den Rücken herabfiel. Die Haare dieses Zopfes waren mit einem aus Affenhaaren gebildeten, sehr weichen und geschmeidigen Band festgebunden. Oben auf dem Kopf war ein Kamm eingesteckt, der sehr erfinderisch aus Palmholz und Gras gemacht und mit kleinen Tukan-Federbüschen an beiden Seiten verziert war; ihre Ohren waren durchstochen und kleine Palme hindurchgesteckt; dies Alles gab ihnen ein sehr weibisches Ansehen, das noch vermehrt wurde durch den totalen Mangel von Backen- oder Schnurrbart und dadurch, daß die Augenbrauen fast ganz ausgerupft waren. Ein schmaler Streifen von Tururi (der inneren Rinde eines Baumes) zwischen den Schenkeln durchgezogen und um die Taille herum mit einer Schnur befestigt, und außer diesem ein paar geflochtene Beingürtel bildeten ihre ganze Kleidung.

Der jüngere der Männer schaukelte sich lässig in einer Maqueira, verschwand aber bald nach unserm Eintritt, der ältere war damit beschäftigt, einen der flachen Körbe zu flechten, die die eigenthümliche Manufaktur dieses Distriktes sind. Er setzte ruhig seine Beschäftigung fort, während er die Fragen Senhor L.'s über den übrigen Theil der Einwohner beantwortete. Die Unterhaltung wurde in einem sehr unvollkommenen „Lingoa Geral“, einer Sprache geführt, die vergleichsweise wenig an diesem Flusse und nur am unteren, häufiger besuchten Theile bekannt ist. Da wir noch ein oder zwei Leute zu unserer Begleitung engagiren woll-

ten, so beschlossen wir die Nacht hierzubleiben. Wir waren so glücklich, für ein paar Angelhaken einige frische Fische zu erlangen, die ein anderer Indianer hereinbrachte; dann machten wir unsere Mahlzeit und unseren Kaffee zurecht, holten unsere Maqueiras herein und hingen sie in dem mittelsten Gang auf, um hier die Nacht zuzubringen. Als es dämmerig wurde, kamen noch viele Indianer, Männer und Weiber, an; es wurden Feuer angemacht in den verschiedenen Wohnungen, Töpfe mit Fischen oder Wildpret zur Mahlzeit angefüllt und frischer Mandioca-Kuchen gemacht. Ich sah jetzt mehrere der Männer mit ihrem höchst eigenthümlichen und werthvollem Schmuck — einem cylindrischen, undurchsichtigen weißen Steine, der aussieht wie Marmor, aber unvollkommen crySTALLisirter Quarz ist. Diese Steine sind von vier bis acht Zoll lang und etwa einen Zoll stark. Unten sind sie rund und an beiden Enden flach; durch das eine Ende ist ein Loch gebohrt, um einen Strick durchzuziehen und so sie um den Hals zu hängen. Es scheint fast unglaublich, daß sie dieses Loch ohne irgend ein eisernes, zu diesem Zweck sich eignendes Instrument in eine so harte Substanz bohren können. Man sagt, daß sie dazu die spitzen und biegsamen Stacheln der großen und wilden Plantane benutzen und mit feinem Sand und etwas Wasser reiben. Es ist kein Zweifel, daß es, wie gesagt wird, eine Arbeit von Jahren erfordert. Doch eine viel längere Zeit muß erforderlich sein, um die Steine zu durchbohren, welche die Tuschane als Symbol ihrer Autorität tragen, denn sie sind gewöhnlich von der größten Sorte und werden quer über der Brust getragen, zu welchem Zweck das Loch der Länge nach von einem Ende zum andern gebohrt ist, eine Opera-

tion, die zuweilen die lebenslange Beschäftigung von zwei Menschen ausmacht. Die Steine selbst holen sie aus großer Entfernung am oberen Lauf des Flusses, wahrscheinlich in der Nähe seiner Quellen, am Fuße der Anden; sie stehen deshalb im höchsten Werth und es ist selten, daß die Eigenthümer veranlaßt werden können, sie herzugeben; die Anführer wohl niemals. Ich erlangte hier eine Keule von hartem rothen Holz für einen kleinen Spiegel, einen Kamm für ein halb Duzend Angelhaken und einige andere geringfügige Artikel.

Nur ein Theil der Einwohner waren in dieser Nacht zurückgekommen, da sie, wenn Händler kommen, fürchten, zum Mitgehen gezwungen zu werden; deshalb verbergen sie sich. Viele der schlechtesten Charaktere am Rio Negro kommen, um zu handeln, an diesen Fluß, zwingen die Indianer durch die Drohung, auf sie zu schießen, in ihre Kanoes und sind zuweilen gar nicht scrupulös, ihre Drohung in Ausführung zu bringen, da sie hier außer dem Bereich der am Rio Negro selbst noch sehr bestrittenen Gefeßlichkeit sind.

Wir brachten die Nacht in der Malocca zu, umgeben von den nackten Indianern und ihren Feuern, die eine ganz gemüthliche Helligkeit in dem düstern, raucherfüllten Raum verbreiteten. Der Regen strömte draußen in vollen Güssen hernieder und ich konnte nicht unterlassen, den Grad von Socialität und Comfort zu bewundern, der hier bei zahlreichen Familien herrscht, die so in patriarchalischer Eintracht zusammenleben. Am folgenden Morgen gelang es Senhor L. einen Indianer durch Ueberlassung einer „Saia“ (eines Rockes) für seine Frau zu bewegen, sich mit uns einzuschiffen, und so sagten wir dem Affai Parana (Affai-Fluß) Lebe-

wohl. Als die Matten, die unser Kanoe bedeckten, aufgehoben wurden, entdeckte ich auf meinem Sitz eine schöne junge Boa, die sich hier bequem aufgeringelt hatte; sie war von einer Species, von der ich zwei lebende Exemplare in Guia besaß: wahrscheinlich war sie während unserer Fahrt unter den Büschen des Flußufers unbemerkt hereingefallen. Nachmittags erreichten wir ein anderes Dorf, das auch an einer engen „Igaripé“ (Einbuchtung) lag und aus einem Hause und zwei Maloccas in einiger Entfernung davon bestand. Die Einwohner waren nach einem benachbarten Dorf gegangen, wo Cariri und Tanz war und nur zwei Weiber mit einigen Kindern waren zurückgeblieben. In der Nähe dieser Häuser sahen wir viele Papagaien, Makaws und Guassow-Vögel, die in großer Anzahl von diesen Indianern gehalten werden. Am nächsten Tag erreichten wir Ananarázicómo (Pinusäpfelplatz), das Dorf, in dem der Tanz stattfand. Es besteht aus mehreren kleineren Häusern, außer dem großen Malocca, da viele der Indianer mit Händlern am Rio Negro waren und nun den Gebrauch besonderer Wohnungen nachahmen.

Beim Eintritt in den Malocca zeigte sich uns eine ganz außerordentliche, neue Scene. Gegen zweihundert Männer, Weiber und Kinder waren im Hause zerstreut, einige lagen in den Maqueiras, andere kauerten auf dem Boden oder saßen auf kleinen bemalten Schemeln, die nur bei den Bewohnern dieses Flußgebietes gemacht werden. Fast alle waren nackt und bemalt und trugen ihren verschiedenartigen Federschmuck und andere Schmucksachen. Einige gingen umher oder sprachen mit einander, andere tanzten oder bliesen auf kleinen Flöten und Pfeifen. Das regelmäßige Fest war diesen Morgen

angebrochen; die Anführer und Vorsteher hatten ihre Feder-Kopfbedeckung abgesetzt, da aber noch Casiri blieb, so fuhren die jungen Männer und Weiber mit Tanzen fort. Ihr ganzer Körper war mit schwarzen, rothen und gelben Farben in regelmäßigen Streifen und Flecken bemalt; erstere Farbe war die vorherrschende. Das Gesicht war verschiedentlich mit Malereien geziert, gewöhnlich in hellrothen Farben, und besonders war eine große Menge von Farbe an den Ohren verschwendet, die auf beiden Seiten der Backen und des Halses herabfloß und ihnen ein furchtbar blutiges Ansehen verlieh. Das Gras in den Ohren war jetzt mit einem kleinen Büschel weißer Flaumfedern verziert, und einige trugen außerdem noch kleine Schnuren mit Knöpfen an der durchbohrten Unterlippe. Alle trugen die Gürtel, die jetzt neu bemalt waren. Die meisten von den tanzenden jungen Weibern hatten außerdem einen kleinen Schurz, von Knöpfen gebildet und etwa acht und sechs Zoll in Länge und Breite, und mit vielem Geschmack arrangirt; im Uebrigen war die Malerei an ihren nackten Körpern ihr einziger Schmuck; sie hatten selbst den Kamm nicht in den Haaren, der bei den Männern nie fehlt.

Im Gegensatz zu den Gewohnheiten bei civilisirten Völkern und wie in Nachahmung der Natur, in der wir unveränderlich das männliche Geschlecht mit brillanteren Farben und besonderem Schmuck verziert sehen, eignen sich hier Männer und Knaben allen Schmuck zu. Auf dem Kopfe trugen alle eine Art Krone von prächtigen rothen und gelben Lulan-Federn, die in einen von Stroh geflochtenen Kranz eingesetzt waren. Der Kamm war mit Federn geziert und häufig an demselben ein Busch von weißen Reiherfedern befestigt, der grazios

den Rücken herabfiel. Um den Hals oder um eine der Schultern trugen sie große vielfältige Schnuren von weißen oder rothen Knöpfen, sowie auch der weiße, cylindrische Stein in der Mitte einer Schnur von schwarz glänzenden Samentörnern hing. Die Enden der Schnuren von Affenhaar, die das Haar zusammenhalten, waren mit kleinen Federn verziert und am Arm hing ein Büschel von merkwürdig gestalteten Samentörnern, ebenfalls mit hellfarbigen Federn verziert, die mit Affenhaarschnuren daran befestigt waren. Um die Taille trugen sie einen ihrer werthvollsten Schmucke, den nur wenige besitzen — den Gürtel von Unlax-Zähnen.

Endlich trugen sie an den Knöcheln der Füße noch sehr große Büschel einer merkwürdigen, harten Frucht, die beim Tanzen ein rasselndes Geräusch verursachen. In den Händen führten sie Bogen und Bündel von Quabs oder Kriegspfeilen; andere trugen einen Murucu oder einen Speer von hartem, geglättetem Holz; noch andere einen ovalen bemalten Kürbis, der mit Steinen gefüllt war und den sie an einer daran befestigten Handhabe in gewissen, regelmäßigen Intervallen beim Tanze schüttelten, so daß dadurch auch eine rasselnde Begleitung zum Gesang und zum Rasseln des Beinschmuckes hervorgebracht wurde.

Die wilde und seltsame Erscheinung dieser schönen, nackten und bemalten Indianer mit ihren merkwürdigen Zierrathen und Waffen, das Stampfen, der Gesang und das Rasseln, womit sie den Tanz begleiteten, das Geseum der Unterhaltung in einer fremden Sprache, die Musik von Pfeifen, Flöten und anderen Instrumenten von Rohr, Knochen und Schildkrot-Schaalen, die große Kalabasse mit Cagiri, die beständig herumgereicht wurde und das große, schwarzgeräucherte düstre Haus

— das Alles machte einen Eindruck, der sich unmöglich beschreiben läßt und von dem der Anblick von einem halben Duzend Indianer, die sich mit ihren Tänzen zur Schau stellen, nur eine sehr schwache Idee giebt.

Ich stand lange Zeit zuschauend da, höchst erfreut über eine so günstige Gelegenheit, dieses interessante Volk bei einem seiner charakteristischsten Feste zu sehen. Aber ich selbst war auch der Gegenstand großer Bewunderung vorzüglich wegen meiner Brille, die erste, die sie zu sehen bekamen und die sie durchaus nicht begreifen konnten. Hundert glänzende Augenpaare waren fortwährend und von allen Seiten auf mich gerichtet und ich war ohne Zweifel allgemein der Gegenstand der Unterhaltung. Ein Mann brachte mir drei reife Pinusäpfel, für die ich ihm ein halbes Duzend Angelhaken gab, worüber er sich sehr zufrieden zeigte.

Senhor L. unterhielt sich mit vielen Indianern, mit denen er wohl bekannt war und unterhandelte mit einem derselben, der ihn einige Tagereisen einen Nebenfluß hinauf begleiten sollte, um dort für sich Einiges einzukaufen. Mir glückte es, einen schön verzierten Murucu, die Haupt-Insignie des Tuschaua oder Anführers zu kaufen. Er gab ihn sehr ungern weg und ich mußte ihm dafür eine Art und ein großes Messer geben, Dinge, deren er sehr bedürftig war. Auch kaufte ich zwei Cigarrenhalter von etwa zwei Fuß Länge, in die eine Riesencigarre gesteckt wurde, die dann bei solchen Gelegenheiten wie die heutige rund um geht. Nachdem wir am nächsten Morgen für die erhandelten Gegenstände Zahlung geleistet, nahmen wir von dem Anführer Abschied. Eine kleine Gesellschaft, die aus einiger Entfernung zum Fest hierhergekommen, war schon auch im Begriff, sich zu verabschieden, und ging

nach Indianersitte in einer Reihe im Hause ringsherum, indem die Einzelnen in murmelndem Tone mit jedem Oberhaupt einer Familie sprachen. Zuerst kamen die alten Männer mit Lanzen und Schildern, dann die jüngeren mit Bogen und Pfeilen und zuletzt die alten und jungen Weiber mit ihren Kindern und den wenigen Haushalts-Utensilien, die sie mitgebracht hatten. Bei solchen Festen wird allein fürs Trinken, aber in ungeheuern Quantitäten gesorgt; jeder bringt sich zu essen selbst mit. Die Malerei an ihren Körpern ist sehr dauerhaft; denn obgleich sie nie unterlassen, sich zwei und dreimal täglich zu waschen, so verschwindet sie doch erst nach acht oder vierzehn Tagen.

Desselben Tages, da wir Ananarazicamo verlassen hatten, kamen wir Abends nach Mandii Paraná, wo auch eine Malocca war, doch konnten wir sie bei dem hochangeschwollenen Fluß nur erreichen, wenn wir durch die überfluthete Waldgegend wadeten; deshalb zog ich es vor, zu bleiben und ließ Feuer anmachen, was etwas schwierig war, da es den ganzen Nachmittag geregnet hatte. Indessen ging Senhor L. mit einem Indianer nach dem Hause, einige Geschäfte abzumachen und Fische zum Abendessen zu erhalten. Am nächsten Morgen kamen die Indianer gemeinschaftlich zu unserm Kanoe und machten einige Einkäufe von Angelhaken, Knöpfen, Spiegeln, Zeug zu Hosen u. dgl. bei Senhor L., die bei unserer Rückkehr in Mehl, Geflügel und anderen Artikeln bezahlt werden sollten. Ich bestellte auch ein kleines Kanoe als Modell, einige Siebe und Anderes, was ich in ähnlichen Kleinigkeiten bezahlte, denn diese Indianer sind so daran gewöhnt, Bezahlung voraus zu erhalten, daß, wenn man es nicht thut, man sich nicht darauf verlassen kann, daß sie nur Etwas thun.

Am nächsten Tage, den 12. Juni, erreichten wir Sta. Jeronymo, das nur etwa eine Meile unterhalb des ersten und des gefährlichsten der Wasserfälle des Ilaupes liegt.

Seit den letzten fünf Tagen hatte mich eine ruhrartige Krankheit befallen, die wahrscheinlich dadurch entstanden war, daß ich drei- oder viermal hintereinander ohne Pflanzennahrung von dem fetten und dekleißen Fische, der weißen Pirahiba oder dem Laulan gegessen hatte. Hier verschlimmerten sich die Symptome, und obgleich ich sonst durchaus nicht verzagt bin bei Krankheiten, so war ich doch etwas unruhig, da dieser Fall in tropischen Klimaten sehr bedenklich ist, und ich auch weder Medicin noch irgend für meinen Zustand geeignete Nahrung erhalten konnte. Das Schlimmste war, daß ich beständig Hunger hatte, und doch nicht das Geringste essen oder trinken konnte, ohne gleich darauf Magen- und Leibschmerzen zu bekommen, die mehrere Stunden lang währten. Die Diarrhoe war auch beständig und mit Entleerungen von Schleim und Blut verbunden, was meine Nahrung in den letzten paar Tagen, bestehend aus Tapioca-Schleim und Kaffee, nur vermehrt zu haben schien.

Ich blieb hier fast den ganzen Tag in meiner Maqueira; doch wurden mir Rad mittags einige Fische gebracht, und wenn ich unter diesen einige neue Species fand, so suchte ich sie abzubilden, entschlossen, keine Gelegenheit vorübergehen zu lassen, um meine Sammlungen zu vermehren. Dieses Dorf hat keine Malocca, aber eine Anzahl kleiner Häuser; es wurde von den Portugiesen vor der Unabhängigkeitserklärung gegründet. Es hat eine reizende Lage an dem abschüssigen Ufer des Flusses, der hier etwa eine halbe Meile breit ist; das

entgegengesetzte Ufer ist höher; den Fluß aufwärts hat man die Aussicht auf den engen Kanal, wo die Gewässer, überall Widerstand findend, schäumend hoch in die Luft spritzen.

Ein junger Brasilianer, ein Geschäftsmann, wohnte mit seiner Frau hier im Dorfe und da er auch den Fluß aufwärts reisen wollte, so beschloßen wir, zusammen reisen. Am nächsten Morgen brachen wir also auf und fuhren längs des Ufers bis in die Nähe des Wasserfalles, wo wir durch den aufspritzenden Schaum und über Wasserwirbel in eine enge Bucht gelangten. Hier wurde das Kanoe ausgeladen, das ganze Gepäck auf wilden Pfaden durch den Wald getragen, und das Kanoe um einen vorspringenden Punkt herumgezogen, wo nun die Heftigkeit des Stromes und die wogenden Wellen des Wasserfalles es unmöglich machen, irgend mehr als eine kleine leere oba durchzubringen, was selbst bei diesen seine großen Schwierigkeiten hat.

Der Fußpfad endigte an einem engen Kanal, durch den in der nassen Jahreszeit ein Theil des Flusses fließt; im Sommer ist er jedoch ganz trocken. Wenn dieser Strom nicht wäre, so würde in der nassen Jahreszeit dieses reißende Wasser gar nicht zu passiren sein; denn weungleich der wirkliche Fall des Wassers nicht von Bedeutung ist, so ist doch seine reißende Stärke wohl begreiflich. Die ganze Breite des Flusses mag etwa dreimal so groß sein als die der Themse bei London, auch ist er in der nassen Jahreszeit sehr tief und reißend. Bei dem Fall ist er jedoch in eine enge abschüssige Schlucht zusammengebrängt, deren Breite kaum noch der des mittleren Bogens bei London Bridge gleich kommt. Hieraus geht schon die Unmöglichkeit, einen solchen Kanal aufwärts zu befahren, hervor. Es

sind hier ungeheure Strudel, die große Kanoes verschlingen; die Wasser rollen wie die Wogen des Oceans und spritzen in Intervallen vierzig bis fünfzig Fuß hoch in die Luft, wie wenn große Explosionen unter dem Wasser stattfänden.

Jetzt erschienen die Indianer mit unserm Kanoe und brachten es unter Beistand von noch einem Duzend herbeigekommenen Indianern über die seichten Stellen, wo die Heftigkeit des Stromes weniger groß ist. Dann kam ein anderer schwieriger Punkt und wir zogen wieder in den Wald mit der Hälfte unsrer Indianer, die das Gepäck trugen; die übrigen brachten das Kanoe weiter. So waren noch mehrere gefährliche Stellen zu passiren, und wir mußten noch zweimal landen und zu Lande weiter ziehen, das letztemal eine ziemlich beträchtliche Strecke. Gleich über dem Hauptfall erweitert sich der Fluß zu einer Art von See, aus dem eine Anzahl felsiger Inseln hervorragen, die wieder eine Menge kleiner Wasserfälle und Schnellen erzeugen. Da wir jedoch Indianer in hinlänglicher Anzahl bei uns hatten, passirten wir alle diese Gefahren bis kurze Zeit nach Mittag und erreichten nun eine Malocca, wo wir den Nachmittag verweilten, die Schäden und Risse an unsern Palmmatten und Tolda's ausbesserten, unser Kanoe reinigten, unsere Ladung darin wieder in Ordnung brachten, und Alles bereit machten, um am nächsten Morgen wieder aufzubrechen.

Nach zwei Tagen erreichten wir ein anderes Dorf, genannt Iuleira Picóma oder Salzplaz, wo wir einen Tag ruheten. Gottlob befand ich mich hier beträchtlich wohler, was ich, wie glaube, meiner Hungerkur, die ich als letztes Hülfsmittel angewandt hatte, verdankte; ich hatte nämlich zwei Tage lang täglich nur einmal etwas

Mehlbrei genossen. In anderthalb Tagen erreichten wir von Iukaira aus Jauarita, ein Dorf das grade unterhalb der Lagoeira gleichen Namens, der zweiten großen Strömung am Maupés liegt. Hier hatten wir beschlossen, einige Tage zu rasten und dann zurückzukehren, da der Lagoeira gefährlich zu passiren und der Fluß oberhalb auf viele Tagereisen weit eine Reihenfolge von Wasserfällen und Strömungen ist, welche die Reise zu dieser Jahreszeit im höchsten Grade beschwerlich und unangenehm machen. Wir brachten also unsre Kanoeladung in ein Haus oder vielmehr in einen Schuppen, der zur Bequemlichkeit der Handelsleute hergestellt ist; wir ließen ihn reinigen und machten es uns dann bequem darin, was uns sehr wohl that nach den Anstrengungen, denen wir uns unterziehen mußten, um diesen Platz zu erreichen. Dann machten wir einen Spaziergang nach der Malocca, um dem Tuschau einen Besuch abzustatten. Dieses Haus war ein in seiner Art stattliches Gebäude, etwa hundert und fünfzig Fuß lang, fünf und siebenzig Fuß breit und fünf und zwanzig Fuß hoch; das Dach und die oberen Balken waren ganz geschwärzt von dem Rauch vieler Jahre. Außerdem befanden sich hier noch etwa ein Duzend Privathütten, die ein kleines Dorf bildeten. Ringsherum standen eine Anzahl von Pupuaha-Palmen, deren Früchte ein wichtiger Theil der Nahrung dieses Volkes ist; sie fangen jetzt eben an reif zu werden. Der Tuschau war ein Mann von sehr respectabelm Aussehen, er war ein Besitzer von einem Paar Hosen und einem Hemd, die er zu Ehren weißer Gäste anzog. Senhor L. behauptet jedoch, er sei einer der größten Schlauchpfe am Fluß und will ihm nicht trauen, wie er es doch bei den meisten andern Indianern thut. Er nimmt es wohl

auf, wenn man ihn Calistio nennt, und mir gefiel seine wohlwollende Miene und seine würdevolle Manier. Er soll im Besitz großer Reichtümer sein, die aus Lucas-Bäumen und Federn bestehen, die er bei seinen Kriegen gegen die Makús und andere Stämme an den unterworfenen Flüssen erwarb; doch zeigt er sie den Weißen nicht, aus Furcht, sie möchten ihn dahin bringen, sie zu verkaufen. Hinter der Malocca fand ich zu meinem Erstaunen einen breiten guten Weg, der durch den Wald nach mehreren Mandioccas führte. Am folgenden Morgen ging ich früh mit meinem Netz aus, den Wald zu besuchen und fand, daß er, trotz der Jahreszeit, eine gute Ausbeute an Insekten versprach. Ich war sehr erfreut, den schönen, hellgeflügelten Schmetterling hier zu finden, eine Abart der Esmeralda, den ich so selten bei Javita erhalten konnte. Auch fand ich noch ein Exemplar derselben Gattung, das mir noch ganz unbekannt war. Eine vollgefärbte Acrana, die ich zuerst bei Juleira angetroffen hatte, war hier sehr häufig.

In einer Höhlung, in der Nähe eines kleinen Stromes, der den Weg durchschnitt, traf ich auch auf die sonderbare Palme, die „Paxiuba carrigoda“ (die dickbäuchige Paxiuba). Es ist ein schöner, langer aber dünner Baum mit einer Spitze von sehr elegant gekräuselten Blättern. An der Basis des Stammes ist eine conische Masse von Luftwurzeln, die fünf oder sechs Fuß hoch mehr oder weniger bei allen Arten dieser Gattung entwickelt sind. Aber die sonderbare Eigenthümlichkeit, von der er auch seinen Namen hat, ist die, daß der Stamm etwas über der Hälfte seiner Höhe plötzlich um das Doppelte seiner früheren Stärke und noch mehr anschwillt, und dann, eine kurze Strecke

weiter hinauf, sich wieder zusammen zieht und cylindrisch fortgeht bis an die Spitze. Nur wenn man eine große Anzahl dieser Bäume sieht, die alle mehr oder weniger diese Eigenthümlichkeit zeigen, kann man glauben, daß es nicht ein zufälliger Umstand bei einem Baum, sondern der wirkliche wahre Character dieser Species ist. Es ist der *Iriastea ventricosa* des Martius.

Ich suchte mir hier einige Jäger und Fischer zu verschaffen, was mir aber nicht recht gelang. Ich erlangte ein paar Fische und dann und wann einen Vogel. Ein merkwürdiger Vogel, genannt Anambé, flog in Schaaren um die Pupuhah-Palmen herum; doch glückte es mir erst nach vielen Versuchen einen davon zu schießen, wo es sich dann zeigte, wie ich vorausgedacht, daß er ganz verschieden von dem *Gymnoderus nudicollis* war, dem er im Flug sehr ähnlich, der aber am Rio Negro sehr gemein ist. Ich ging noch mehrmals darauf aus, einen zu schießen, es gelang mir aber nicht; denn obgleich sie nur kurze Flüge haben, so bleiben sie doch kaum einen Augenblick in Ruhe. In der Nähe der Häuser gab es viele Trompeter- und Curassow-Vögel und jene schöne Papageienart, die Anacás (*Dorotypus accipitrinus*), die alle in vollkommener Freiheit umhergehen und fliegen, aber immer wieder zurückkehren, um sich füttern zu lassen. Die Kaupés Indianer haben viel Freude daran, Vögel und Thiere aller Art aufzuziehen, und sie haben viel Erfolg dabei.

Wir blieben hier eine Woche lang, und ich ging täglich, wenn nicht sehr nasses Wetter war, in den Wald und brachte gewöhnlich auch etwas Interessantes mit. Oftmals begegnete ich auch Truppen von Weibern und Kindern, die von andern Mandiocca's kamen, oder dahin zurückkehrten. Zuweilen liefen sie ins Dickicht,

bis ich vorüber war, zuweilen blieben sie nur an einer Seite des Weges, stehen mit einer Art schamhafter Furcht bei Begegnung eines weißen Mannes im Zustand vollständiger Nacktheit, da sie wissen, daß das uns fremd ist. In der Nähe des Dorfes aber, beim Füllen der Wassertöpfe und beim Baden im Fluß dicht an unserer Wohnung sind sie ganz unbefangen — wie Eva — nackt und ohne Scham. Einige waren wohl zu dick, die meisten derselben aber hatten herrliche Gestalten, und viele von ihnen waren sehr hübsch. Des Morgens, vor Tageslicht waren alle auf und kamen an den Fluß, um sich zu waschen. Es ist das die kühlste Stunde des Tages, und wenn wir uns tiefer einhüllten in unsre Decken, konnten wir schon das Plätschern und Plätschern dieser frühen Bader vernehmen. Regen oder Wind ist ihnen ganz gleich; ihr Morgen-Bad wird nie ausgesetzt. — Fische waren hier selten, und wir waren fast immer genöthigt von Geflügel zu leben, und obgleich solches recht gut schmeckt, wenn es wohlgespißt, gebraten und mit einer Sauce übergossen ist, so ist es doch einfach gekocht oder gedämpft und immer so zubereitet und ohne Gemüse fast geschmacklos. Ich war jetzt so die Lebensart in dieser Gegend gewöhnt, daß ich, wie Jeder hier, Fische allen anderen Nahrungsmitteln vorzog. Man bekommt sie nie überdrüssig, und ich muß wiederholen, daß die Fische auch nirgend in der Welt besser sind als hier. Unser Geflügel kam uns in Angelhaken oder in Salz bezahlt, Stück für Stück etwa auf einen Penny, so daß sie hier kein so theures Nahrungsmittel sind, wie in der Heimath. Wenn Jemand seine Haken, sein Salz und andere Dinge in Para kaufte, wo es nicht halb so theuer ist, als in ----- so würde der Preis eines Vogels noch nicht

etnen halben Penny erreichen; bei Fischen, Pacovas und anderen Gewaaren, welche das Land erzeugt, findet dasselbe Verhältniß statt. Ein Korb voll Mehl, der für eine Person ganz gut einen Monat ausreicht, wird etwa drei Pence kosten, so daß ein Mann mit geringem Aufwand genug zu leben haben kann. Die Indianer hier machen ihr Mandioca-Brod sehr verschieden, und viel besser als die am jenseitigen Ufer. Der Hauptbestandtheil desselben ist Tapioca, den sie mit einem kleinen Theil der präparirten Mandioca-Wurzel vermischen und daraus weiße, weiche und körnige Kuchen bilden, die, wenn man sich etwas daran gewöhnt hat, sehr angenehm schmecken, so daß sie von den weißen Handelsleuten am Flusse sehr gesucht ist. Mehl genießen sie fast nie, sondern bereiten es nur zum Verkauf, und wenn sie den Tapioca-Extract, den reinen flebrigen Theil der Wurzel für ihr Brod ausgezogen haben, so vermischen sie den Rückstand mit etwas frischer Mandioca, um Mehl zu machen; natürlich ist dies eine sehr geringe Qualität; doch der Zustand des Ackerbaues am Rio-Negro ist so, daß die Stadt Barra in großen Massen von diesem von den Indianern verschmähten Nahrungsmittel abhängt und von diesen mehrere Tausend Alpaciras jährlich verkauft und das meiste dorthin versandt wird. Das Hauptnahrungsmittel dieser Indianer sind Fische, und wenn sie weder diese noch Wild haben, so kochen sie eine Quantität Pfeffer und tauchen ihr Brod da hinein. An verschiedenen Orten, wo wir anhielten, wurde dies unsern Leuten geboten, und sie aßen getrost dieses äußerst brennende Gericht. Nams und süße Kartoffeln giebt es hier in Ueberfluß und mit Pacovas bilden sie eins ihrer Hauptgerichte. Dann haben sie köstliche Getränke, die sie aus den Früchten

der Affai, der Braccaba und der Patava-Palmen, sowie aus mehreren anderen Früchten bereiten.

Der große Saubas und weiße Ameisen sind bei Gelegenheiten ein großes Luxus, und wenn sonst nichts in der naßen Jahreszeit zu haben ist, so essen sie große Würmer, die, wenn das Erdreich, in dem sie leben, überfluthet ist, auf die Bäume kriechen und ihre Wohnung in den hohlen Blättern einer Spezies von *Tillandria* nehmen, wo man sie oft zu tausenden aufgehäuft findet. Es ist auch nicht allein der Hunger, der sie zwingt diese Würmer zu essen, denn sie kochen sie zuweilen mit Fischen, um diesen einen Extra-Beigeschmack zu geben.

Um Caxiri zu ihren Festen zu bereiten, brauchen sie große Mengen von Mandioca. Da ich einen regelmäßigen Tanz noch nicht gesehen hatte, so bat Senhor L. den Tuschaua, Caxiri zu bereiten und seine Freunde und Vasallen einzuladen, damit sie die weißen Fremden sähen. Er sagte bereitwillig zu, und da wir in zwei oder drei Tagen abreisen wollten, so sandte er sogleich einen Boten herum nach den Häusern der Indianer in der Nähe, um sie um die Ehre ihrer Gesellschaft zu bitten und den Tag zu bestimmen. Da die Zeit nur so kurz war, so konnten nur die aus der unmittelbaren Nachbarschaft eingeladen werden.

Am bezeichneten Tage wurden zahlreiche Vorbereitungen getroffen. Die jungen Mädchen kamen früh des Morgens an den Fluß, ihre Wasserkrüge zu füllen, zur Zubereitung des Caxiri. Des Vormittags waren sie beschäftigt, rund um die Malocca zu gähen, mit Wasser zu sprengen und im Innern zu segnen. Die Weiber brachten trocknes Holz zu den Feuern, und die jungen Männer waren in Gruppen zerstreut und flochten

Strohkränze oder brachten andere Theile ihres Schmuckes in Ordnung. Als ich Nachmittags aus dem Walde kam, fand ich mehrere bei der Operation des Bemalens, die andere bereits vollendet hatten. Die Weiber hatten sich selbst oder eine die andere bemalt und kleine Flecken von schwarz und roth auf dem ganzen Körper gemacht, einige Kreise und krumme Linien waren an den Hüften und an den Brüsten gezogen, während im Gesicht runde Flecken von hellem Vermillion die vorherrschende Mode zu sein schlen. Der Saft einer Frucht, die dunkel purpurrothe Flecken macht, wird oft auf den Hinterkopf und den Nacken gegossen, was ihnen nach ihrer Meinung ohne Zweifel ein ganz elegantes Ansehen giebt. Diese gefleckten Schönheiten waren jetzt genöthigt, dieselbe Operation bei ihren Ehemännern und ihren Liebhabern zu verrichten, von denen einige stehend, andere sitzend, ihren schönen Künstlerinnen Anweisung gaben, wie sie die Linien und Tinten nach ihrem Geschmack anlegen sollten.

Wir nahmen unsere Abendmahlzeit etwas früher, so gegen Sonnenuntergang ein, und hatten sie eben beendigt, als ein Bote ankam, um uns zu berichten, daß der Tanz begonnen habe, und daß der Tuschaua ihn gesandt habe, uns einzuladen. Wir begaben uns also nach der Malocca und wurden beim Eintritt in die Privatwohnung am runden Ende vom Tuschaua, der mit Hemd und Hosen bekleidet war, höflich empfangen und eingeladen, auf den Raqueiras Platz zu nehmen. Nach einigen Minuten der Unterhaltung wandte ich mich um, nach dem Tanz zu sehen, der im Innern des Hauses in dem großen aufgeräumtem Plaze um die zwei Mittelpfeiler aufgeführt wurde. Eine Gesellschaft von etwa fünfundzwanzig Männern mittleren

Alters tanzte, indem sie einen Halbkreis bildeten und die linke Hand eines Jeden auf der rechten Schulter seines Nachbarn ruhte. Sie waren alle vollständig mit ihrem Federschmuck angethan und ich sah hier zum erstenmale die Kopfbedeckung, den *Mangatara*, auf den sie hohen Werth legen. Er besteht aus einem Kranz von rothen und gelben Federn in regelmäßiger Anordnung, der an einem starken gewebten oder geflochtenen Bande befestigt ist. Die Federn sind sämmtlich vom Bug des großen rothen *Malow*, aber es sind nicht die natürlichen Federn des Vogels; denn diese Indianer besitzen die merkwürdige Kunst, die Farben der Federn vieler Vögel zu verändern.

Sie rupfen die Federn, die sie zu verändern wünschen, aus und impfen in die frische Wunde die milchige Ausscheidung aus der Haut eines kleinen Frosches oder einer Kröte. Die Federn, welche dann wieder nachwachsen, sind prächtig gelb oder orangenfarbig ohne Beimischung von Blau oder Grün, was die natürliche Farbe des Vogels ist; wenn sie dann von Neuem ausgerupft werden, so sollen sie auch ohne Wiederholung der Operation wieder von derselben Farbe zum Vorschein kommen. Sie erneuern sich aber nur sehr langsam und zu einem Kopfschmuck gehört eine große Anzahl derselben; — das ist der Grund, weshalb die Eigenthümer derselben sie so hoch schätzen und sie nur in der größten Noth veräußern.

Am Ramm ist eine schöne breite Feder aus dem Schwanz des weißen Reiher, oder, jedoch viel seltener, aus dem des großen *Harpyen-Adlers*. Diese sind groß, schneeweiß, schwankend und flaumig, an Schönheit fast einem Federbusch aus weißen Straußfedern gleichend. Die Indianer halten diese stattlichen Vögel in offenen

Häusern oder großen Käfigen und füttern sie mit kleinem Geflügel, (von denen sie täglich zwei Stück verzehren werden), bloß um diese Federn zu erhalten. Da diese Vögel aber selten, und die Jungen nur schwierig aufzuziehen sind, so besitzen nur Wenige diesen Schmuck. Am Ende der aus Affenhaare gemachten Kammschnur hängen den Rücken herab und sind in die Ohren gesteckt die kleinen Flaumfedern, ausgeschmückt mit kleinen andern Federn, was zusammen der Kopfbedeckung einen ganz imposanten und eleganten Anblick giebt. Alle diese Tänzer trugen auch den cylindrischen Stein von beträchtlicher Größe, die Halschnur aus weißen Perlen, den Gürtel von langen Zähnen, die Beingürtel und die Knöchel-Rasseln. Sehr wenige trugen außerdem noch einen weit merkwürdigeren Schmuck, dessen Beschaffenheit mich vollständig in Erstaunen setzte: es war entweder eine Halschnur oder ein runder Ring vorn auf dem Kopfe, der aus merkwürdig gekrümmten Stücken von weißer, ins zarteste Rosa überspielender Farbe bestand und fast wie Muschel oder Emaille aussah. Sie sagten, daß sie dieselben von den Indianern an dem Papurá und an andern Flüssen bekämen, doch seien sie sehr kostspielig, drei oder vier Stück kosteten ein Agt. Es schien mir, als seien es kleine, aber vollkommen regelmäßige Theile von der Lippe einer großen Muschel; doch waren sie so regelmäßig in Größe und Gestalt, daß ich wieder bezweifelte, daß sie von Muscheln seien, oder daß sie von Indianer gemacht sein könnten.

In den Händen hatten sie eine Lanze oder ein Pfeilbündel oder die bemalte Kalabass-Rassel. Der Tanz bestand bloß aus einem tactmäßigen Seitenschritt, während der ganze Körper sich im Kreis herumdrehte; das gleichzeitige Stampfen mit dem Fuße, das Rasseln und

Anschlagen des Beinschmuckes und der Kalabassen nebst dem Gesang, der aus wenig Worten bestand, die in tiefen Tönen wiederholt wurden, brachte eine sehr kriegerische und begeisternde Wirkung hervor. Zu gewissen Zeiten traten die jungen Weiber mit ein, jede zwischen zwei Männer, deren Taille sie umfaßten, dabei den Kopf vorwärts zwischen deren ausgestreckte Arme neigend, was, da sie alle kleiner Natur waren, sehr leicht anging; sie behielten ihre Plätze bei ein oder zwei Stunden, dann verließen sie ihn bei einem gewissen Zeichen und zogen sich auf ihre Sitze auf Stühlen oder am Boden zurück, bis die Zeit wieder kam, da sie sich wieder unter die Tänzer stellten. Der größte Theil von ihnen trug die „Tanga,“ d. i. eine kleine Schürze von künstlichen Perlen, einige waren jedoch ganz nackt. Mehrere trugen auch große cylindrische kupferne Ohrringe, die so gepußt waren, daß sie wie Gold glänzten. Dieses und die Gürtel machten ihren ganzen Schmuck aus. — Halschnuren, Armbänder und Federn gehören sich einzig und allein für die Männer. Die Malerei, mit der sie ihren ganzen Körper verzieren, machte einen sehr guten Effect und gab ihnen meistens das Ansehen, als ob sie bekleidet wären, und darauf schienen sie es auch abgesehen zu haben; und wenn auch viele von denen, die nicht selbst Zeugen eines solchen Schauspiels gewesen sind, geneigt sein möchten mir das abzustreiten, so kann ich doch nur bei meiner Meinung beharren, daß die durchsichtige und fleischfarbige Bekleidung unserer Theatertänzerinnen weit mehr den Anstand Verleghendes hat, als die vollständige Nacktheit dieser Töchter des Waldes.

Auf dem offenen Raum außer dem Hause tanzte eine Parthie der jungen Männer und Knaben, die das

vollständige Kostüm nicht besaßen. Sie begannen jedoch bald den sogenannten Schlangentanz. Aus Zweigen und Büschen, die sie mit Sipos zusammenbanden, hatten sie zwei große künstliche Schlangen von dreißig bis vierzig Fuß Länge und etwa einem Fuß Stärke gemacht. Den Kopf hatten sie aus einem Bündel von Blättern der Umbrübe (*Cicropia*) gebildet und mit glänzend rother Farbe bemalt, so daß sie ganz furchtbar aussehenden Ungeheuern glichen. Sie theilten sich dann in zwei Partien von je zwölf oder fünfzehn und begannen ihren Tanz, indem sie die Schlangen auf ihre Schultern erhoben.

Beim Tanz bildeten sie die wellenförmigen Bewegungen der Schlangen nach, den Kopf erhebend und den Schwanz windend. Sie rückten bald gegen einander, und zogen sich dann wieder zurück, bald hielten sie sich nebeneinander und kamen dabei der Hauptthüre des Hauses immer näher. Endlich brachten sie die Köpfe der Schlangen wirklich in die Thüre, zogen sich aber immer noch mehrmals wieder zurück. Im Innern hatten sie indeß ihren ersten Tanz beendet, und die Schlangen stürzten nun, nachdem sie sich noch mehrmals genähert und wieder zurückgezogen hatten, plötzlich herein und zogen die eine rechts, die andere links an den Seiten hin. Immer noch gingen sie einmal vorwärts bald wieder einen Schritt zurück, bis sie sich endlich, jede einen Halbkreis beschreibend, Angesicht zu Angesicht gegenüber standen. Hier schienen die zwei Schlangen geneigt, sich einander zu bekämpfen, und erst nach mehrmaligem Zurückziehen und Schwingen des Kopfes und Schwanzes konnten sie übereinkommen, bei einander vorbeizustürzen. Nach noch ein oder zwei Runden zogen sie sich wieder aus dem Haus heraus und der

Tanz, der augenscheinlich alle Zuschauer sehr ergötzt hatte, war beendet.

Während dieser ganzen Zeit war Cagiri immer in Ueberfluß dargeboten worden, indem drei Männer beständig beschäftigt waren, ihn den Gästen zuzubringen. Sie kamen hintereinander in der Mitte des Hauses her mit einer großen gefüllten Kalabasse in jeder Hand, bogen sich halb herab in einer Art laufenden Tanzes und machten ein sonderbares, summandes Geräusch der Eile; wenn sie dann die Thüre erreicht hatten, trennten sie sich nach beiden Seiten und boten ihre Kalabassen Jedem, der zu trinken wünschte, dar. In ein oder zwei Minuten waren sie alle geleert und ihre Träger kehrten zurück, sie zu füllen und brachten sie dann wieder, jedesmal in derselben eigenthümlichen Weise, die augenscheinlich als Etiquette der Cagiri-Diener feststeht. Da jede dieser Kalabassen mindestens zwei Quart hält und es die ganze Nacht so fortgeht, so muß die getrunkene Quantität sehr groß sein.

Jetzt trat der Capi herein, von dem ich schon durch Senhor L. gehört hatte. Es war ein alter Mann, der jetzt mit einem großen frisch bemalten, irdenen Topf vortritt und denselben in der Mitte des Hauses niedersezt. Dann lauert er sich vor denselben, bewegt ihn herum und nimmt zwei kleine Kalabassen voll heraus und hält sie mit beiden Händen in die Höhe. Nach einer augenblicklichen Pause traten zwei Indianer mit Bogen und Pfeilen oder mit Lanzen hervor. Jeder nimmt das dargebotene Gefäß, trinkt und verzerrt das Gesicht, denn es ist außerordentlich bitter, und steht vielleicht eine halbe Minute regungslos da, dann fahren sie plötzlich auf, ergreifen ihre Bogen, schwingen

die Lanzen, stampfen mit den Füßen und kehren nach ihren Sitzen zurück. Die kleinen Bowlen werden wieder gefüllt und zwei andere folgen jenen in derselben Manier. Einige werden jedoch noch mehr erregt, laufen wüthend mit der Lanze herum, als wenn sie einen Feind tödten wollten, stoßen ein wildes Geschrei aus und stampfen, blicken schrecklich kriegerisch um sich und kehren dann, wie die anderen, ruhig auf ihre Plätze zurück. Die meisten von ihnen erhalten von den Zuschauern Beifallsbezeugungen, die auch zuweilen während des Tanzes gegeben werden.

Das Haus faßte zu dieser Zeit wenigstens dreihundert Männer, Weiber und Kinder; das Gemurmel des Gesprächs dauerte in einem fort, fünfzig kleine Pfeifen und Flöten tönnten beständig darin, jede nach eigener Weise geblasen, so daß ein nicht sehr harmonisches Ragencconcert entstand. Nachdem es dunkel geworden, wurde ein großes Feuer in der Mitte des Hauses angezündet. Wenn dieses nun von Zeit zu Zeit hoch aufflackerte und die bemalten und besiederten Tänzer und die zahlreichen fremdartigen Gruppen, die in allen möglichen Stellungen und Lagen im großen Hause herum zerstreut waren, beleuchtete, da hätte ich wohl einen geschickten Maler hier haben mögen, der diese neue, pittoreske und interessante Scene aufnehmen konnte. Auch außerhalb des Hauses waren mehrere Feuer angebrannt und die jungen Männer und die Knaben amüsirten sich dabei, gerade wenn sie recht aufflackerten, darüber hinweg zu springen, ein Unternehmen, das bei ihren nackten Körpern ziemlich gefährlich schien. Da wir jetzt etwa drei Stunden zugehoben hatten, so wollten wir dem Zuschaua Adieu sagen, um uns nach Hause zurück zu ziehen, da ich mich nicht sehr geneigt

fähste, mit ihnen die ganze Nacht aufzubleiben. Wir fanden ihn mit ein paar Gästen beim Rauchen, das auch bei solcher Gelegenheit in sehr ceremoniöser Weise ausgeführt wird. Die Cigarre, acht oder zehn Zoll lang und ein Zoll stark, wird von klarem und trockenem Taback gemacht, der in einen Cylinder, bestehend aus einem großen, spiralförmig gewundenen Blatte, gestopft wird. Sie wird in einen Cigarrenhalter gesteckt, der etwa zwei Fuß lang ist und aussieht wie eine große zweizinkige Gabel. Am Ende ist er zugespitzt, so daß er, wenn er nicht gebraucht wird, in den Boden gesteckt werden kann. Diese Cigarre wurde uns angeboten und Senhor L. that einige Züge für uns beide, da er ein starrer Raucher ist. Der Cagiri war außerordentlich gut, (obgleich der Mandiocca-Ruchen, aus dem er bereitet ist, von einer Anzahl alter Weiber gekaut wird) und ich erfreute die Gemahlin des Tuschaua sehr dadurch, daß ich die von ihr mir dargebotene Kalabasse leerte, und ihr sagte, er sei „purangareté“ (ausgezeichnet). Dann sagten wir „Eré“ (Adieu) und tappten den holperigen Weg nach unserm Haus am Ufer des Flusses herunter, um uns von dem rauhen Murmeln des Cataract in Schlaf singen zu lassen. Am nächsten Morgen dauerte das Tanzen noch fort, als aber gegen neun Uhr der Cagiri bald zu Ende ging, wurde er geschlossen und die Gäste nahmen Abschied.

Während des Tanzes war Bernardo, ein Indianer aus St. Jeronymo, vom Rio Apazoris angekommen. Senhor L. hatte seinen Sohn (der uns begleitet hatte) als Boten zu ihm entsandt, um uns durch ihn einige indianische Knaben und Mädchen zu verschaffen, und jetzt kam er, um über das Geschäft zu sprechen. Dieses Verschaffen besteht nehmlich darin, daß man einen An-

griff auf irgend eine Malocca eines anderen Stammes macht und alle gefangen nimmt, die nicht entweichen oder nicht getödtet werden. Senhor L. war oft bei solchen Expeditionen und war zuweilen nur mit genauer Noth der Lanzen und vergifteten Pfeilen entgangen. Zu Ananásragicómo befand sich ein Indianer, dessen eine Schulter nebst einem Theil des Rückens eine schreckliche Narbe zeigte, die Wirkung eines Schusses von Senhor L. auf ihn, da er sich eben nach Bogen und Pfeilen umsehen wollte; jetzt sind sie sehr gute Freunde und machen Geschäfte mit einander. Die „Negorianten“ so wie die angesehensten Leute in Barra und Para fordern die Händler unter den Indianern auf, ihnen Knaben oder Mädchen zu verschaffen, und wissen recht wohl, auf welche Weise sie nur erlangt werden können; die Regierung authorisirt sogar gewisser Maßen diese Praktiquen. Zur Entschuldigung dessen läßt sich wohl auch Einiges sagen; die Indianer nämlich, vorzüglich die Eingeborenen am Ufer dieses Flusses, an den entferntesten Einbuchtungen, sind nämlich stets kriegsbereit gegen einander, bald um der Waffen und Schmudfsachen willen, bald aus Rache irgend einer wirklichen oder nur eingebildeten Beleidigung, und dann tödten sie alle, die sie erreichen können, mit Ausnahme von einigen jungen Mädchen, die sie ihren Weibern mitbringen. Die Hoffnung, sie an Handelsleute zu verkaufen, veranlaßt sie, viele zu verschonen, die sonst gemordet wurden. Diese werden nun auf eine gewisse Stufe der Civilisation gebracht (ich möchte gerade nicht behaupten, daß sie dadurch etwa besser oder glücklicher würden, als sie in ihren heimischen Wäldern sind) und verlassen, selbst, wenn sie zuweilen schlecht behandelt werden und trotzdem daß sie frei sind und es thun können, doch

selten, wenn sie sehr jung erhalten wurden, ihre Herrn. Senhor L. war von zwei Seiten in Barra, selbst vom Delegarde de Policia, aufgefordert worden, ihnen ein indianisches Mädchen zu liefern, und da dieser Bernardo ein alter Geschäftspracticus war, so waren sie dahin übereingekommen, daß L. ihm Pulver und Blei (denn er hatte ein Schießgewehr) liefern und außerdem Etwas geben sollte, um andere Indianer für ihren Beistand zu bezahlen und selbst, wenn sich die Gelegenheit darbieten sollte, ein kleines Geschäftchen zu machen. Spätestens in vierzehn Tagen wollte er zurückkehren und wir sollten in St. Jeronymo auf ihn warten.

Der Lufthaua kam fast tagtäglich, uns einen Besuch abzustatten, etwas zu schwagen und zuweilen eine Tasse Kaffee zu trinken.

Seine Frau und einige von seinen Töchtern, die eine Saca besaßen, kamen auch öfters und brachten uns Pacovas, Mandioca, Kuchen und andere Dinge, wofür sie aber stets Bezahlung erwarteten. Wir kauften hier eine ziemliche Menge von Schemeln und Körben, die das Stück fünf oder sechs Angelhaken kosteten; auch Papagelen, Trompetervögel und anderes zahmes Geflügel. Gleich bei unsrer Ankunft waren sämtliche Einwohner uns zu besuchen gekommen, indem sie sehen wollten, was wir zu verkaufen mitgebracht hätten, daher breiteten wir unsern ganzen Vorrath von Angelhaken, Messern, Aexten, Spiegeln, Perlen, Pfeilspitzen, Kattun und Calico vor ihnen aus; sie befühlten und bewunderten Alles fast zwei Stunden lang, in einer Sprache sich ausdrückend, die wir nicht verstanden. Es ist nothwendig, eine solche Ausstellung in jedem Dorfe zu machen, da sie nicht zu kaufen bringen, bevor sie nicht wissen, daß man ein für sie brauch-

bares Tauschmittel hat. — Zwei Tage nach dem Tange sagten wir Jaurite Adieu und erreichten um Mittag Jufetra, wo wir wieder eine Woche verweilen wollten. Hier war kein eigentliches Haus zur Bequemlichkeit der Reisenden und wir mußten einen unbefestigten Schuppen, den der Tuschaua für uns hatte zurecht machen lassen, in Besitz nehmen. Bald merkten wir, daß wir hier einem, in indianischen Häusern sehr häufig vorkommenden Uebel, „bichos do pé“ oder den Chegues ausgesetzt waren. Und dies war noch nicht Alles, denn die blutsaugenden Kledermäuse waren in Ueberfluß vorhanden und gleich in der ersten Nacht bissen sie Senhor L. und dessen kleinen Knaben, der Morgens einen gräßlichen Anblick darbot, da beide Beine desselben dick mit schwarzem Blute beschmiert waren. Es war zwar nur ein Biß an der Zehe, aber das Blut floß reichlich und da der Knabe in der Nacht sehr unruhig war, so hatte er sich die erwähnte Blutung zugezogen. Auch mehrere von den Indianern waren gebissen worden; aber ich kam frei durch, da ich die Füße stets sorgfältig in die Decke wickelte.

Die Wege in den Wald waren hier nicht so gut als die zu Jaurite, so daß ich nur sehr wenige Insekten erhielt; doch waren die Indianer etwas besser darin, daß sie mir Vögel und Fische brachten. —

Mehrere Indianer von der Covea-Nation, die beträchtlich weiter oben am Flusse ihren Sitz haben, hielten sich jetzt hier auf. Sie zeichneten sich dadurch aus, daß in ihre Ohrläppchen ein so großes Loch gebohrt war, daß man ein Stück Holz, von der Größe des Stöpsels einer gewöhnlichen Weinflasche, hineinstecken konnte. Als wir in ihr Haus eingetreten waren, setzten sie uns geräucherten Fisch und Mandiocca-Kuchen auf

dem Boden vor, was, wie Senhor L. berichtet, die allgemeine Sitte der Indianer am oberen Lauf des Flusses ist, wo sie noch keinen ihrer ursprünglichen Gebräuche durch den Verkehr mit Weißen verloren haben. Senhor L. hatte eine Quantität „Coroa“ (Die Fasern einer Art Bronzelie, dem Glash sehr ähnlich) gekauft, und ließ diese und mehrere andere Indianer daraus Faden drehen, was bei ihnen so geschieht, daß sie den Faden auf der Brust drehen, und dann aus diesen feine wohlgedrehte Schnuren, aus denen die Maquetras geflochten werden. Jeder machte in zwei oder drei Tagen einen Anaul Schnuren von ein viertel Pfund Gewicht für eine Schale Salz oder ein halb Duzend Angelhaken und damit waren sie sehr zufrieden.

Senhor L. war hier förmlich ein Märtyrer der Chegoes, indem er häufig zehn oder ein Duzend an einem Tage herauszog, wodurch seine Füße so voll Löcher und Wunden waren, daß er nur mit Schmerzen gehen konnte; grade so war es mir zu Cabati und Javita auch gegangen. Diesmal kam ich jedoch ziemlich gut davon und hatte selten mehr als zwei oder drei auf einmal herauszuziehen, was ich theilweise wenigstens wohl den Umständen zu verdanken hatte, daß ich sehr viel im Walde war, und daß ich zu Hause immer Schuhe trug. Wenn Jemand nur dann und wann einen oder zwei hat, so ist das eine Kleinigkeit und man ist leicht geneigt, wie ich es selbst lange Zeit that, zu denken, daß die Furcht vor Chegoes ganz unnöthig wäre, und die Berichte von ihren Verfolgungen sehr übertrieben seien. Einer, der so denkt, soll nur erst einmal in diesen Theil des Landes verschlagen werden und im Hause eines Indianers wohnen — er wird bald vollständig belehrt sein.

Nachdem wir hier sechs Tage verweilt und wenig zu thun gehabt hatten, setzten wir unsere Fahrt abwärts nach Sao Jeronymo fort. Am zweiten Tag Morgens erreichten wir Arubaguerra, wo die Malocca Bernardo's gerade über den Wasserfällen liegt. Von diesem Orte führt ein Weg durch den Wald nach dem etwa drei Meilen entfernten Dorf, da wir aber auch hier keine Indianer trafen, die uns beim Uebergang über die Wasserfälle hätten beistehen können, so stellten wir unsere Leute an und ließen einen Theil der Ladung längs derselben fortragen. Am Nachmittage kam Bernardo's Sohn, der vor uns mit einem mit Mehl befrachteten Kanoe zurückgekehrt war, und nun machten wir Alles bereit, um am nächsten Morgen die Wasserfälle zu passieren. Der Fluß war, seit wir von hier aufwärts gefahren waren, ansehnlich gestiegen und hatte einen höhern Stand erreicht, als man seit Jahren sich erinnerte gehabt zu haben; daher waren auch die Wasserstürze gefährlicher. Deshalb zog ich es vor, zwei kleine Büchsen mit den von mir gesammelten Insecten und meine Zeichnungen von Fischen zu mir zu nehmen und durch den Wald zu gehen, da mir der Verlust dieser Dinge unerseßlich war. Der Morgen war schön und ich hatte einen angenehmen Spaziergang, wenn gleich der Weg an mehreren Stellen, wo kleine Bäche ihn durchschnitten, sehr zerrissen war und sich bald steil senkte, bald wieder ebenso aufstieg. Zu Sao Jeronymo angekommen, erwartete ich Senhor L. im Hause des Senhor Augustino, des früher erwähnten jungen Brasilieners, der vor uns von Jauarite mit mehr als hundert Alpueira Mehl zurückgekehrt war. Gegen Mittag entstand ein fürchterlicher Sturmwind mit Regen, in dem Senhor L. Nachmittags ganz durchnäßt mit dem Kanoe anlangte. Er

erzählte mir, daß sie eine höchst gefährliche Fahrt gehabt hätten, ein Theil des Weges, auf dem die Ladung durch den Wald getragen werden mußte, habe auf Brüsttiefen unter Wasser gestanden, und an einigen Stellen sei die Heftigkeit des Stromes so groß gewesen, daß sie große Noth gehabt hätten, um nicht nach dem großen Fall getrieben und da an Felsstücken zerschmettert zu werden.

Hier war ein gutes Haus für Reisende (obgleich ohne Thüren), wir nahmen es in Besitz und richteten uns darin für einen Aufenthalt von acht bis zehn Tagen ein. Das Haus war fast ganz angefüllt von Mehl, Pech, Körben, Schemeln, irdenen Töpfen und Pfannen, Maqueiras u. s. w., auch hatten wir nahe an hundert Stück wilde Vögel, die in zwei großen viereckigen Körben gefüttert worden waren, und die wir jetzt zu unserm großen Vergnügen in Freiheit setzten, außerdem besaßen wir eine große Sammlung zahmer Vögel, Papageien, Makam's, Paropuets (kleine Papageien) u. s. w., die ein unaufhörliches Pfeifen und Geschrei unterhielten, was nicht immer sehr angenehm war. Alle diese Vögel wurden losgelassen und flogen im Dorfe herum, kehrten aber gewöhnlich zur Fütterung zurück. Die Trompeten- und Cuvassow-Vögel spazierten um die Häuser der Indianer herum und kamen oft mehrere Tage lang nicht zum Vorschein, da sie aber vom Neste und zuweilen selbst vom Ei weggenommen waren, so war wenig Gefahr, daß sie in den Wald entwichen würden. Wir hatten neun prächtige kleine Papageien mit schwarzen Köpfen, die jede Nacht von selbst in einen Korb kamen, der für sie zurecht gestellt war, um darin zu schlafen.

Nach dem, was ich an diesem Flusse gesehen hatte, es wohl keine Gegend, die so wie diese es möglich

macht, eine schöne Sammlung lebender Vögel und anderer Thiere anzulegen. Dies und der Wunsch von einem so interessanten und noch so völlig unbekannten Lande mehr zu sehen, veranlaßte mich, nach reiflicher Ueberlegung für jetzt die beabsichtigte Reise nach den Anden aufzugeben und statt dessen den Fluß Laupé's aufwärts, wenigstens bis zu dem Jurupasi (Teufels) Cataract, dem „ultima Thule“ der meisten Handelsleute, zu bereisen, eine Reise von etwa Monatsdauer von seiner Mündung an. Mehrere Handelsleute, die sich in Sao Jeronymo befanden, so wie die einsichtigeren Indianer versicherten mir, daß es in den oberen Districten viele Vögel und andere Thiere gäbe, die in den unteren nicht vorkommen. Was mich jedoch vor Allem anzog, war die Nachricht, daß eine weiße Art des berühmten Schirm-Pfeffervogel dort getroffen werde. Diese Nachricht war von verschiedenen Seiten so bestimmt, daß ich, wiewohl sehr geneigt an der Existenz eines solchen Vogels überhaupt zu zweifeln, mich doch nicht ohne weitere Untersuchung beruhigen konnte, da ich, selbst für den Fall, daß ich ihn nicht finden sollte, doch viele neuen Species zu erlangen hoffen konnte. Das Uebelste war, daß ich erst nach Barra gehen und dann wieder hierher zurückkommen mußte — eine Reise von fünfzehn hundert Meilen —. Doch gab es keinen Ausweg, denn ich hatte einen beträchtlichen Theil von noch nicht geordneten Sammlungen hier und in Guia sowohl als auch noch in Barra zurückgelassen; diese mußten verpackt und nach England gesandt werden, wenn ich sie nicht durch Feuchtigkeit und Insekten zerstören lassen wollte. Außerdem konnte ich eine Reise von mehreren Monaten auf diesem wilden Flusse nicht unternehmen, ohne mit allem Nothwendigen, so wie mit Tauschmitteln für die Indianer,

erzählte mir, daß sie eine höchst gefährliche Fahrt gehabt hätten, ein Theil des Weges, auf dem die Ladung durch den Wald getragen werden mußte, habe auf Brusttiefe unter Wasser gestanden, und an einigen Stellen sei die Heftigkeit des Stromes so groß gewesen, daß sie große Noth gehabt hätten, um nicht nach dem großen Fall getrieben und da an Felsstücken zerschmettert zu werden.

Hier war ein gutes Haus für Reisende (obgleich ohne Thüren), wir nahmen es in Besitz und richteten uns darin für einen Aufenthalt von acht bis zehn Tagen ein. Das Haus war fast ganz angefüllt von Mehl, Pech, Körben, Schemeln, irdenen Töpfen und Pfannen, Maqueiras u. s. w., auch hatten wir nahe an hundert Stück wilde Vögel, die in zwei großen viereckigen Körben gefüttert worden waren, und die wir jetzt zu unserm großen Vergnügen in Freiheit setzten, außerdem besaßen wir eine große Sammlung zahmer Vögel, Papageien, Makam's, Paropuets (kleine Papageien) u. s. w., die ein unaufhörliches Pfeifen und Geschrei unterhielten, was nicht immer sehr angenehm war. Alle diese Vögel wurden losgelassen und flogen im Dorfe herum, kehrten aber gewöhnlich zur Fütterung zurück. Die Trompeten- und Cuvassow-Vögel spazierten um die Häuser der Indianer herum und kamen oft mehrere Tage lang nicht zum Vorschein, da sie aber vom Neste und zuweilen selbst vom Ei weggenommen waren, so war wenig Gefahr, daß sie in den Wald entwichen würden. Wir hatten neun prächtige kleine Papageien mit schwarzen Köpfen, die jede Nacht von selbst in einen Korb kamen, der für sie zurecht gestellt war, um darin zu schlafen.

Nach dem, was ich an diesem Flusse gesehen hatte, giebt es wohl keine Gegend, die so wie diese es möglich

macht, eine schöne Sammlung lebender Vögel und anderer Thiere anzulegen. Dies und der Wunsch von einem so interessanten und noch so völlig unbekannten Lande mehr zu sehen, veranlaßte mich, nach reiflicher Ueberlegung für jetzt die beabsichtigte Reise nach den Anden aufzugeben und statt dessen den Fluß Laupé's aufwärts, wenigstens bis zu dem Jurupasi (Teufels) Cataract, dem „ultima Thulo“ der meisten Handelsleute, zu bereisen, eine Reise von etwa Monatsdauer von seiner Mündung an. Mehrere Handelsleute, die sich in Sao Jeronymo befanden, so wie die einsichtigeren Indianer versicherten mir, daß es in den oberen Districten viele Vögel und andere Thiere giebt, die in den unteren nicht vorkommen. Was mich jedoch vor Allem anzog, war die Nachricht, daß eine weiße Art des berühmten Schirm-Pfeffervogel dort getroffen werde. Diese Nachricht war von verschiedenen Seiten so bestimmt, daß ich, wiewohl sehr geneigt an der Existenz eines solchen Vogels überhaupt zu zweifeln, mich doch nicht ohne weitere Untersuchung beruhigen konnte, da ich, selbst für den Fall, daß ich ihn nicht finden sollte, doch viele neuen Species zu erlangen hoffen konnte. Das Uebelste war, daß ich erst nach Barra gehen und dann wieder hierher zurückkommen mußte — eine Reise von fünfzehn hundert Meilen —. Doch gab es keinen Ausweg, denn ich hatte einen beträchtlichen Theil von noch nicht geordneten Sammlungen hier und in Guila sowohl als auch noch in Barra zurückgelassen; diese mußten verpackt und nach England gesandt werden, wenn ich sie nicht durch Feuchtigkeit und Insekten zerstören lassen wollte. Außerdem konnte ich eine Reise von mehreren Monaten auf diesem wilden Flusse nicht unternehmen, ohne mit allem Nothwendigen, so wie mit Tauschmitteln für die Indianer,

versehen zu sein und das konnte ich nur in Barra erhalten. Ueberdies war zu einer Fahrt stromaufwärts die beste Jahreszeit erst in zwei oder drei Monaten, so daß sich schwerlich etwas thun ließ, wenn ich hier blieb. Die Monate November, December, Januar und Februar heißen die „vasante“, Zeit des niedrigen Wassers, und sind die eigentliche Sommerszeit; dann zeigt der Fluß ein ganz verschiedenes und viel angenehmeres Aussehen, indem er dann überall von schönen sandigen oder felsigen Gestaden begrenzt ist, an denen man zu jeder Stunde mit Bequemlichkeit essen und schlafen kann. Fische sind dann im Ueberfluß vorhanden, Schildkröten einer neuen Gattung sollen am oberen Theil des Flusses auf dem Sand gefunden werden und ihre Eier in Ueberfluß da liegen; die köstlichen Früchte der Baccaba und der Patava Palmen sind dann reif, und Vögel und Insecten ganz leicht zu erhalten. Diese vier Monate hoffte ich daher dort zu verwenden, so daß ich im Stande war, nach Barra und von da nach Para herabzukommen, und noch zu rechter Zeit im Juli oder August nach England zurückzukehren. Hauptsächlich deßhalb beschloß ich ein Jahr früher, als ich erst bestimmt hatte, nach England zurückzukehren, weil ich die Sorge und Aufsicht über die Sammlungen unmöglich Anderen überlassen konnte.

Und da sich nun einmal meine Gedanken nach dieser Seite gewendet hatten, mit welcher Sehnsucht verwellten sie bei den Annehmlichkeiten der Heimath! Wie paradiesisch erschien mir jenes ferne Land! Wie gedachte ich der vielen einfachen Vergnügungen, die ich so lange entbehrt hatte! — Die grünen Felder, die gemüthlichen Wälder, die blumigen Pfade, die schönen Gärten — Alles so unbekannt hier! Wie gedachte ich des Bei-

sammensitzend am traulichen Kamin, des geselligen, rundum von der Familie besetzten Theetisches! Als welcher Luxus erschien mir einfach Brod und Butter — und nun zu denken, daß vielleicht nach einem kurzen Jahr ich mitten unter allen diesen Dingen sein werde! Der bloße Gedanke daran war so wonnig, und machte, daß ich die langen Monate, die mühevollen Stunden, die Beschwerden und Verdrießlichkeiten langwieriger Reisen und was ich Alles erst zu erdulden hatte, vergaß. Ich brachte auf einsamen Spaziergängen Stunden zu und dachte nur an die Heimath; und wie sehnte ich mich in früheren Jahren fort in dieses tropische Land mit halb soviel Stärke, als ich jetzt vorwärts blickte, um wieder zurückzukehren.

Unser Aufenthalt zu Sao Jeronymo zog sich durch das Nichterscheinen von Bernardo in die Länge. Insecten gab es nicht in solcher Fülle, wie selbst zu Jauarite, doch fand ich gewöhnlich auf meinen Spaziergängen etwas und erlangte zwei schöne Arten von Satyridae, die mir noch unbekannt waren. Auf einem kleinen Fleck offenen mit Büschen bewachsenen Landes, etwa eine Meile hinter dem Dorfe fand ich zu meiner Freude eine Fülle von Orchideen. Noch nie hatte ich so viele an einem Orte zusammen stehen sehen; es war ein vollständiges natürliches Orchideenhaus. In einer Stunde hatte ich gegen dreißig verschiedene Arten notirt; einige waren sehr klein, kaum größer als Moose, andre große halbtorrestrische Species, die in Gruppen von acht oder zehn Fuß Höhe zusammenstanden. Nur wenige waren in der Blüthe und diese meist sehr klein, aber niedlich. Eines Tages war ich jedoch sehr freudig überrascht, plötzlich auf eine prächtige Blume zu stoßen, sie wuchs an einem verfaulten Baumstamme und erhob sich bis zu meinem

Kuge; sie bestand aus einem Büschel von fünf oder sechs Blüthen, die drei Zoll im Durchmesser hatten, nahezu rund waren und von der Basis nach der Spitze hin vom zartesten blassen Strohgelb bis ins tiefste Gelb varirten. Wie ausgesucht schön erschien sie auf diesem wilden, sandigen und unfruchtbaren Fleck. Ein oder ein paar Tage später fand ich eine andre schöne Species, deren Blüthe wie die der meisten der Familie von sehr kurzer Dauer, sie erschloß sich am Morgen und dauerte nur einen einzigen Tag.

Sao Jeronymo ist berühmt durch seinen Reichthum an Fischen, aber sie sind zu dieser Jahreszeit schwer zu erlangen. Dennoch hatten wir an den meisten Tagen genug zum Frühstück und zum Mittagessen und kaum verging ein Tag, an dem ich nicht neue und fremde Arten meiner Sammlung hinzuzufügen hatte. Die kleinen Fische dieser Flüsse sind von wundervoller Mannichfaltigkeit, und daß ein so großer Theil der hier sich findenden Species verschieden ist von denen, die ich am Rio Negro beobachtete, ließ mich hoffen, daß ich an den oberen Theilen des Flusses fast nur neue finden würde.

Hier waren wir erträglich frei von Chegoes, hatten aber eine andre weit schlimmere Plage, weil sie fort-dauernder war. Wir hatten mehr oder weniger an allen Theilen des Ufers von Plumes zu erdulden, und sie waren hier in so zahllosen Schwärmen, daß es fast unmöglich war, sich den Tag über niederzusetzen. Sie waren hier etwas ganz Außergewöhnliches, indem man sie außer in diesem Jahre, an diesem Fluß gar nicht gekannt hatte. Da ich mich bei diesem Klima und ohne Vorausschätzung einer solchen Plage, des Gebrauchs von Strümpfen längst entwöhnt hatte, so konnte ich jetzt

keine erlangen, obwohl sie gewiß nützlich gewesen wären, um meine Füße und Knöchel im Hause zu schützen, da die Plumes nicht, wie es die Mosquito's thun, durch irgend eine Bedeckung, sie sei noch so dünn, durch stechen.

Die Qualen, die ich beim Abziehen eines Bogels oder beim Zeichnen von Fischen zu erdulden hatte, kann der sich kaum vorstellen, der sie nicht erfahren hat. Meine Füße waren ganz bedeckt mit kleinen blutigen Flecken, die von ihren Bissen herrührten, so daß sie ganz dunkel, sehr angeschwollen und entzündet waren. An den Händen litt ich ebenso, doch in geringerem Grade, da sie beständiger in Bewegung waren. Wenn man bei Tage etwas Ruhe haben wollte, so war das einzige Mittel noch, Hände und Füße in Tücher einzuwickeln. Die Indianer verschlossen ihre Häuser, da diese Insecten im Dunkeln nicht beißen, da das unsre aber keine Thüren hatten, so konnten wir dieses probate Mittel nicht ergreifen. Woher eigentlich diese Landplage in so ungeheurer Menge plötzlich erschienen war, bin ich gar nicht im Stande, mir zu erklären.

Als wir hier etwa eine Woche zugebracht hatten, kamen einige Indianer von Guia, wohin sie mit einer kleinen Ladung Mehl gegangen waren, zurück und brachten die Nachricht von zwei Todesfällen mit, die im Dorfe stattgefunden hatten, seit wir es verlassen. Erstens hatte sich Jose, ein kleiner, indianischer Knabe im Hause des Senhor L. durch Essen von Schmutz selbst getödtet; es ist dies eine sehr verbreitete und sehr verderbliche Gewohnheit unter den Indianern wie unter den Halbblütigen in den Häusern der Weißen. Alle Mittel waren angewandt worden, um ihn von dieser Gewohnheit zu heilen, man hatte ihn ärztlich behandelt, gepetischt

und eingesperrt; doch wenn sich keine andre Gelegenheit zeigte, so fand er auch vollständigen Ersatz an den Lehmwänden des Hauses. Die Folgen davon zeigten sich in einem Aufschwellen des ganzen Körpers, des Gesichts und der Glieder, so daß er nur mit Beschwerden gehen konnte. Da man, nachdem wir fort waren, nicht mehr so auf ihn Acht gab, so aß er, so viel er wollte und starb.

Der andre, ein alter Indianer, war mit Gagiri, in den der Saft einer Wurzel, der die schrecklichsten Wirkungen hervorbringt, getropfelt war, vergiftet: die Zunge und der Schlund waren angeschwollen, zerfressen und gingen schnell in Fäulniß über; dieselbe Wirkung hatte das Gift wahrscheinlich auch im Magen und in den Eingeweiden, so daß der Patient nach zwei oder drei Tagen unter großen Schmerzen starb. Wer ihm das Gift beigebracht hatte, wußte man nicht, aber man hatte Verdacht auf eine junge Frau, die Schwester eines Indianers, der kurze Zeit vorher im Dorfe gestorben war und dessen Tod man durch Zaubermittel oder Hexerei herbeigeführt glaubte; im gegenwärtigen Fall war der Mord wahrscheinlich eine That der Rache gegen jenes vorausgesetzte Vergehen. Kriminaluntersuchungen sind hier unbekannt, und nachdem der alte Mann verbrannt war, dachte Niemand mehr an die Geschichte; wenn nicht vielleicht seine Familie zu gleichen Mitteln greift, um Wiedervergeltung zu nehmen an dem Theil, der dieser That verdächtigt wurde.

Als wenige Tage später zu Sao Jeronymo ein Knabe starb, so wurde mehrere Stunden lang über den Leichnam ein großes Geschrei und Geheul abgehalten. Dann wurde hinter dem Hause ein Feuer angemacht und darin erst seine Maquetra und sein Bogen nebst Pfeilen und

dann auch er selbst, nach der überall geltenden Sitte der Indianer, verbrannt. Das traurige Geheul der Mutter dauerte noch mehrere Tage fort.

Die einzigen Beiträge zu meinen Sammlungen bestanden während des Aufenthaltes hier in einem Ameisenfresser, und einem der kleinen Nacht-Affen, genannt *Jurupari Macaco*: oder Teufels-Affe, eine Art, die nahe verwandt ist mit dem sogenannten *Já*, der die *Solimoes* bewohnt. Nachdem wir ängstlich vierzehn Tage auf *Bernardo* gewartet hatten, erschien er endlich mit dreien seiner Weiber und einem Haufen Kinder; er war mit seinem Angriffsplan unglücklich gewesen, da die, gegen welche er gerichtet war, Nachricht von seinen Bewegungen erhalten und sich aus dem Staube gemacht hatten. Dann war er mit aller Vorsicht durch den Wald hindurch nach einem andern Flußufer gegangen, aber auch hier wurden ohne Zweifel seine Bewegungen für verdächtig gehalten, und man ging ihm aus dem Weg. Dennoch vertraute er darauf, daß er nächstens an einem andern Orte, wo er unvermuthet beikommen könnte, mehr Erfolg haben würde.

Da wir nun keine weitere Veranlassung zum Aufenthalte hier hatten, so luden wir unsere Kanoes und verließen *Sao Jeronymo*. Als wir am Morgen des 24. zu *Guia* ankamen, waren wir funfzig Tage auf unserm Zug abwesend gewesen.

Das wichtigste Ereigniß im Dorfe war die Ankunft *Manoel Joaquim's*, eines halbblutigen Brasilianers, von *Barra*, der hier einige Zeit bleiben wollte. Dieser Mann war der wahre Typus einer Klasse von Weißen, die man am *Rio Negro* trifft. Er war Soldat gewesen und hatte als solcher bei einigen der in Brasilien damals stattfindenden Revolutionen gedient. Man sagte, er habe

seine Frau ermordet und sei deshalb und wegen noch anderer Verbrechen an den Rio Negro verbannt worden, statt, wie er es verdient hätte, aufgehängt zu werden. Hier war es seine Gewohnheit, die Indianer zu bedrohen und auf sie zu schießen, ihnen ihre Töchter und Weiber wegzunehmen, und die indianische Frau, mit der er lebte, zu prügeln, so daß sie oft genöthigt war, sich mehrere Tage lang im Walde zu verbergen. Die Leute in Guia sagten ihm nach, er hätte zwei indianische Mädchen ermordet und noch andre schauderhafte Verbrechen begangen. Früher war er mit Senhor L. befreundet gewesen, aber seit einem oder zwei Jahren war er mit ihm in Streit und hatte versucht, sein Haus in Brand zu stecken und einen alten Mulatten-Soldaten, der mit Senhor L. befreundet war, zu erschießen. Dieser und anderer Verbrechen hatte ihn der Subdelegarde de Policia des Districts angeklagt und wollte ihn auf die Aussagen der Indianer und Signor L.'s hin, als Gefangenen nach Barra transportiren lassen, konnte es aber nicht ausführen, da ihm keine Macht zu Gebote steht. Er hatte sich deshalb an den Commandanten von Marabitana's gewandt, der damals in Guia war, dieser aber war Manoel Joaquim's „Compadre“ und nahm für ihn Partei, schickte ihn auch nicht als Gefangenen nach Barra, sondern ließ ihn in Begleitung von zwei Soldaten und mit einem Empfehlungsschreiben an den Commandanten in seinem eigenen Boote abfahren.

Dieses war, kurz bevor wir nach Ilaupe's abgingen, geschehen, und jetzt sahen wir, daß Manoel Joaquim zurückgekehrt war, und zwar in großem Triumpf; in jedem Dorf durch das er kam, hatte man Ehrenfeuer angezündet und hatte Raketen steigen lassen. Er war nach Marabitana's gegangen, aber ein paar Tage darauf zu-

rückgekehrt und brachte mir Briefe und Papiere von Barra. Es kam auch ein Brief vom Delegado da Policia aus Barra an Senhor L., in dem gesagt war, daß Manoel Joaquim sich ihm vorgestellt und auf seine (des Delegados) Frage, ob er als Gefangener käme, geantwortet habe: „Nein, er käme seine Geschäfte zu besorgen.“ „Gut“, sagte darauf der Delegado, „da Sie wegen dieser Anklage nicht incommodirt worden sind, so ist es besser diese Verleumdungen und Querelen auf sich beruhen zu lassen“ und dem Senhor L. bemerkte er: Ich würde Ihnen rathen, dasselbe zu thun. So endete der Versuch einen Mann zu bestrafen, der, wenn er nur die Hälfte der ihm zur Last gelegten Verbrechen begangen gehabt hätte, nach Brasilianischem Gesetz hätte aufgehängt werden oder zeitlebens in Gefangenschaft kommen müssen. Der arme Subdelegado scheint aus reiner Unkenntniß einige Formfehler begangen zu haben, wodurch Manoel Joaquim so leicht sich von dem Handel befreite.

Das Beste ist es, daß sich in Barra wie in jeder andern Stadt ein Special-Beamter, der sogenannte „Promotor Publico“ befindet, dessen einzige Pflicht es ist, darauf zu sehen, daß alle Justiz- und Polizeibeamten ihre Pflicht thun, so daß durch Lässigkeit oder Nachsicht eines solchen eigentlich kein Verbrechen ungeahndet bleiben, keine Ungerechtigkeit begangen werden kann. Doch trotzdem ist für Jemanden, der Freunde hat oder Geld besitzt, nichts leichter am Rio Negro, als die Beschlüsse der Justiz ungünstig zu machen.

Ich fand jetzt eine andere unvermeidliche Ursache der Verzögerung meiner projectirten Reise nach Barra. Ein Kanoe, das für mich gemacht werden sollte, war noch nicht fertig, und ich wußte nicht, wo ich eins her-

bekommen sollte, das groß genug wäre, um all mein Gepäck und meine Sammlungen aufzunehmen. Doch kam nach einigen Tagen ein Spanier oder Venezuelaner in Guia mit einem Kanoe für Manoel Joaquim an, und da er nach Marabitanas zurückgekehrt war, so nahm ich die Gelegenheit wahr, an den Commandanten zu schreiben und ihn zu bitten, mir seine Igarite zur Reise nach Barra und wieder zurück zu leihen. Er gewährte mir gütigst meine Bitte und ich erhielt sie nach etwa acht Tagen; aber ich war damit so übel daran wie je, denn ein Kanoe ohne Leute konnte mir Nichts helfen, und die Indianer hatten alle, aus Furcht vor Manoel Joaquims Rückkehr, Guia verlassen und sich in ihre Wohnplätze an entfernten Igarite und in die unzugänglichsten Tiefen des Waldes zurückgezogen. Der Commandant hatte zwar an zwei Indianer Ordre gesandt, mich zu begleiten, aber diese waren nicht hinreichend, um sicher über die Wasserfälle zu kommen; da nun Senhor L. eine Reise nach Sao Joaquim an der Mündung des Maupes vor hatte, so beschloß ich, ihm Gesellschaft zu leisten und dort mehr Leute auszusuchen und zu dingen. Meine Indianer brauchten fast vierzehn Tage, um das Kanoe mit Toldees zu versehen — eine Arbeit, die in zwei Tagen gemacht werden konnte; aber so eilig ich auch war — sie waren es nicht.

Senhor L. hatte nicht einen einzigen Mann bei sich behalten und mußte sein Kanoe selbst herabschaffen und Indianer zurückbringen, um seine Güter und seine Familie mitfortzubringen, als wir alle zusammen nach Sao Joaquim abreisten, wo er einige Zeit bleiben wollte. Ich gedachte mich jetzt sogleich von ihm verabschieden zu können, fand es aber nicht so leicht, denn jeder Indianer, an den ich mich wandte, hatte noch einige Geschäfte für

sich zu besorgen, bevor es ihm möglich war, nach Barra mitzugehen. Einer sagte, sein Haus bedürfe sehr der Reparatur und er müsse es erst ausbessern; ein anderer hatte beschlossen, an einem Tanz Theil zu nehmen, der in einer oder zwei Wochen stattfand, und wenn der vorüber sei, stände er zu meinen Diensten; so mußte ich noch etwas länger warten und das Brasilianische Mittel bei solchen Verdrießlichkeiten erproben — „paciencia.“

XI.

Am Rio-Negro.

Schwierigkeiten um fortzukommen. — Fahrt die Wasserfälle hinab. — Fang eines Alligators. — Zahme Papageie. — Vierzehn Tage in Barra. — Frei Joze's Diplomatie. — Einen Kuhstisch aufzubewahren. — Ein Sturm auf dem Fluß. — Brasilianische Wahrheitsliebe. — Wanawaca. — Productenreichtum des Landes. — Eine große Schlange. — Sao Gabriel. — Sao Joaquim. — Fieber. —

Endlich, nachdem ich noch eine Woche gewartet hatte, gelang es mir, noch zwei Indianer und einen Piloten zu erlangen und ich trat meine langersehnte Reise an. Einen der Indianer konnte ich nur dadurch vermögen mitzugehen, daß ich ihm vier andre Indianer schickte, um ihm zu helfen, seine Mandioca Rhossa auszubessern, die er nicht verlassen wollte, bis das gethan sei. Mein Kanoe bekam volle Ladung, da ich noch eine Quantität Mehl und verschiedene andere Güter für Senhor L. mitnahm, und ich hatte einige Besorgniß wegen der Fahrt über die Cagueiras, die dadurch nicht vermindert wurde, daß der Pilot durch einige Libationen mit Cagiri vor der Abreise vollständig betrunken war. Er war selbst sehr furchtsam und sagte, das Kanoe sei überladen, er kenne den Kanal unterhalb Sao Gabriel

nicht genau und wir mußten von dort nach Camanau einen andern Piloten nehmen.

Die Strömungen, bevor man nach Sao Gabriel kommt, sind nicht sehr gefährlich und wir langten gegen vier Uhr Nachmittags zu meiner Zufriedenheit dort an. Hier mußten wir zum Theil ausladen, um den engen Kanal am Fort zu passiren, was auch gut ausgeführt wurde, obgleich wir in einige Gefahr geriethen, an einer Stelle, wo das Kanoe aus dem eigentlichen Fahrwasser kam und die Wellen fürchterlich dagegen an und hineinschlugen. Dann gelang es mir, einen guten Piloten zu bekommen, um uns am nächsten Morgen weiter abwärts zu bringen. Es war mir sehr lieb, von ihm zu erfahren, daß die Wasserfälle bei hohem Wasserstand nicht gefährlich sind und daß das Kanoe mit vollkommener Sicherheit, ohne weitere Ausladung hindurchgehen würde. Deshalb bezahlte ich ihm gern was er forderte, vier Milreis (etwa neun Schilling) und am nächsten Morgen, nachdem die Ladung wieder in Ordnung gebracht war, sagten wir dem Commandanten Adieu und kamen nach zwei Stunden hinunter nach Camanau.

Die Schifffahrt über diese Fälle ist ganz verschiedener Art als irgend eine in unserm Welttheil. Wer vom Ufer aus den Fluß betrachtet, sieht nur eine ruhende Strömung, einige Wirbel, Brandungen und kleine Brecher, die gar nicht sehr furchtbar aussehen. Wenn man jedoch in Mitten derselben ist, so wird man ganz bestürzt von den widerstreitenden Bewegungen im Wasser. Strudelnde und kochende Wirbel, die von Zeit zu Zeit vom Grunde heraufbrechen, wie wenn sie von Explosionen unter dem Wasser herrührten, dann kurze sich kreuzende Wellen und dann Stellen mit plattem Wasserspiegel, machen einen ganz schwindlig. An der einen Seite des

Kanoe's ist oft eine starke abwärts gehende Strömung, während das Wasser auf der andern Seite in entgegen-
 gesetzter Richtung fließt. Jetzt ist vorn eine Kreuzströ-
 mung und eine diagonale am Stern, mit einer schäu-
 menden Scylla an der einen und einen wirbelnden Cha-
 rybdis an der andern Seite. Alles hängt von dem
 Piloten ab, der wohlbekannt mit jedem versunkenen Fel-
 sen und mit den gefährlichen Strudeln frei durch alle
 Gefahren hindurchsteuert — jetzt von der Mannschaft
 die Segel straff anziehen, jetzt sie loslassen läßt, wie es
 die Umstände erfordern, und dabei das Kanoe geschickt
 so wendet, daß es dem Andrang der Kreuzströmungen,
 die er außerhalb sieht, widerstehen kann. Ich stelle mir
 vor, daß sich in der Nähe der Bögen von Old London
 Bridge zu gewissen Fluthzeiten ähnliche Gefahren, wenn
 auch in geringerem Maasstabe zeigen mögen. Wenn
 der Wasserstand niedrig ist, so ist die Fahrt abwärts
 gefährlicher, denn, wenngleich die Gewalt des Wassers
 nicht so groß ist, so ist dann doch der Fluß so voll von
 Felsstücken in größeren und geringeren Tiefen, daß die
 größte Kenntniß und Sorgfalt von Seiten des Piloten
 erforderlich ist, um sie zu vermeiden. Nachdem wir diese
 sehr gefürchteten Strömungen passirt hatten, kamen wir
 ganz gemächlich nach Sao Joze, wo ich einen Tag blieb,
 um einen Theil von der Ladung Senhor L.'s heraus-
 zuthun und den übrigen Theil wieder gehörig im Kanoe
 zu vertheilen zur Weiterreise nach Barra.

Am Nachmittag wurde ein schönes Exemplar von
 einer der kleineren Gattungen von Alligatoren, ein Sa-
 caré, herbeigebracht und Vorbereitungen getroffen, ihn
 zum Abendessen zurecht zu machen. Im beschloß sogleich,
 ihm die Haut abzuziehen und bat dazu um Erlaubniß

mit dem Versprechen, in ganz kurzer Zeit den Schwanz und den Körper zu Küchenzwecken wiederherzugeben.

Nach einer harten Arbeit von einer Stunde hatte ich den fleischigsten Theil des Schwanzes, der als das Beste betrachtet wird, herausgezogen und in noch einer Stunde auch den Körper losgelöst, den Kopf und die Beine wollte ich erst am nächsten Tag im Kanoë bearbeiten. Das Thier war nahe an sechs Fuß lang und die Bauchschalen konnten nur durch heftige Schläge mit einem Hammer auf ein großes Messer zerschnitten werden. Der Alligator war mit einem Tau gefangen, an dessen Mitte ein spitziges Stück Holz mit einem Räder von Fischen befestigt war; das mitverschlungene Stück Holz setzte sich der Quere im Magen fest. Das Fleisch hat einen sehr starken aber ziemlich angenehmen Geruch, wie guavas oder einige nach Bismar riechende Früchte, und wird von Indianern sowohl wie von Weißen sehr geschätzt; aber es ist nothwendig, daß das Thier jung und fett ist und gut zubereitet wird, damit es ein nach meiner Meinung schmackhaftes Gericht giebt. Ich hatte am nächsten Tag vollauf zu thun, um den Kopf und die Beine zu lösen, und letztere lieferten noch eine zweite Mahlzeit für meine Indianer.

Ich besuchte die Niederlassung von Senhor Chagas, den ich in Guia getroffen hatte, und erhielt von ihm die positivste Nachricht von der Existenz eines weißen Schirmvogels am Uaupés Flusse; er hatte selbst ein Exemplar gesehen, das einer seiner Indianer getödtet hatte.

Am 6. erreichten wir die Niederlassung von Senhor Joao Cordeiro, dem Subdelegarden, wo ich anhalten ließ, um zu frühstücken; dabei verabredeten wir, daß ich auf der Rückreise einige Tage in seinem Hause bleiben

solle, um eine „peixe boi“ zu enthäuten und zu seellettiren, die er mir bis dahin verschaffen wollte, da sie im Urubari-Fluß, der gerade oberhalb seines Hauses in den Rio Negro tritt, in Ueberfluß vorhanden sind, so daß er alljährlich eine große Anzahl derselben mit Netzen und mit Harpunen fängt. Beim Frühstück hatten wir ein Gericht von diesem Fisch, aber nicht frisch, denn wenn man ihn in seinem eigenen Fett kocht oder röstet und dann in große Löffel thut, so kann man ihn mehrere Monate aufbewahren, ohne daß er verdirbt. Als ich mich verabschiedete, gab er mir noch einen Teller voll von dem Gericht und einige Bratwürste mit auf die Reise.

Hier wurde ich endlich fertig mit Ausstopfen meiner Jacaré, mußte mir aber einen Bohrer geben lassen, um Löcher zu machen, daß ich die Haut zunähen konnte; ich hatte auch keinen Kasten, sie hineinzuthun und keinen Platz für sie im Kanoe, deshalb wurde sie an der Seite desselben angebunden und mit einer Decke aus Palmblättern vor dem Regen geschützt. Senhor Joao forderte uns auf, seinen „Kaloarie“ oder Fischweiber auf unserm Wege abwärts zu besuchen und daraus mitzunehmen, was uns gefiel. Dies thaten wir und so erlangte ich einen Fisch von einer merkwürdigen gepanzerten Gattung, die mir ganz neu war, und mit deren Zeichnung und Beschreibung ich einen ganzen Nachmittag zu thun hatte. Auch fünf kleine rothköpfige Schildkröten wurden mitgenommen und lieferten uns auf mehrere Tage Mittagessen, das gar nicht übel war.

So kamen wir auf unserer Reise in ganz angenehmer Art immer weiter, hatten manchmal Regen, manchmal Sonnenschein, oft waren wir genöthigt beim Abendbrot uns mit Mehl und Wasser genügen zu lassen,

da eben kein Land da war, wo man Feuer anmachen konnte, aber jetzt war ich schon gestählt gegen alle solche kleinen Widerwärtigkeiten und beachtete das kaum, was ich noch vor einem Jahre für eine sehr große Beschwerde gehalten haben würde. An den verschiedenen Niederlassungen, wo ich einsprach, erhielt ich oft Aufträge für Barra; denn jeder, den ich schon einmal gesehen und jetzt zum zweitenmal traf, war ein alter Freund und nahm Freundschaftrechte für sich in Anspruch. Einer ersuchte mich, ihm einen Topf mit Schildkröt-Fett, ein anderer, eine Garasao mit Wein mitzubringen; der Delegarde brauchte ein paar Kagen und sein Diener ein paar enge elfenbeinerne Kämme, einer trug Verlangen nach Werkzeug, ein anderer nach einer Guitarre. Für alle diese Gegenstände empfing ich nicht einen Deut von Vorausbezahlung, sondern es wurde mir das Geld oder ein Aequivalent in Kaffee oder Taback oder andern am Flusse currenten Artikeln bei meiner Rückkehr sicher versprochen. Viele Personen, mit denen ich nie ein Wort gesprochen hatte, thaten ganz bekannt mit mir und nannten mich bei Namen, ließen oft Worte und Winke fallen, daß sie den oder jenen Gegenstand sehr gerne hätten, und daß sie, ohne mich direct aufzufordern, für sie etwas mitzubringen, es hoch aufnehmen würden, wenn ich es mitbrächte, sie würden glücklich sein, es von mir kaufen zu können.

Die einzigen lebenden Thiere, welche ich mit hatte, waren ein Paar Papageien, eine unversieglige Quelle des Amusements. Der eine war ein kleiner „Marianna“ oder der Macai der Indianer, ein niedlicher Papagei mit schwarzem Kopf, weißer Brust, orangenfarbenem Hals und Schenkeln; der andre ein Anaca ein prachtvoll schöner Vogel mit blauen und rothen Streifen an Brust

Kopf. So hält es sich lange Zeit und giebt mit etwas Reis aufgekocht, eine ausgezeichnete Mahlzeit, wenn man keine Fische haben kann. Die Eingeweide, von denen Alles genießbar ist, nebst dem an den obern und unteren Schalen hängendem Fleisch und die Eier, deren nahe an zweihundert waren, waren auf zwei Tage genügend für die ganze Mannschaft. Einen Tag war ich beschäftigt meine Schießgewehre zu reinigen, einige große Haken zu machen und die Lolde, (welche die Indianer in Barra sehr schlecht gemacht hatten) in Stand zu setzen. Eenbor Basooncellos schenkte mir eine merkwürdige, flachköpfige Flußschildkröte, die ich früher noch nicht angetroffen hatte; er hatte sie vom unteren Amazonenstrom mitgebracht und zwei Jahre lang in einem kleinen Teich gehalten. Es zeigten sich hier an mir starke Fieber-Symptome, so daß ich einen Anfall von dem sehr gefürchteten „Seizao“ erwartete, eine in Corvoeiro sehr herrschende Krankheit. Nachdem ich eine Zeitlang in der heißen Sonne gestanden hatte, um nach der Einrichtung des Kanoe's zu sehen, wurde es mir sehr schlecht, und bald darauf war ich wie am ganzen Körper zerschlagen, hatte Kopfschmerz und Schmerzen im Rücken und den Gliedern und heftiges Fieber. Ich hatte denselben Morgen eine Kur damit angefangen einige Purganzmittel zu nehmen, am folgenden Tag nahm ich Chinin ein und trank reichlich in Wasser aufgelösten Weinstein, obgleich ich so schwach und apathisch war, daß ich mich zu Zeiten kaum überwinden konnte mir das zuzubereiten. In solcher Zeit fühlt man recht den Mangel eines Freundes oder guten Dieners, denn wollte man einen Indianer dahin bringen, solche Kleinigkeiten zu besorgen, so würde es nöthig sein, so viel zu erklären und zu zeigen, daß es

wirklich noch leichter ist, Alles selbst zu thun. Indessen gelang es mir durch noch eine Purganz, ein Brechmittel, durch Waschen und Baden und dreimal täglich Chinin Einnehmen das Fieber zu vertreiben, so daß ich nach vier Tagen nur noch etwas schwach war, was auch in ein paar Tagen vorüberging. Die ganze Zeit über brauchten die Indianer das Kanoe nach ihrem Belieben, denn zwei Tage und Nächte lag ich zwischen Leben und Sterben. In diesem apathischen Zustande durchging ich halb in Gedanken, halb im Traum mein ganzes vergangenes Leben und meine Hoffnungen auf die Zukunft, die vielleicht alle hier am Rio Negro ihr Ende finden sollten; dann gedachte ich der dunkeln Ungewißheit über das Schicksal meines Bruders Herbert und meines in Californien zurückgebliebenen Bruders, der vielleicht schon früher als Opfer der Cholera, die dort wüthete, gefallen war. Doch mit rücktreibender Gesundheit schwanden diese düsteren Gedanken und die Lust zu dieser meiner letzten Reise wurde wieder wach — ich schaute vorwärts mit der festen Hoffnung auf die Heimath — die süße Heimath! Indessen that ich mir doch das Gelübde, nie wieder in solche wilde, unbevölkerte Gegend ohne einen civilisirten Gesellschafter oder Diener zu reisen.

Es war meine Absicht gewesen, die noch übrige Schildkröte auf der Reise abzugeben, und ich hatte einen Kasten gekauft, um sie hinein zu thun; da aber kein Platz im Kanoe war, so wurde sie außerhalb befestigt und dabei war einer der Füße gequetscht worden und fing an in Fäulniß überzugehen. Deshalb mußten wir sie gleich tödten und thaten dann die fleischigen Theile zu unserm Reisvorrath von „Migira“ (wie das in Fett aufbewahrte Fleisch heißt).

Wir setzten unsere Reise mit der ermüdendsten Langsamkeit, doch ohne weitere Unfälle, fort, bis wir am 29. October bei der Niederlassung von Joao Cordeira, dem Subdelegarden, ankamen, wo ich einige Tage bleiben wollte, um die Haut und das Geleth eines Kufisches zur Aufbewahrung zu präpariren. Ich traf hier einen alten Freund, den Senhor José de Azevedos, der uns in Guia besucht hatte, und der jetzt schon seit mehreren Tagen am kalten Fieber hart darnieder lag, mit heftigen Anfällen von Erbrechen und Dysenterie. Wie gewöhnlich fehlten ihm die geeigneten Arzneimittel, und selbst das einfachste kühlende Getränke während des Fiebers galt allgemein als Gift; und heiße Brühen, oder Caxaca und Pfeffer wurden hier für die geeigneten Mittel gehalten. Mit Hülfe von schweißtreibenden Mitteln und Purganzen, mit kühlenden Getränken und Bädern und mit Chinin zwischen den Anfällen, wurde er bald besser — sehr zu seinem eigenen Erstaunen, da er sich nicht ohne Besorgniß der Behandlung, die ich anempfehl, unterzogen hatte.

Ich verbrachte hier eine ganze Woche, denn die Fischer waren unglücklich und hatten noch keine Peize bei gesehen. Dennoch hatte ich vollauf zu thun, um eine kleine Schildkröte und eine Matamata (Clelyo Matamata), die ich von Senhor Joao bekam, zu enthäuten. Es ist dies eine ganz außergewöhnliche Flugschildkröte mit tiefgeklüfter und tuberculöser Schale, einem großen, flachen und breiten Kopf und einem mit merkwürdigen Fleischlappen versehenen Hals; die Nasenlöcher sind röhrenförmig verlängert — so daß das Thier ein sehr sonderbares Aussehen hat. Einige unserer Indianer gingen jeden Tag auf den Fischfang und ich schickte ihnen mehrmals das Reh. So bekam ich viele

neuen Species abzubilden und zu beschreiben, so daß ich fast fortwährend zu thun hatte. Die Zwischenzeit wurde ausgefüllt mit Besuchen bei meinem Patienten, durch Essen von Wasser-Melonen und durch Kaffeetrinken. An Fischen ist diese Gegend sehr reich und ich wäre gern noch einen Monat und länger hier geblieben, da es viele merkwürdige und interessante Species hier giebt, die ich noch nicht hatte.

Endlich kam eines Morgens die lang erwartete Peixe boi an. Sie war in der vergangenen Nacht in einem etwas entfernten See gefangen worden, ein beinahe ausgewachsenes Thier, männlichen Geschlechts, sieben Fuß lang und fünf Fuß im Umfang. Mit Hülfe eines langen Pfahles und mit Stricken brachten sie vier Indianer und legten sie auf ein Lager von Palmblättern; dann fingen zwei oder drei Mann an sie abzuhäuten, während ich diese Operation an dem schwierigeren Theil, am Kopf und an den Flossen selbst übernahm. Nachdem dieses geschehen war, wurden die Fettlager abgesondert, um in demselben das Fleisch, das aufbewahrt werden sollte, zu braten, dann wurden die Eingeweide herausgenommen und die Hauptmasse des Fleisches vom Bauch, vom Rücken, und von den Schwanzseiten erhalten. Alles dieses machte Senhor Joao, der es verstand, für mich zurecht. Meine Indianer schnitten dann das übrige Fleisch vom Kopf und von den Rippen zu ihrem panella und so war in kurzer Zeit nur noch das Scelett übrig. Während dem hatte ich noch an den Flossen zu thun und immer darauf zu sehen, daß keine Knochen verletzt oder fortgetragen wurden. Dann zertrennte ich das Scelett, um es in einem Fasse unterbringen zu können, machte das Rückenmark heraus und befreite es von den noch anhängenden

Fleischtheilen, dann wurde es mit Salzwasser übergossen und mit der Haut in das Faß gethan, um während der Nacht abzutrocknen; die Indianer konnten sich nun eine gute Mahlzeit bereiten und sich ein Genüge thun. Nachdem wir am andern Morgen die Haut und das Knochengestülpe von Neuem in Ordnung gebracht und mit einiger Mühe auch den Kopf in das Faß hineingezwängt hatten, entdeckten wir plötzlich, daß das Wasser nach allen Richtungen auslief und daß dasselbe überall von kleinen Holzwürmern zerfressen und durchbohrt war. Es schienen unzählig viele Löcher zu sein; aber ich ließ sogleich zwei von meinen Indianern anfangen sie mit kleinen Holzpföckchen zuzustopfen. Damit brachten sie einige Stunden zu und hatten wer weiß wieviel hundert Löcher zugestopft, bis wir bei der genauesten Untersuchung keines mehr entdecken konnten. Nun wurde eine große Pfanne hergenommen und darin Wasser heiß gemacht und Salz in demselben aufgelöst; diese Lösung füllte ich dann, sobald sie etwas abgekühlt war, mit Hülfe eines Trichters in das Faß; trotz all' unserer Arbeit lief die Flüssigkeit durch ein Duzend Löcher, die vorher, weil sie meist an den Reifen oder unter denselben lagen, nicht bemerkt worden waren, sogleich wieder aus. Da war nun kein anderer Rath als Stricke und Lappen unter die Reife zu stopfen und hernach mit Pech zu überziehen. Mit Füllen und Verstopfen waren wir den ganzen Tag beschäftigt und immer zeigten sich wieder neue Löcher, die sich nicht verstopfen lassen wollten. An der nassen Fläche wollte das Pech nicht kleben; wir mußten den oberen Theil des Fasses erst trocknen, dann mit Pech überziehen, dann mit Lappen und dann wieder mit Pech; hernach das Faß etwas weiter -- -- -- in derselben Art weiter verfahren.

Nachdem nach großer Arbeit Alles fertig schien, zeigten sich doch noch zahllose kleine Wasserströme, da sie aber sehr klein und ihre Quellen gar nicht nicht zu entdecken waren, so ließen wir es gehen und verließen uns darauf, daß sie durch das Salz oder durch das Anschwellen des Holzes schon noch zugehen würden. Es war dunkel geworden, bis wir das Faß ins Haus gebracht und dem Senhor Joao zur Aufbewahrung bis zu meiner Rückkehr übergeben hatten; und so endigten die zwei unangenehmsten Tage der Arbeit mit der Peize boi. Senhor Joao hatte mir einen Topf mit Fleisch bereitet und Bürste in Del zurecht gemacht, die ich noch einpackte und Alles fertig machte, um am nächsten Morgen, nachdem ich eine ganze Woche hier aufgehalten war, wieder weiter zu reisen. Ich ließ noch einen Kasten mit vier Schildkröten, die ich hier und auf der Reise ausgestopft hatte, zurück.

Auf unserer Weiterreise passirte Nichts besonderes, als daß einige Wind- und Regenstürme mit Gewittern uns bald etwas aufhielten, bald weiter brachten. Viele derselben waren vollständige Orkane — der Wind erhob sich plötzlich rings um und blies aus allen Compassstrichen, so daß unser Kanoe, wenn es nicht gehörig mit Ballast an Salz und Eisen versehen gewesen wäre, umgestürzt worden wäre. Einmal besonders, es war um vier Uhr des Morgens, hatten wir einen dieser Stürme auszuhalten, durch den sich an einer weiten Stelle des Flusses die Wellen sehr hoch erhoben und mit Heftigkeit gegen uns anstießen. Ein plötzlicher Windstoß nahm uns weg und wir hatten unsere Noth es wieder zu bekommen. Der Regen strömte in starken Güssen herab und machte es bitterlich kalt; unsre Montaria, die am Stern befestigt war, wurde locker und

sank ins Wasser, wurde gegen das Kanoe getrieben und geschlagen, daß die Bänke zerbrochen und die Ruder verloren gingen. Ich gab Befehl sie ganz loszumachen, da ich es für unmöglich hielt sie zu retten; doch die Indianer dachten anders: einer derselben stürzte sich ins Wasser und es gelang ihm, sie ans Ufer zu bringen, wohin wir auch mit vieler Mühe gelangten, dort das Kanoe an einigen Büschen befestigten und durch ein Tau vom Hintertheil des Schiffes nach einem im Wasser stehenden Baum so legten, daß die breite Seite nicht gegen die Wellen gerichtet war, die wüthend hineinstürzten und es nöthig machten, daß fortwährend einer das Wasser ausschöpfte. So erwarteten wir den Tag. Dann gab ich jedem der Leute eine Tasse Cagaca und als sich der Sturm soweit gelegt hatte, daß man rudern konnte, fuhren wir weiter. Diese Stürme sind das Einzige, was das Reisen hier unangenehm macht; sie sind sehr häufig, doch konnte ich mich so wenig daran gewöhnen, daß mich jeder folgende nur noch ängstlicher machte. Es ist durchaus nichts Ungewöhnliches, daß Kanoes von ihnen umgestürzt oder an Sandbänken zerschmettert werden, und der Rio Negro steht in so schlechtem Ruf wegen der Plöblichkeit und der Wuth seiner Trovoados, daß viele nie ein Segel aufstellen bei einem Zeichen der Annäherung, sondern gleich ein sicheres Port suchen und warten, bis er vorüber ist.

Am 12. November erreichten wir die Niederlassung des Senhor Chagas wo ich über Nacht blieb; er gab mir Briefe mit nach Sao Gabriel, und da ich eben fort gehen wollte, bat er mich noch, ich möchte so gut sein und Jedermann sagen, ich hätte ihn nicht zu Hause getroffen, er wäre nach dem „Mato“ verreist gewesen um Salsa zu holen. Da ich mit ihm auf vertrautem

Fußc stand, sagte ich ihm, es thäte mir leid, ihm nicht den Gefallen thun zu können, ich wäre nicht ans Lügen gewöhnt. Ich fand bestätigt, was ich erwartet hatte: er bestand dennoch darauf und meinte, ich solle es nur versuchen, und würde bald lernen zu lügen so gut wie irgend einer auf der Welt. Darauf sagte ich ihm, daß in meinem Lande ein Lügner für so schlecht gälte wie ein Dieb, worüber er sehr erstaunt schien. Ich gab ihm nun einen kurzen Bericht vom am Pranger stehen, als Beweis, wie sehr unsere Vorfahren Lüge und Meineid verabscheuten, wodurch er sehr erbaut war und seinen Sohn (einen nackten Knaben von zwölf oder vierzehn Jahren, der eben aus der Schule kam) herbeirief, um ein Beispiel daran zu nehmen; ein Zeichen, wie mir scheint, daß die Leute wohl wissen, daß das Lügen unmoralisch und schlecht ist, und daß eine beständige und allgemeine Gewohnheit und vor Allem jene verkehrte Höflichkeit, die es ihnen unpassend erscheinen läßt, Jemandem etwas gerade heraus abzuschlagen, das Lügen zu einem nothwendigen Uebel gemacht hat. Jeder Eingeborene würde auf Senhor Chagas Aufforderung sogleich zugesagt und dann es Jedem am Fluß ihm Begegnenden wieder erzählt haben, mit der Bitte es aber nicht weiter zu sagen, daß er es erzählt habe — und so für sich selbst gelogen haben, statt für Senhor Chagas.

Am nächsten Morgen erreichten wir Wanawaa, die Niederlassung von Manoel Jacinto, bei dem wir frühstückten, Kaffee mit Milch und Coalhado oder geronnene Milch, Pinus-Apfel und Pacovas mit Käse, Lugsdinge, die man selten am Rio Negro trifft, obgleich sie Jeder haben könnte. Seine Wohnung ist vielleicht die schönste am Fluß und das einzig dadurch, daß rings um das Haus ein freier Grasplatz ist, auf dem nun hie

und da ein Fruchtbaum oder einige Waldbäume in Gruppen stehen, die dem Zugvieh und den Schaafen Schatten bieten, was dem Auge, das von dem ewigen Wald ermüdet ist, eine sehr angenehme Abwechslung darbietet.

Wenn ich bedenke, wie wenig Mühe es kosten würde, den Urwald, der dieses Land bedeckt, in grüne Wiesen und fruchtbare Anpflanzungen zu verwandeln, so bekomme ich stets Lust mit einem halben Duzend arbeitslustigen Freunden herüber zu kommen, das Land anzuhauen, und dadurch den Einwohnern zu zeigen, wie bald ein indisches Paradies geschaffen werden könnte, von dessen möglicher Existenz sie keine Vorstellung haben.

Es ist ein sehr gewöhnlicher Irrthum, den man häufig in Büchern nachgeschrieben und wiederholt findet, daß die üppige Vegetation in den Tropen-Ländern die Anstrengungen des Menschen überbietet. Gerade das Gegentheil ist der Fall: Natur und Klima sind nirgends so günstig für den Arbeiter und ich behaupte dreist, daß der Urwald hier in reiche Weiden, Wiesen und Felder, in Pflanzen- und Obstgärten, die alle möglichen Producte liefern, bei halber Arbeit, und was von noch größerer Wichtigkeit ist, in der halben Zeit verwandelt werden kann, als wie bei uns erforderlich ist, obgleich dort Alles frei ist und hier mit Ausroden des Waldes angefangen werden müßte. Es ist freilich wahr, daß wenn der Boden nur roh gelichtet wird durch bloßes Abhauen der Bäume und Niederbrennen, wie es hier geschieht, und dann wieder ein Jahr liegen bleibt, daß er dann von einer dichten Vegetation von staudenartigem Unkraut bedeckt wird; wenn man ihn aber bearbeitet und jätet, so werden die Baumstümpfe in zwei oder drei Jahren so verfault sein, daß es ein Leichtes sein, sie ganz

zu entfernen, und dann folgt eine gute Erndte, und wenn man Vieh darauf hält, so ist weitere Sorge, daß das Unkraut überhand nehmen werde, überflüssig. Dann werden alle Arten von Fruchtbäumen, die man anpflanzt, in fünf oder sechs Jahren eine beträchtliche Größe erreichen und viele schon im zweiten oder dritten Jahre Frucht tragen. An Kaffee und Kakao erhält man bei einem Minimum von Aufmerksamkeit einen sehr reichlichen Ertrag; Orangen und andere Fruchtbäume kommen ganz wild fort, würden aber, gehörig behandelt, ohne Zweifel Früchte von besserer Qualität und in größerer Quantität liefern. Pinusäpfel, Melonen und Wassermelonen sind nur zu pflanzen, um die reifgewordenen Früchte dann abzunehmen. Indianisches Korn und Reis wird ziemlich in derselben Art behandelt. Zwiebeln, Bohnen und andere Vegetabilien treiben in größter Ueppigkeit. Der Boden wird nie gewendet und nie gedüngt; wenn es geschähe, würde sich die Arbeit wahrscheinlich reichlich bezahlt machen. Rindvieh, Schaafe, Gänse und Schweine können in beliebiger Zahl gehalten werden; niemand braucht sie zu füttern. Federvieh aller Art gedeiht. Zucker kann in beliebiger Menge gewonnen werden, denn das Rohr wächst, einmal angepflanzt, ohne weitere Mühe zu machen; auch sehe ich nicht ein, warum man nicht auch, wie es in den vereinigten Staaten in vielen Haushaltungen geschieht, Ahornzucker bereiten könnte. Fürwahr, ich kann unbedenklich versichern, daß zwei oder drei Familien, bestehend aus einem halben Duzend arbeitssamer und fleißiger Männer und Knaben und mit einem Kapital von etwa fünfzig Pfund, sich in drei Jahren in Besitz alles dessen befinden werden, was oben erwähnt ist. Unter Voraussetzung, daß sie sich an Mandioca und Brod von indianischem Korn gewöhnten,

und da ein Fruchtbaum oder einige Waldbäume in Gruppen stehen, die dem Zugvieh und den Schaafen Schatten bieten, was dem Auge, das von dem ewigen Wald ermüdet ist, eine sehr angenehme Abwechslung darbietet.

Wenn ich bedenke, wie wenig Mühe es kosten würde, den Urwald, der dieses Land bedeckt, in grüne Wiesen und fruchtbare Anpflanzungen zu verwandeln, so komme ich stets Lust mit einem halben Duzend arbeitlustigen Freunden herüber zu kommen, das Land anzubauen, und dadurch den Einwohnern zu zeigen, wie bald ein indisches Paradies geschaffen werden könnte, von dessen möglicher Existenz sie keine Vorstellung haben.

Es ist ein sehr gewöhnlicher Irrthum, den man häufig in Büchern nachgeschrieben und wiederholt findet, daß die üppige Vegetation in den Tropen-Ländern die Anstrengungen des Menschen überbietet. Grade das Gegentheil ist der Fall: Natur und Klima sind nirgends so günstig für den Arbeiter und ich behaupte dreist, daß der Urwald hier in reiche Weiden, Wiesen und Felder, in Pflanzen- und Obstgärten, die alle möglichen Producte liefern, bei halber Arbeit, und was von noch größerer Wichtigkeit ist, in der halben Zeit verwandelt werden kann, als wie bei uns erforderlich ist, während dort Alles frei ist und hier mit Ausroden des Waldes angefangen werden müßte. Es ist freilich wahr, daß wenn der Boden nur sehr zersplittert wäre, das Abhauen des Waldes sehr beschwerlich wäre, und es geschieht, daß er dann sehr langsam abgehauen werden könnte.

Unter

man

u entfernen, und dann folgt eine gute Erndte, und
 wenn man Vieh darauf hält, so ist weitere Sorge, daß
 das Unkraut überhand nehmen werde, überflüssig. Dann
 werden alle Arten von Fruchtbäumen, die man anpflanzt,
 in fünf oder sechs Jahren eine beträchtliche Größe er-
 reichen und viele schon im zweiten oder dritten Jahre
 Frucht tragen. An Kaffee und Kakao erhält man bei einem
 Minimum von Aufmerksamkeit einen sehr reichlichen
 Ertrag; Orangen und andere Fruchtbäume kommen ganz
 wild fort, würden aber, gehörig behandelt, ohne Zweifel
 Früchte von besserer Qualität und in größerer Quantität
 liefern. Pinusäpfel, Melonen und Wassermelonen sind
 nur zu pflanzen, um die reifgewordenen Früchte dann
 abzunehmen. Indianisches Korn und Reis wird ziem-
 lich in derselben Art behandelt. Zwiebeln, Bohnen und
 andere Vegetabilien treiben in größter Ueppigkeit. Der
 Boden wird nie gewendet und nie gedüngt; wenn es
 geschähe, würde sich die Arbeit wahrscheinlich reichlich
 bezahlt machen. Rindvieh, Schaaf, Gänse und Schweine
 können in beliebiger Zahl gehalten werden; niemand
 braucht sie zu füttern. Federvieh aller Art gedeiht.
 Zucker kann in beliebiger Menge gewonnen werden, denn
 das Rohr wächst, einmal angepflanzt, ohne weitere Mühe
 zu machen; auch ist es nicht nöthig, um man nicht
 auch, wie es in vielen Haus-
 haltungen ge- könnte. Fürs-
 wahr, ich. Daß zwei oder
 drei Duzend ar-
 beiter in drei
 Maß oben
 e sich an
 gewöhnten

und da ein Fruchtbaum oder einige Waldbäume in Gruppen stehen, die dem Zugvieh und den Schaafen Schatten bieten, was dem Auge, das von dem ewigen Wald ermüdet ist, eine sehr angenehme Abwechslung darbietet.

Wenn ich bedenke, wie wenig Mühe es kosten würde, den Urwald, der dieses Land bedeckt, in grüne Wiesen und fruchtbare Anpflanzungen zu verwandeln, so bekomme ich stets Lust mit einem halben Duzend arbeitlustigen Freunden herüber zu kommen, das Land anzubauen, und dadurch den Einwohnern zu zeigen, wie bald ein indisches Paradies geschaffen werden könnte, von dessen möglicher Existenz sie keine Vorstellung haben.

Es ist ein sehr gewöhnlicher Irrthum, den man häufig in Büchern nachgeschrieben und wiederholt findet, daß die üppige Vegetation in den Tropen-Ländern die Anstrengungen des Menschen überbietet. Grade das Gegentheil ist der Fall: Natur und Klima sind nirgends so günstig für den Arbeiter und ich behaupte dreist, daß der Urwald hier in reiche Weiden, Wiesen und Felder, in Pflanzen- und Obstgärten, die alle möglichen Produkte liefern, bei halber Arbeit, und was von noch größerer Wichtigkeit ist, in der halben Zeit verwandelt werden kann, als wie bei uns erforderlich ist, obgleich dort Alles frei ist und hier mit Ausroden des Waldes angefangen werden müßte. Es ist freilich wahr, daß wenn der Boden nur roh gelichtet wäre durch die Abhauen der Bäume und Ueberfluthung mit Wasser geschieht, und dann er dann von Unkraut befreit und ist

zu entfernen, und dann folgt eine gute Erndte, und wenn man Vieh darauf hält, so ist weitere Sorge, daß das Unkraut überhand nehmen werde, überflüssig. Dann werden alle Arten von Fruchtbäumen, die man anpflanzt, in fünf oder sechs Jahren eine beträchtliche Größe erreichen und viele schon im zweiten oder dritten Jahre Frucht tragen. An Kaffee und Kakao erhält man bei einem Minimum von Aufmerksamkeit einen sehr reichlichen Ertrag; Orangen und andere Fruchtbäume kommen ganz wild fort, würden aber, gehörig behandelt, ohne Zweifel Früchte von besserer Qualität und in größerer Quantität liefern. Pinusäpfel, Melonen und Wassermelonen sind nur zu pflanzen, um die reifgewordenen Früchte dann abzunehmen. Indianisches Korn und Reis wird ziemlich in derselben Art behandelt. Zwiebeln, Bohnen und andere Vegetabilien treiben in größter Leppigkeit. Der Boden wird nie gewendet und nie gedüngt; wenn es geschähe, würde sich die Arbeit wahrscheinlich reichlich bezahlt machen. Rindvieh, Schaaf, Gänse und Schweine können in beliebiger Zahl gehalten werden; niemand braucht sie zu füttern. Federvieh aller Art gedeiht. Zucker kann in beliebiger Menge gewonnen werden, denn das Rohr wächst, einmal gepflanzt, ohne weitere Mühe zu machen; auch so, daß man nicht auch, wie es in vielen andern Gegenden geschieht, die Pflanzungen geschädigt. Wahr, ich habe drei Familien, die mit drei Personen oben an den Bäumen hängen, und die Früchte abnehmen,

würden sie mit Ausnahme der Kleider nichts Nothwendiges oder Luxusdinges zu kaufen haben; im Ueberflus würden sie haben Schweine-, Ochsen- und Schöpfenfleisch, Geflügel, Eier, Butter, Milch und Käse, Kaffee und Kakao, Molasse und Zucker. Köstliche Fische, Schildkröten und Schildkröteneier und viele Arten Wildpret würden ihre Tafel in beständiger Mannichfaltigkeit erhalten, auch Vegetabilien und Früchte nicht fehlen, wilde wie zahme in größter Fülle und Ueberflus und von solcher Güte, wie sie bei uns zu Lande der Wohlhabende nur sich verschaffen kann. Orangen und Limonien, Feigen und Weintrauben, Melonen und Wassermelonen, die verschiedenartigsten Sorten köstlicher Äpfel und Birnen sind etwas ganz Gewöhnliches, und außerdem liefern zahllose Palmen und andere Früchte delicioöse Getränke, die Jedermann bald werthschätzen lernt. Thierische und vegetabilische Oele kann man in Ueberflus zum Leuchten und zum Brennen erhalten. Und dann, wenn für das leibliche Bedürfnis gesorgt ist, was für liebliche Gärten und schattige Spaziergänge ließen sich anlegen. Wie leicht könnte man ein natürliches Orkideen-Haus mitten unter Gruppen von Waldbäumen anbringen und da die schönsten Species vereinen, die in der Gegend gefunden werden. Wie elegant würden sich Alleen von Palmen ausnehmen; wie lieblich Schlingpflanzen an den Bäumen oder an den Wänden des Hauses an Spalieren gezogen.

Am ganzen Amazonen-Strom ist aber Nichts, was auf Rettigkeit und Cultur Anspruch zu machen hätte. Spaziergänge, Alleen und Gärten sind nie angelegt worden, und doch kann man sich vorstellen, wie viel Schönheit und Mannichfaltigkeit aus der düstern Monotonie des Waldes sich hervorrufen ließe.

„England, Dir gehört mein Herz — mein geliebtes Heimathland!“

Aber der Gedanke an das rühmlich schaffende Leben, das man hier führen könnte, frei von allen Sorgen und Qualen der Civilisation wegen Existenzmitteln, lassen mich zweifeln, ob es nicht wünschenswerther wäre, Dir auf ewig Lebewohl zu sagen, hier her zu kommen und frei von Sorgen und im Ueberfluß am Rio-Negro zu leben.

Die Gegend hier ist mehr wie irgend eine am Amazonas-Strom, mehr vielleicht als irgend ein Theil Brasiliens frei von langen Dürren. Der Wechsel von Regen und Sonnenschein ist das ganze Jahr hindurch gerade wie in England, nur bleibt hier die Landschaft in perennirendes Grün gekleidet. Man findet hier am Rio-Negro die Schildkröte, die Peixeboi und alle Arten von Fischen im Ueberfluß; Vorthelle, um daretwegen viele die quälenden „Carapanas“ oder Solimoes ertragen, während man sie hier ohne irgend ein peinigendes Insect und zugleich mit dem Vorthell eines zum Ackerbau sich vorzüglich eignenden Klima's holen kann.

Alle Producte, die Cultur verlangen, sind so selten, daß sie zu guten Preisen verkauft werden, nicht bloß in Barra, sondern auch an durchreisende Handelsleute, welche keine Zeit und keine Mittel haben sie selbst zu kultiviren. Taback, Kaffee, Molasse, Baumwolle, Castor-Öel, Reis, Mais, Eier, Geflügel, gefalzenes Fleisch und Fische, alle Arten Öel, Käse und Butter kann immer verkauft werden — das Angebot steht unverändert unter der Nachfrage — und außer diesem kann aus einem Vorrath von Kleidungsstücken und anderen Extra's ein schöner Gewinn gezogen werden. Dazu wäre nur einige Erfahrung und Thätigkeit erforderlich; aber lange

nicht so viel als um zu Hause ein dürftiges Leben zu fristen.

Gegen Mittag verließen wir diesen schönen Ort und reisten langsam weiter. Einer meiner besten Indianer erkrankte am Fieber und einige Tage später wurde auch ein anderer befallen. Vergeblich hoffte ich, an irgend einem Bohnsitz oder Dorfe Leute für den übrigen Theil meiner Reise zur Hülfe zu bekommen; kein Anerbieten von Extrabelohnung konnte sie vermögen, ihre Häuser zu verlassen; sie entschuldigeten sich alle mit Geschäften oder mit Krankheit und wir waren gezwungen, uns mühsam, so gut es eben anging, fortzuhelfen. Zwei Tagereisen unterhalb der Fälle kaufte ich ein kleineres Kanoe von einem portugiesischen Händler, um damit den Uaupes aufwärts zu kommen, brachte mein Gepäck hinein und ließ das des Senhor Lima im anderen zurückgeben. In Gamanau erlangte ich, mit Aufwand vieler Mühe und einiger Zeit, einen Piloten und einen anderen Indianer, die mit mir nach Sao Gabriel gingen. Dort traf ich wieder zwei Indianer, die sich nach einigem Verzug entschlossen, mich bis Sao Joaquim zu begleiten; dann aber, nachdem sie mich erst drei oder vier Stunden über die festgesetzte Zeit der Abfahrt hatten warten und sich den doppelten Lohn für die ganze Entfernung hatten zahlen lassen, sich des Nachts von dem Ort, wo wir schliefen, heimlich davon machten. Hier war ich indessen glücklich genug, für diese zwei Schurken drei Indianer zu bekommen; da jedoch ein anderer von den meinigen krank wurde, so hatten wir immer wenig genug, um die zahlreichen Wasserstürze und Felsen zu passiren, mit denen der Fluß bedeckt ist.

Eines Tages fanden wir eine große Sucuruju, die

sich am Strande zusammengewickelt hatte, die erste große Schlange, die ich antraf. Da ich sehr begierig war, sie ohne Verletzung der Haut zu bekommen, so lud ich meine Flinte und schoss sie ab, nachdem ich den Indianern gesagt hatte, sie sollten sie nicht entwischen lassen. Sie blieb erst einige Zeit bewegungslos liegen, wie erschrocken über den Schuß, dann fing sie an, sich langsam aufzuwickeln und wandte den Kopf nach dem Wasser zu; doch augenscheinlich so beleidigt, daß sie ihren Körper am Land nicht bewegen konnte. Vergeblich rief ich den Indianern zu, sie sollten sie nicht verlassen; der Pilot war vor einiger Zeit von einer stark gebissen und fürchtete sich, deshalb schlugen sie, statt mir zu gehorchen, mit einem starken Stück Holz auf sie los und beschleunigten damit nur ihre Entfernung vom Ufer in's Wasser, wo sie unter faulen Baumstämmen auf den Grund ging und so sich unserer Gewalt ganz entzog. Soviel ich beurtheilen konnte, war sie funfzehn bis zwanzig Fuß lang und so dick als mein Schenkel. Zu Sao Gabriel sah ich auch eine der gefährlichsten Schlangen Süd-Amerikas, die Surucucu (*Lachesis mutus*), auf den Felsen schlafend. Sie ist sehr schön mit braunen Flecken gezeichnet, auf jeder Seite mit zwei schrecklichen Giftzähnen bewaffnet, und sehr gefürchtet, weil ihr Biß, wie man sagt, nicht zu curiren ist.

Als wir Sao Gabriel verlassen hatten, bekam ich wieder Fieberanfälle und lag bei der Ankunft in Sao Joaquim vollständig darnieder. Meine Indianer nahmen die günstige Gelegenheit wahr, mir eine Quantität Cagaca, die ich zur Aufbewahrung der Fische mitgebracht hatte, so wie noch andere Dinge, zu denen sie kommen konnten, zu stehlen; deshalb war ich froh, daß

ich ihnen, als mein Fieber einmal etwas weniger stark war, den Lohn auszahlen und sie fortschicken konnte. Nach einigen Tagen verminderte sich das Fieber und ich glaubte schon, es würde sehr leicht vorübergehen; doch war das nicht der Fall; denn den einen Tag fühlte ich mich sehr schwach und mochte mich gar nicht bewegen: das folgte stets auf eine Nacht mit Fieber, wo ich nicht schlafen konnte. In der nächsten Nacht konnte ich dann schlafen, dunstete stark und konnte am folgenden Tage etwas herumgehen und hatte auch Appetit. Die Schwäche und das Fieber nahmen indessen zu, bis ich mich nicht mehr erheben, nichts genießen konnte und so betäubt und hilflos war, daß Senhor L., der mich besuchte, nicht erwartete, daß ich davon käme. Mit Sprechen konnte ich mich nicht verständlich machen und hatte keine Kraft zu schreiben, ja konnte mich nicht einmal in meiner Hängematte herumdrehen. Einige Tage darauf bekam ich starkes kaltes Fieber, das alle zwei Tage wiederkehrte. Ich nahm einige Mal China, doch ohne ersichtlichen Erfolg, bis nach ziemlich vierzehn Tagen die Anfälle aufhörten und ich nur noch an außerordentlicher Abmagerung und Schwäche litt. Nach einigen Tagen stellten sich jedoch die Anfälle von kaltem Fieber wieder ein und kamen jetzt jeden Tag. Diese so häufigen Heimsuchungen des Fiebers waren keineswegs angenehm, da sie nebst dem darauf folgenden Schweißfieber von Vormittag bis zur Nacht währten. In diesem Zustande, doch mit sich vermindern der Kraft des Fiebers, blieb ich bis Anfang Februar, und obgleich sich mein Appetit vermehrte und ich gern aß, so gewann ich doch so wenig Kraft, daß ich kaum allein stehen und nur mit Hülfe zweier Stöße durch die Stube gehen konnte. Das kalte Fieber ließ indeß jetzt nach

und da ich nach acht Tagen mit einem Stock bis an's Flußufer gehen konnte, so reiste ich nach Sao Gabriel Mr. Spruce zu besuchen, der sich jetzt dort befand und der so freundlich gewesen war, mich kurze Zeit vorher zu besuchen. Ich kaufte mir etwas Wein und Zwieback vom Commandanten und kehrte dann nach Sao Joaquim zurück, entschlossen, trotz der schon eintretenden nassen Jahreszeit meine Reise nach dem Ober-Maupes, sobald ich Leute bekommen und mein Kanoe in Stand setzen könnte, fortzusetzen.

XII.

Die Kataracten des Uaupés.

Aufbruch nach dem Uaupés. — Sao Jeronymo und Sauarité.
— Fortlaufen der Indianer. — Zahlreiche Kataracte. — An-
kunft in Garuru. — Schwierige Fahrt. — Bemalte Malocca.
— Teufels-Musik. — Mehrere Fälle. — Ocoti. — Wertwür-
dige Felsen. — Ankunft in Uarucapuri. — Gobeu-Indianer.
— Ankunft in Mucura. — Haus und Familie eines Indianers.
— Höhe über dem Niveau des Meeres. — Tenente Jesuino.
— Rückkehr nach Uarucapuri. — Gefangene Indianer. —
Reise nach Sauarité. — Kalenderverbesserung. — Aufenthalt
in Sao Jeronymo.

Am 16. Februar, zwei Monat und drei Tage nach meiner Ankunft in Sao Joaquim, trat ich meine Reise nach dem Uaupés an. Ich war noch so schwach, daß es mir Mühe machte, in das Kanoe so wie aus demselben zu steigen; doch dachte ich, es würde mir die Reise besser bekommen als der Aufenthalt im Hause, und dann sehnte ich mich auch mehr als je nach der Rückkehr in die Heimath und wünschte doch erst diese Reise zu machen, um einige lebende Vögel und andere Thiere von hier mitzunehmen. Ich hatte sieben Indianer, die Senhor L. in Sao Jeronymo für mich angeworben hatte, und die mich den Uaupés hinauf führen

sollten. Drei andere, die bereits Zahlung für die Reise erhalten hatten, erschienen nicht; trotz dem, daß sie wohl wußten, daß ich den Tag der Abreise zu einem Festtage mit Fischen und Caxiri bestimmt hatte. Antonio, mein früherer Pilot nach Barra, war einer von diesen. Ich begegnete ihm, als er von seiner Wohnung nach dem Dorfe ging und er erklärte mir gerade heraus, daß er nicht mitreisen würde, wenn ich nicht noch einige Tage auf ihn warten wolle; statt dessen ließ ich mir lieber von ihm seinen Macu, Knaben, Joao mitgeben, der mich dann hin und zurück begleiten sollte, um mich für die Auszahlung an Beide zu entschädigen. Wir machten uns nun auf den Weg, froh, Antonio los zu sein, denn er war, was die Indianer einen „Ladino“ nennen, d. i. ein verschmitzter Kerl; er konnte Portugiesisch sprechen und da ich ihn im Verdacht hatte, daß er ein erfahrener Spitzbube sei, so that es mir nicht leid, seine Gesellschaft zu verlieren.

Am Sonnabend Abend, den 21., kamen wir in Sao Jeronymo an, wo ich vom Senhor Augustinho herzlich empfangen wurde. Am folgenden Tage hatte ich meine Leute zu bezahlen und schickte nach Bernardo, der mein Kanoe über die Fälle führen sollte und ging dann, noch mehr Indianer zur Reise anzuwerben.

Am Montag kam Bernardo an, und ich ließ ihn, da ich vor einigen Tagen wieder einen Anfall von kaltem Fieber gehabt hatte und dies der Tag war, wo es sich wiederholen konnte, allein nach dem Kanoe gehen und blieb zu Hause; sandte aber zur Wache zwei meiner besten Leute, die Portugiesisch sprechen konnten, um die Ladung und das Gepäck ins Kanoe zu besorgen. Gegen Abend kam aus der Gegend, wo das Kanoe lag, ein kleiner Handelsmann sehr benebelt an, und ein

Indianer benachrichtigte Senhor Augustinho, daß es von meinem Borrath an Cagaca sei, den die Leute, die ich eigens beauftragt hatte, dafür Sorge zu tragen, geöffnet hatten. Am folgenden Tage fand ich es bestätigt; denn die Siegel waren erbrochen gewesen und mit einem brennenden Holze ganz ungeschickt wieder zugemacht. Diese Leute waren halbcivilisirte Indianer, die eigentlich als Jäger mitgingen; aber auch, um mir als Dolmetscher zu dienen und mit auf meine Sachen Acht zu geben, wofür sie Extra-Lohn erhielten. Sie aßen mit mir und ruderten nicht mit den andern Indianern; aber die Versuchung, mit einer Garatao Cagaca fast einen ganzen Tag allein zu sein, war doch zu stark für sie. Natürlich überging ich Alles mit Stillschweigen und that, als ob ich von dem Stattgefundenen nichts gemerkt hätte, denn hätte ich anders gehandelt, so würden sie mich wahrscheinlich beide mit dem Lohn in Händen verlassen haben, und ich konnte dann meine Reise nicht fortsetzen.

Mit Bernardo's Hülfe bekam ich bald zehn Ruderer in mein Kanoe, und da ich die meisten aus meinem Borrath von Aegten, Spiegeln, Messern, Glasperlen u. s. w. bezahlt hatte, so ging es nun frisch und munter nach Janarite zu, wo wir Morgens den 28. ankamen. Ich war ängstlich, den Cagoeira sogleich zu passieren — bekam aber auch Aufschub, indem ich zwei Indianer, die mich hier verließen, bezahlen und dafür wieder andere anwerben mußte; auch kam mein Fieber, ehe wir das Dorf verließen, und ich war noch sehr schwach und fieberig, als wir weiter zogen, um die Fälle zu passieren. Wir mußten sämmtliches Gepäck aus dem Kanoe nehmen und dasselbe eine weite Strecke durch den Wald tragen, und selbst da dies geschehen war,

war es noch sehr schwierig, das Kanoe die Fälle hinauf zu ziehen. Es sind hier nämlich zwei Fälle gleich nacheinander, die machen, daß die Strecke, wo das Gepäck ans Land getragen werden muß, sehr lang ist.

Als wir uns dann wieder eingeschifft hatten, erklärte mir Bernardo ganz kaltblütig, er könne nicht weiter mitgehen, während ich ihn doch für die ganze Reise bezahlt hatte. Sein Bruder, sagte er, könne an seiner Statt eintreten, und er wolle mir bei meiner Rückkehr bezahlen, was er schuldig sei. Wohl oder übel — ich mußte auf seinen Vorschlag eingehen, erfuhr aber kurz darauf, daß sein Bruder nur bis zur Jacaré-Carreira mitgehen wolle, und war also zum zweitenmal betrogen.

Als wir anhielten, vermißte ich Joao, und erfuhr, daß er uns in dem Dorfe verlassen und den Guarda's erklärt hatte, er sei mit mir übereingekommen, nur so weit mitzugehen; und davon hatte mir keiner etwas gesagt bis jetzt, wo es zu spät war. Antonio's Schuld blieb daher noch unbezahlt, ja war noch gestiegen um ein Messer, das Joao auf sein Verlangen von mir erhielt, um ihn zur Mitreise geneigter zu machen.

Der Fluß war jetzt voll von Felsen, in einem Grade, daß selbst die felsigsten Parthien am Rio Negro nur eine Kleinigkeit dagegen waren. Viele waren niedrig und wie es schien, zu Zeiten hohen Wassers bedeckt, während noch unzählige unter dem Niveau blieben und wir fortwährend gegen dieselben anstießen. An diesem Nachmittag kamen mir noch vier Fälle — die „Uacu“ (eine Frucht), „Uacara“ (der weiße Reiter), „Mucura“ (die Beuteltrage) und „Japóna (obere) Caraciras.“ Am Uacara war eine Malocca gleichen Namens, und am Japóna eine andere, in der wir über

Nacht blieben. Ueber alle diese Wasserfälle gelangten wir ohne Ausladen des Kanoes, doch war der Uacara sehr mißlich und machte uns zuweilen viel Arbeit und Noth. Am nächsten Morgen bemerkten wir beim Aufbrechen, daß wieder ein Indianer fort war; er hatte sich in der Nacht davon gemacht; doch war es nutzlos, ihn wieder auffuchen zu wollen, obgleich wir wußten, daß er nach Uacara-Malocca gegangen war, wo er des Tags zuvor den Wunsch, dableiben zu können, geäußert hatte; doch wenn wir zurückgekehrt wären, ihn zu holen, so hätten sie dort geleugnet, irgend was von ihm zu wissen, und hätten ihn noch gut versteckt. Auch dieser war voll ausbezahlt worden und der dritte der nun fortgelaufen war und in meiner Schuld blieb; ein nicht sehr ermutigender Anfang meiner Reise.

Den „Tyeassu“ (Schrein) Gagoeira passirten wir früh und hatten dann eine gute Strecke ruhiges Wasser bis Mittag, wo wir den „Domarie“ (eine Frucht) Gagoiera erreichten, wo eine Niederlassung ist. Hier hielten wir Mahlzeit und aßen von einem guten frischen Tucunare, den ein alter Mann uns verkaufte; auch gewann ich durch Versprechen einer Art seinen Sohn zur Begleitung. Wir brachten das Kanoe diesen Wasserfall hinan, ohne auszuladen, was selten geschieht und nur bei dem niedrigen Wasserstand, wie er jetzt war. Den übrigen Theil des Tages hatten wir ruhiges Wasser und blieben dann auf einem Felsen, um unser Nachtessen zu halten und zu schlafen.

Am 1. März passirten wir den „Malako“ (Affen) Gagoeira früh. Die Felsen hier und noch mehr die am Domarii Gagoeira sind so von häufigen parallel gehenden

Abern durchzogen, daß es den Anschein hat, als ob sie schichtenweise, vertikal auf einander gesetzt wären; sie bestehen aus Granit und sind denen ähnlich, die wir schon gesehen hatten. Hierauf erreichten wir den „Trá“ und den „Baccaba“ (eine Palmart) Lagoeira; bei beiden fanden wir Bilder und Schriftzüge an Felsen, die ich skizzierte. Als wir den letzten Fall passirten, wurde einer der falschen Kiele zerstoßen, die ich am Kanoe für vorkommende Fälle hatte anbringen lassen, um den Boden in der Mitte zu schützen, da er hier durch früheren Gebrauch in diesen Felsenriffen sehr dünn geworden war. Wir mußten nun an einer Sandbank anhalten, das Kanoe ausladen und die Nagellöcher zustopfen, da durch diese das Wasser sehr schnell einbrang.

Am nächsten Tag passirten wir nach einander die „Arara Miri“ (der kleine Macaw), die „Lamaquerié“ (Gedo), die „Baroquet“, die „Japoo“ (ein Vogel), die „Arara“ (die Macaw), die „Tatu“ (das Armadill), die „Amana“ (Regen), die „Camoá“ (?), die „Yauti“ (Schildkröte) und kamen schließlich an den „Caruru“ (eine Wasserpflanze) Lagoeira an, etwa um 3 Uhr Nachmittags. Die letzten fünf vor der Ankunft am Caruru waren außerordentlich schlecht zu befahren, indem man gewöhnlich in der Mitte des Flusses zwischen Felsen durch mußte, wo das Wasser fürchterlich brauste. Die Fälle waren nicht höher als drei oder vier Fuß jeder, aber ein beladenes Kanoe gegen die schäumenden Gewässer eines großen Flusses aufwärts zu ziehen, war eine der größten Schwierigkeiten für meine zwölf Indianer, die oft erst in Brusttiefe im Wasser Fuß fassen konnten, wo es schon zu bewundern war, daß sie sich selbst gegen die Strömung halten, vielmehr noch, daß

sie außerdem Kraft ausüben konnten, das Kanoe weiter zu ziehen. Am Arára-Fall geht der Weg über den trockenen Felsen und deshalb mußten wir das Kanoe ausladen; aber trotz der größten Anstrengungen konnten die Indianer das schwere Kanoe nicht über den steilen und zerspaltenen Aufstieg bringen, der zum Fußpfad führte. Immer und immer wieder erneuerten sie ihre Anstrengungen, doch ohne Erfolg; und eben wollte ich einen alten Mann nach Caruru um Beistand schicken, als er darauf verfiel, daß wir durch Anknüpfen eines langen Sipoß (dem gewöhnlichen Anfertau in diesen Flüssen) ein gutes Mittel erlangen würden, das Kanoe beraufzuziehen. Wir thaten das, und mit großen Anstrengungen gelang es, auch diese Schwierigkeit zu besiegen; was mir sehr lieb war, denn das Schicken nach Caruru würde einen langen und sehr verdrießlichen Aufenthalt verursacht haben.

Der Fluß mag von Jauarite aus etwa eine Drittel Meile breit sein, aber er hat unzählige Biegungen und Windungen; fast bei jedem Sturz dehnt er sich in so tiefe Buchten aus und wird von so vielen Felsen und Inseln in Kanäle gespalten, daß es an manchen Stellen scheint, als ob das Wasser zurückflöße. „Caruru-Caxoeira“ ist größer, als alle, die wir noch gesehen hatten; über große Felsen vielleicht fünfzehn bis zwanzig Fuß herniederrauschend. Das einzige Mittel, hier weiter zu kommen, war, das Kanoe über den trockenen Felsen zu ziehen, der sich beträchtlich über das Niveau des Wassers erhob und durch Bäche und Gänge von zwei bis drei Fuß Tiefe stellenweise sehr zerrissen war. Das Kanoe wurde also ausgeladen, eine Menge Stöcke und Zweige abgeschnitten und auf den Weg geleat, damit der Boden des Kanoes nicht zu sehr beschä-

digst wurde durch die Steine, und dann nach dem Dorfe an der andern Seite geschickt, um den Tushaua aufzuordern, mit vielen Leuten uns zu Hülfe zu kommen. Er kam bald mit elf Indianern, die nun sogleich Hand anlegten, das Kanoe mit Seilen und Stangen herauf zu schaffen; die Gesamtkraft von fünfundzwanzig Personen konnte es nur ganz allmählig und mit großer Mühe bewerkstelligen; doch endlich gelang es und wir begaben uns nun nach dem Dorfe, wo der Tushaua uns ein Haus einräumte.

Das Kanoe war an einer Stelle am Boden so schwach, daß ich besorgt war wegen meiner Weiterfahrt und demnach den Beschluß faßte, hier zwei oder drei Tage zu bleiben, die schwache Stelle herauszuschneiden und dafür ein starkes Stück einzusetzen. Ich sah jetzt auch ein, daß dieses Kanoe viel zu schwer war, um damit stromaufwärts weiter zu kommen, zumal da es an vielen Orten und gerade an gefährlichen Stellen wie am Caruru an Leuten fehlte, die Beistand hätten leisten können; deshalb trat ich mit dem Tushaua in Unterhandlung, um von ihm eine sehr große „Oba“ zu kaufen, die ich dann auch gegen eine Art, ein Hemd, Hosen, zwei Hirschfänger und einige Glasperlen erhielt. Wir wurden hier gegen fünf Tage aufgehalten, da es so schwierig war, ein Baum von gutem Holz aufzufinden, der breit genug wäre, um daraus ein zwölf bis vierzehn Zoll breites Brett zu schneiden; endlich, um nicht noch längeren Aufenthalt zu haben, sah ich mich genöthigt, mit zwei schmalen Brettern zufrieden zu sein und diese dichtaneinander zu setzen.

Es war hier eine Malocca und außerdem gab es noch eine große Anzahl von Häusern. Die Vorderseite der Malocca war sehr geschmackvoll mit rothen, weißen,

ich ihnen, als mein Fieber einmal etwas weniger stark war, den Lohn auszahlen und sie fortschicken konnte. Nach einigen Tagen verminderte sich das Fieber und ich glaubte schon, es würde sehr leicht vorübergehen; doch war das nicht der Fall; denn den einen Tag fühlte ich mich sehr schwach und mochte mich gar nicht bewegen: das folgte stets auf eine Nacht mit Fieber, wo ich nicht schlafen konnte. In der nächsten Nacht konnte ich dann schlafen, dunstete stark und konnte am folgenden Tage etwas herumgehen und hatte auch Appetit. Die Schwäche und das Fieber nahmen indessen zu, bis ich mich nicht mehr erheben, nichts genießen konnte und so betäubt und hilflos war, daß Senhor L., der mich besuchte, nicht erwartete, daß ich davon käme. Mit Sprechen konnte ich mich nicht verständlich machen und hatte keine Kraft zu schreiben, ja konnte mich nicht einmal in meiner Hängematte herumdrehen. Einige Tage darauf bekam ich starkes kaltes Fieber, das alle zwei Tage wiederkehrte. Ich nahm einige Mal China, doch ohne ersichtlichen Erfolg, bis nach ziemlich vierzehn Tagen die Anfälle aufhörten und ich nur noch an außerordentlicher Abmagerung und Schwäche litt. Nach einigen Tagen stellten sich jedoch die Anfälle von kaltem Fieber wieder ein und kamen jetzt jeden Tag. Diese so häufigen Heimsuchungen des Fiebers waren keineswegs angenehm, da sie nebst dem darauf folgenden Schweiß-Fieber von Vormittag bis zur Nacht währten. In diesem Zustande, doch mit sich vermindender Kraft des Fiebers, blieb ich bis Anfang Februar, und obgleich sich mein Appetit vermehrte und ich gern aß, so gewann ich doch so wenig Kraft, daß ich kaum allein stehen und nur mit Hülfe zweier Stöße durch die Stube gehen konnte. Das kalte Fieber ließ indeß jetzt nach

und da ich nach acht Tagen mit einem Stod bis an's Flußufer gehen konnte, so reiste ich nach Sao Gabriel Mr. Spruce zu besuchen, der sich jetzt dort befand und der so freundlich gewesen war, mich kurze Zeit vorher zu besuchen. Ich kaufte mir etwas Wein und Zwieback vom Commandanten und kehrte dann nach Sao Joaquim zurück, entschlossen, trotz der schon eintretenden nassen Jahreszeit meine Reise nach dem Ober-Maupes, sobald ich Leute bekommen und mein Kanoe in Stand setzen könnte, fortzusetzen.

XII.

Die Kataracten des Uaupés.

Ausbruch nach dem Uaupés. — Sao Jeronymo und Jauarité. — Fortlaufen der Indianer. — Zahlreiche Kataracte. — Ankunft in Garuru. — Schwierige Fahrt. — Bemalte Malocra. — Teufels-Musik. — Mehrere Fälle. — Ocoti. — Merkwürdige Felsen. — Ankunft in Warucapuri. — Gobeu-Indianer. — Ankunft in Mucura. — Haus und Familie eines Indianers. — Höhe über dem Niveau des Meeres. — Lenente Jesuino. — Rückkehr nach Warucapuri. — Gefangene Indianer. — Reise nach Jauarité. — Kalenderverbesserung. — Aufenthalt in Sao Jeronymo.

Am 16. Februar, zwei Monat und drei Tage nach meiner Ankunft in Sao Joaquim, trat ich meine Reise nach dem Uaupés an. Ich war noch so schwach, daß es mir Mühe machte, in das Kanoe so wie aus demselben zu steigen; doch dachte ich, es würde mir die Reise besser bekommen als der Aufenthalt im Hause, und dann sehnte ich mich auch mehr als je nach der Rückkehr in die Heimath und wünschte doch erst diese Reise zu machen, um einige lebende Vögel und andere Thiere von hier mitzunehmen. Ich hatte sieben Indianer, die Senhor L. in Sao Jeronymo für mich angeworben hatte, und die mich den Uaupés hinauf führen

sollten. Drei andere, die bereits Zahlung für die Reise erhalten hatten, erschienen nicht; trotz dem, daß sie wohl wußten, daß ich den Tag der Abreise zu einem Festtage mit Fischen und Caxiri bestimmt hatte. Antonio, mein früherer Pilot nach Barra, war einer von diesen. Ich begegnete ihm, als er von seiner Wohnung nach dem Dorfe ging und er erklärte mir gerade heraus, daß er nicht mitreisen würde, wenn ich nicht noch einige Tage auf ihn warten wolle; statt dessen ließ ich mir lieber von ihm seinen Macu, Knaben, Joao mitgeben, der mich dann hin und zurück begleiten sollte, um mich für die Auszahlung an Beide zu entschädigen. Wir machten uns nun auf den Weg, froh, Antonio los zu sein, denn er war, was die Indianer einen „Ladino“ nennen, d. i. ein verschmitzter Kerl; er konnte Portugiesisch sprechen und da ich ihn im Verdacht hatte, daß er ein erfahrener Spitzbube sei, so that es mir nicht leid, seine Gesellschaft zu verlieren.

Am Sonnabend Abend, den 21., kamen wir in Sao Jeronymo an, wo ich vom Senhor Augustinho herzlich empfangen wurde. Am folgenden Tage hatte ich meine Leute zu bezahlen und schickte nach Bernardo, der mein Kanoe über die Fälle führen sollte und ging dann, noch mehr Indianer zur Reise anzuwerben.

Am Montag kam Bernardo an, und ich ließ ihn, da ich vor einigen Tagen wieder einen Anfall von kaltem Fieber gehabt hatte und dies der Tag war, wo es sich wiederholen konnte, allein nach dem Kanoe gehen und blieb zu Hause; sandte aber zur Wache zwei meiner besten Leute, die Portugiesisch sprechen konnten, um die Ladung und das Gepäck ins Kanoe zu besorgen. Gegen Abend kam aus der Gegend, wo das Kanoe lag, ein kleiner Handelsmann sehr benebelt an, und ein

Indianer benachrichtigte Senhor Augustinho, daß es von meinem Borrath an Cagaca sei, den die Leute, die ich eigens beauftragt hatte, dafür Sorge zu tragen, geöffnet hatten. Am folgenden Tage fand ich es bestätigt; denn die Siegel waren erbrochen gewesen und mit einem brennenden Holze ganz ungeschickt wieder zugemacht. Diese Leute waren halbcivilisirte Indianer, die eigentlich als Jäger mitgingen; aber auch, um mir als Dolmetscher zu dienen und mit auf meine Sachen Acht zu geben, wofür sie Extra-Lohn erhielten. Sie aßen mit mir und ruderten nicht mit den andern Indianern; aber die Versuchung, mit einer Garatao Cagaca fast einen ganzen Tag allein zu sein, war doch zu stark für sie. Natürlich überging ich Alles mit Stillschweigen und that, als ob ich von dem Stattgefundenen nichts gemerkt hätte, denn hätte ich anders gehandelt, so würden sie mich wahrscheinlich beide mit dem Lohn in Händen verlassen haben, und ich konnte dann meine Reise nicht fortsetzen.

Mit Bernardo's Hülfe bekam ich bald zehn Ruderer in mein Kanoe, und da ich die meisten aus meinem Borrath von Aegten, Spiegeln, Messern, Glasperlen u. s. w. bezahlt hatte, so ging es nun frisch und munter nach Jauarite zu, wo wir Morgens den 28. ankamen. Ich war ängstlich, den Cagoeira sogleich zu passieren — bekam aber auch Aufschub, indem ich zwei Indianer, die mich hier verließen, bezahlen und dafür wieder andere anwerben mußte; auch kam mein Fieber, ehe wir das Dorf verließen, und ich war noch sehr schwach und fieberig, als wir weiter zogen, um die Fälle zu passieren. Wir mußten sämmtliches Gepäc aus dem Kanoe nehmen und dasselbe eine weite Strecke durch den Wald tragen, und selbst da dies geschehen war,

war es noch sehr schwierig, das Kanoe die Fälle hinauf zu ziehen. Es sind hier nämlich zwei Fälle gleich nacheinander, die machen, daß die Strecke, wo das Gepäck ans Land getragen werden muß, sehr lang ist.

Als wir uns dann wieder eingeschifft hatten, erklärte mir Bernardo ganz kaltblütig, er könne nicht weiter mitgehen, während ich ihn doch für die ganze Reise bezahlt hatte. Sein Bruder, sagte er, könne an seiner Statt eintreten, und er wolle mir bei meiner Rückkehr bezahlen, was er schuldig sei. Wohl oder übel — ich mußte auf seinen Vorschlag eingehen, erfuhr aber kurz darauf, daß sein Bruder nur bis zur Jacare-Cagoeira mitgehen wolle, und war also zum zweitenmal betrogen.

Als wir anhielten, vermißte ich Joao, und erfuhr, daß er uns in dem Dorfe verlassen und den Guarda's erklärt hatte, er sei mit mir übereingekommen, nur so weit mitzugehen; und davon hatte mir keiner etwas gesagt bis jetzt, wo es zu spät war. Antonio's Schuld blieb daher noch unbezahlt, ja war noch gestiegen um ein Messer, das Joao auf sein Verlangen von mir erhielt, um ihn zur Mitreise geneigter zu machen.

Der Fluß war jetzt voll von Felsen, in einem Grade, daß selbst die felsigsten Parthien am Rio Negro nur eine Kleinigkeit dagegen waren. Viele waren niedrig und wie es schien, zu Zeiten hohen Wassers bedeckt, während noch unzählige unter dem Niveau blieben und wir fortwährend gegen dieselben anstießen. An diesem Nachmittag kamen mir noch vier Fälle — die „Uacu“ (eine Frucht), „Uacara“ (der weiße Reiher), „Mucura“ (die Beutelkröte) und „Japona“ (obere) Cagoeiras.“ Am Uacara war eine Malocca gleichen Namens, und am Japona eine andere, in der wir über

Nacht blieben. Ueber alle diese Wasserfälle gelangten wir ohne Ausladen des Kanoes, doch war der Uacara sehr mißlich und machte uns zuweilen viel Arbeit und Noth. Am nächsten Morgen bemerkten wir beim Aufbrechen, daß wieder ein Indianer fort war; er hatte sich in der Nacht davon gemacht; doch war es nutzlos, ihn wieder auffuchen zu wollen, obgleich wir wußten, daß er nach Uacara-Malocca gegangen war, wo er des Tags zuvor den Wunsch, dableiben zu können, geäußert hatte; doch wenn wir zurückgekehrt wären, ihn zu holen, so hätten sie dort gezeugnet, irgend was von ihm zu wissen, und hätten ihn noch gut versteckt. Auch dieser war voll ausbezahlt worden und der dritte der nun fortgelaufen war und in meiner Schuld blieb; ein nicht sehr ermutigender Anfang meiner Reise.

Den „Ipeassu“ (Schrein) Cagoeira passirten wir früh und hatten dann eine gute Strecke ruhiges Wasser bis Mittag, wo wir den „Domarie“ (eine Frucht) Cagoeira erreichten, wo eine Niederlassung ist. Hier hielten wir Mahlzeit und aßen von einem guten frischen Tucunare, den ein alter Mann uns verkaufte; auch gewann ich durch Versprechen einer Art seinen Sohn zur Begleitung. Wir brachten das Kanoe diesen Wasserfall hinan, ohne auszuladen, was selten geschieht und nur bei dem niedrigen Wasserstand, wie er jetzt war. Den übrigen Theil des Tages hatten wir ruhiges Wasser und blieben dann auf einem Felsen, um unser Nachtessen zu halten und zu schlafen.

Am 1. März passirten wir den „Malako“ (Affen) Cagoeira früh. Die Felsen hier und noch mehr die am Domarii Cagoeira sind so von häufigen parallel gehenden

Abern durchzogen, daß es den Anschein hat, als ob sie schichtenweise, vertikal auf einander gesetzt wären; sie bestehen aus Granit und sind denen ähnlich, die wir schon gesehen hatten. Hierauf erreichten wir den „Ira“ und den „Baccaba“ (eine Palmart) Lagoeira; bei beiden fanden wir Bilder und Schriftzüge an Felsen, die ich skizzierte. Als wir den letzten Fall passirten, wurde einer der falschen Kiele zerstoßen, die ich am Kanoe für vorkommende Fälle hatte anbringen lassen, um den Boden in der Mitte zu schützen, da er hier durch früheren Gebrauch in diesen Felsenriffen sehr dünn geworden war. Wir mußten nun an einer Sandbank anhalten, das Kanoe ausladen und die Nagellöcher zustopfen, da durch diese das Wasser sehr schnell einbrang.

Am nächsten Tag passirten wir nach einander die „Arara Miri“ (der kleine Macaw), die „Tamaquerié“ (Geco), die „Baroquet“, die „Japoó“ (ein Vogel), die „Arara“ (die Macaw), die „Tatu“ (das Armadill), die „Amana“ (Regen), die „Lamoa“ (?), die „Dauti“ (Schildkröte) und kamen schließlich an den „Caruru“ (eine Wasserpflanze) Lagoeira an, etwa um 3 Uhr Nachmittags. Die letzten fünf vor der Ankunft am Caruru waren außerordentlich schlecht zu befahren, indem man gewöhnlich in der Mitte des Flusses zwischen Felsen durch mußte, wo das Wasser fürchterlich brauste. Die Fälle waren nicht höher als drei oder vier Fuß jeder, aber ein beladenes Kanoe gegen die schäumenden Gewässer eines großen Flusses aufwärts zu ziehen, war eine der größten Schwierigkeiten für meine zwölf Indianer, die oft erst in Brusttiefe im Wasser Fuß fassen konnten, wo es schon zu bewundern war, daß sie sich selbst gegen die Strömung halten, vielmehr noch, daß

sie außerdem Kraft ausüben konnten, das Kanoe weiter zu ziehen. Am Arára-Faß geht der Weg über den trockenen Felsen und deshalb mußten wir das Kanoe ausladen; aber trotz der größten Anstrengungen konnten die Indianer das schwere Kanoe nicht über den steilen und zerspaltenen Aufstieg bringen, der zum Fußpfad führte. Immer und immer wieder erneuerten sie ihre Anstrengungen, doch ohne Erfolg; und eben wollte ich einen alten Mann nach Caruru um Beistand schicken, als er darauf verfiel, daß wir durch Anknüpfen eines langen Sipoß (dem gewöhnlichen Ankertaue in diesen Flüssen) ein gutes Mittel erlangen würden, das Kanoe heraufzuziehen. Wir thaten das, und mit großen Anstrengungen gelang es, auch diese Schwierigkeit zu besiegen; was mir sehr lieb war, denn das Schicken nach Caruru würde einen langen und sehr verdrießlichen Aufenthalt verursacht haben.

Der Fluß mag von Iauarite aus etwa eine Drittel Meile breit sein, aber er hat unzählige Biegungen und Windungen; fast bei jedem Sturz dehnt er sich in so tiefe Buchten aus und wird von so vielen Felsen und Inseln in Kanäle gespalten, daß es an manchen Stellen scheint, als ob das Wasser zurückflöße. „Caruru-Cagoeira“ ist größer, als alle, die wir noch gesehen hatten; über große Felsen vielleicht fünfzehn bis zwanzig Fuß herniederrauschend. Das einzige Mittel, hier weiter zu kommen, war, das Kanoe über den trockenen Felsen zu ziehen, der sich beträchtlich über das Niveau des Wassers erhob und durch Bäche und Gänge von zwei bis drei Fuß Tiefe stellenweise sehr zerrissen war. Das Kanoe wurde also ausgeladen, eine Menge Stöcke und Zweige abgeschnitten und auf den Weg gelegt, damit der Boden des Kanoes nicht zu sehr beschä-

digst wurde durch die Steine, und dann nach dem Dorfe an der andern Seite geschickt, um den Tushau aufzuordern, mit vielen Leuten uns zu Hülfe zu kommen. Er kam bald mit elf Indianern, die nun sogleich Hand anlegten, das Kanoe mit Seilen und Stangen herauf zu schaffen; die Gesamtkraft von fünfundzwanzig Personen konnte es nur ganz allmählig und mit großer Mühe bewerkstelligen; doch endlich gelang es und wir begaben uns nun nach dem Dorfe, wo der Tushau uns ein Haus einräumte.

Das Kanoe war an einer Stelle am Boden so schwach, daß ich besorgt war wegen meiner Weiterfahrt und demnach den Beschluß faßte, hier zwei oder drei Tage zu bleiben, die schwache Stelle herauszuschneiden und dafür ein starkes Stück einzusetzen. Ich sah jetzt auch ein, daß dieses Kanoe viel zu schwer war, um damit stromaufwärts weiter zu kommen, zumal da es an vielen Orten und gerade an gefährlichen Stellen wie am Garuru an Leuten fehlte, die Beistand hätten leisten können; deshalb trat ich mit dem Tushau in Unterhandlung, um von ihm eine sehr große „Oba“ zu kaufen, die ich dann auch gegen eine Art, ein Hemd, Hosen, zwei Hirschfänger und einige Glasperlen erhielt. Wir wurden hier gegen fünf Tage aufgehalten, da es so schwierig war, ein Baum von gutem Holz aufzufinden, der breit genug wäre, um daraus ein zwölf bis vierzehn Zoll breites Brett zu schneiden; endlich, um nicht noch längeren Aufenthalt zu haben, sah ich mich genöthigt, mit zwei schmalen Brettern zufrieden zu sein und diese dichtaneinander zu setzen.

Es war hier eine Malocca und außerdem gab es noch eine große Anzahl von Häusern. Die Vorderseite der Malocca war sehr geschmackvoll mit rothen, weißen,

gelben und schwarzen Bierecken und Kreisen bemalt. An den Felsen zeigte sich eine Reihe sonderbarer Figuren, die ich abzeichnete. Diese Indianer gehören zum „Ananas-“ oder Pinusäpfel-Stamm; ich kaufte ihnen einigen Schmuck in Tüchern und Federn ab, außerdem Fische, Mandioca-Kuchen und andere Dinge in großer Menge meistens in Tausch gegen Angeln und rothe Glasperlen, von denen ich großen Vorrath hatte. Grade unter dem Fall ist der Fluß hier nicht breiter, als zwei oder dreihundert Yards, während er oberhalb eine halbe Meile breit ist und mehrere große Inseln enthält.

Der große schwarze Pacu war hier in Ueberflus vorhanden und wurde uns nebst andern kleinen Fischen in hinreichender Menge gebracht, so daß wir nicht gezwungen waren, Geflügel zu essen, was für die ordinarste Kost von den Handelsleuten angesehen wird. Ich aß hier zum erstenmal das merkwürdige Flußgras, das sogenannte Caruru, welches an den Felsen wächst. Wir versuchten es sowohl als Salat, wie auch gekocht mit Fischen, und es war in beiden Fällen ganz vortrefflich; gekocht schmeckte es ähnlich wie Spinat.

Hier sah und hörte ich auch zum erstenmal von den Indianern den „Juripari“ oder die Teufelsmusik. Sie hielten nämlich eines Abends ein Cagiri-Trinkfest; kurz vor der Dämmerung ließ sich plötzlich ein Ton wie das Blasen von Posaunen und Fagotten vom Flusse her vernehmen und es erschienen dann acht Indianer, von denen jeder ein großes, Fagott ähnliches Instrument blies. Es waren vier Paare von Instrumenten verschiedener Größe, mit denen wilde, jedoch nicht ganz unangenehme Töne hervorgebracht wurden. Auch bliesen sie in leidlicher Harmonie nach einer ein-

fachen Weise und zeigten mehr Geschmac für Musik als ich unter diesem Volke vermuthet hatte. Die Instrumente werden von spiralförmig gewundener Rinde gemacht; das Mundstück aus Blättern.

Als ich Abends in die Malocca kam, traf ich zwei alte Männer, die auf den größten der Instrumente bliesen. Dabei bewegten sie sich auf ganz sonderbare Weise, erhoben sich bald und bald neigten sie sich seitwärts, machten auch seltsame Körperverdrehungen und spielten dabei lange Zeit nach einer regelmäßigen Melodie, sich dabei einander sehr correct begleitend. Von dem Augenblick an, wo die Musik sich hören ließ, war auch kein weibliches Wesen, weder ein altes noch ein junges, zu sehen; denn es ist einer der sonderbarsten Aberglauben bei den Maupes-Indianern, daß sie meinen, es sei so gefährlich für ein Weib, ein solches Instrument zu sehen, daß sie ein solches Vergehen mit dem Tode, gewöhnlich durch Gift, bestrafen. Selbst, wenn es ganz zufällig geschehen sein sollte, ja wenn nur der Verdacht da ist, es könnten diese verbotenen Dinge gesehen worden sein, so kennen sie keine Schonung; man sagt, es hätten Väter an ihren eigenen Töchtern, Männer an ihren Weibern die Todesstrafe in solchen Fällen selbst vollzogen. Ich trug natürlich Verlangen, Dinge zu kaufen, in Bezug auf welche so merkwürdige Sitten herrschen und sprach darüber mit dem Lushaua. Nach vielem Jureden versprach er, sie mir bei meiner Rückkehr zu verkaufen; machte aber aus, daß sie in einiger Entfernung vom Dorfe eingenommen werden sollten, damit keine Gefahr sei, daß sie von den Weibern gesehen würden.

Des Morgens an dem Tage vor dem, da wir fortwohnten, entdeckten wir, daß uns noch zwei von un-

fern Indianern verlassen, die volle Bezahlung für längeres Bleiben erhalten hatten. Sie hatten sich in Besitz eines Kanoes gesetzt und waren in der Nacht entwischt. Mir blieb nur die Hoffnung, sie bei meiner Rückkehr in ihren Häusern anzutreffen und sie dann zu veranlassen, mich in irgend einer Art zu entschädigen.

Die Indianer hier haben wenige charakteristische Unterscheidungszeichen von denen am untern Laufe. Die Weiber tragen mehr Perlen um Hals und Arme; ihre Lippen sind öfters durchbohrt und Schnüre von Perlen durchgezogen; da aber die Stämme durch Heirathen so gemischt sind, so ist diese Sitte wohl von den Tucanos hergenommen.

Einige von den Weibern und Kindern trugen zwei Gürtel, den einen über dem Knöchel, den andern unter den Knien, so daß die Waden recht hervortreten, was bei ihnen für eine sehr große Schönheit gilt. Ich sah übrigens hier nicht so viele Haarzöpfe, was wohl daher kommen mag, daß die meisten mit Händlern an den Rio Negro gekommen waren und von da christliche Gebräuche angenommen hatten; vielleicht auch daher, daß der letzte Tushaua ein „homen muito civilizado“ („ein sehr gebildeter Mann“) gewesen war.

Nach einem Aufschub von vier Tagen brachen wir endlich auf mit unserm, vergleichsweise kleinen Rest von Indianern, unter denen jedoch einige waren, die sich besonders eigneten zum Beistand bei der Fahrt über mehrere Lagoetras, an die wir kamen. Es sind dieses der „Pirewa“ (Bunde), der „Iacoroua“ (kleine Ziege), der „Manivara“ (weiße Ameise), der „Matapi“ (Fischschlinge), der „Amara“ (Regen), der „Tapiyacunga“ (Tapirokopf), der „Tapiyacura“ (Tapi's Maul) und der „Jacare“ (Alligator). Drei von diesen sind sehr schwierig,

so daß wir das Kanoe ganz ausladen und über den trockenen unebenen Felsen ziehen mußten. Der letzte war der höchste und der Fluß rauchte hier über ein steilabschüssiges Felsenbett etwa zwanzig Fuß tief hinab. Das Aus- und Wiedereinladen des Kanoes, das sich drei oder viermal wiederholte und natürlich ebensoviel Stunden erforderte, war ein äußerst verdrießliches Geschäft. Körbe voll Mehl, Salz, von Mandioca Kuchen und Pactovas werden verstreut, Pfannen gehen oft entzwei. Wenn es dann beginnt zu regnen, so muß Alles in Eile übereinander gesetzt, Palmblätter müssen abgeschnitten werden, um die Dinge zu bedecken, die sonst leicht verderben; aber Kisten, Sitze und zahllose Dinge werden sicher naß, was denn, wenn Alles nur eilig und in der Verwirrung wieder hingesezt ist, doch unangenehm wird. Wenn ich Vögel oder Insecten trocken haben wollte, so passirte es gewiß, daß sie umgeworfen oder vom Wind fortgeweht oder vom Regen durchnäßt wurden, ebenso ging es mir mit meinen Notizbüchern und den Papieren. Was in Kisten war, wurde, wenn nicht ganz fest gepackt, geschüttelt und hin und her geschoben, da es nicht eben getragen werden konnte, so daß die Reise ein ausgezeichnetes Mittel war, sich in Geduld zu üben und mit philosophischer Ruhe Alles zu ertragen. Alle diese Fälle hatten wir um Mittag passirt und schliefen des Nachts auf einem Felsen an einer kleinen Strömung, wo auch ein Haus stand, doch ohne Einwohner.

Am achten hatten wir ziemlich ruhiges Wasser mit nur zwei kleinen Strömungen, den „Taina“ (Kinder), und den Paroquet, Taxoeiras. Am neunten erreichten wir Morgens den Pacu-Fall und hatten dann einen ruhigen Strom, freilich mit vielen Felsen, bis wir den Nachmittag an den Macucu (ein Baum), dann an den

„Ananas“ und an den „Macu“ (eine Frucht) kamen; diese waren sämtlich schlecht und schwer zu passiren. Caruru hatten wir mit sehr wenig Mehl verlassen, da dort keines zu haben war, und seitdem hatten wir auch keine Niederlassung getroffen, wo man solches hätte kaufen können; deshalb mußten die Indianer jetzt an ihre eigenen Rationen von „Beiju“ gehen. Von einem vorüberkommenden Indianer kaufte ich einen Korb Dcofi und einige Fische. Dcofi ist eine große birnförmige Frucht, mit einer harten und dicken Außenschale von fast holziger Textur; in dieser Schale findet sich wenig fleischige, sehr süße Masse und in dieser steckt dann ein großer ovaler Stein. Das Fleisch ist sehr locker, aber so scharf, daß Mund und Gaumen ganz wund werden, wenn man mehr als zwei oder drei ißt. Wenn man jedoch den Saft einkocht, so verliert er diese Eigenthümlichkeit und giebt dann in Ringau mit Tapioca ein höchst gaumentzelandes und am obern Rio Negro, wo die Frucht im Ueberfluß wächst, hoch geschätztes Essen. Man braucht jedoch eine ziemliche Masse von der Frucht, um daraus nur eine kleine Pfanne voll Ringau zu bekommen.

Am folgenden Tag, am 10. des Nachmittags sprangen alle Indianer plötzlich wie Ottern in das Wasser, schwammen nach dem Ufer und verschwanden im Wald. „Dcofi“ war die Antwort auf meine Fragen über die Ursache des plötzlichen Verschwindens, und es zeigte sich bald, daß sie einen Dcofi-Baum entdeckt hatten und ihn nun abnahmen und die Früchte mitnahmen, um ihren Hunger zu stillen, denn ein indianischer Gaumen und Mund scheint unverwundbar durch alle jene beißenden Substanzen, die wir Civilisirte nicht ertragen können. Der Baum ist einer der höchsten im Walde, aber die

Früchte fallen ab, sobald sie reif sind und ihre harte Schale schützt sie vor Verletzung. Körbe und Tücher aller Art waren bald mit Früchten angefüllt und ins Kanoe gebracht, auch ich ließ mir von jedem der Indianer ein kleines Körbchen voll bringen; so daß wir auf drei folgende Morgen genug „Ringau de Docti“ hatten.

Die Felsen von Caruru bieten oft eine zerfressene Oberfläche, wie wenn der Granit geschmolzen gewesen wäre. Mitunter zeigen sie eine Masse gebrannter Bruchstücke, mitunter sind sie zölig und an der Oberfläche glänzend. An manchen Stellen enthalten sie Fragmente feinkörnigen Gesteines eingeschlossen, vielleicht Sandstein, sowie auch zahlreiche Adern und Spalten sich oft drei und viermal durchkreuzen. Die Felsen sind an manchen Stellen so zerbrochen und senkrecht gespalten, daß es den Anschein hat, als wären sie Schichtenweise auf einander gesetzt worden. Der gerundeten Form, die man am Rio Negro findet, begegnet man hier auch beständig. Die Spalten der gerundeten, wie der eckigen Steinmassen sind oft mit einer merkwürdigen vulkanischen Masse ausgefüllt, die nach außen zu wie Pech aussieht, aber aus Sand, Thon u. s. w. besteht und in verschiedener Weise mit einander verbunden ist.

Am 10. passirten wir die „Tapioca“, „Lucano“ (Tukan), Tutunará (ein Fisch), Uaracupinimi, (ein Fisch) und Tyeassu (Pig) Lagoetras. Der erste war sehr schlecht und sowohl schwierig, wie auch gefährlich zu passiren; er bestand aus vielen verschiedenen Fäßen unter großen Massen von Felsen. An einer Stelle blieb das Kanoe fest sitzen, mitten unter dem schäumenden Gewässer,

nicht am Rande eines Falles und nahe eine Stunde lang; alle Anstrengungen der Indianer konnten es nicht von der Stelle bringen. Sie hoben es von der einen Seite und von der andern, konnten es aber nicht fortbringen; so daß ich alle Hoffnung schon aufgab, vor Nachtzeit aus dieser Schwierigkeit heraus zu kommen. Plötzlich kam das Kanoe in Bewegung grade in einem Moment, wo nicht so viel Kraft angespannt war, wie vorher; aber es mochte wohl daran liegen, daß meine Indianer, die nicht von einerlei Stamm waren, auch keine gemeinsame Sprache hatten, nicht dahin zu bringen waren, in Uebereinstimmung zu handeln oder einem Leiter zu gehorchen. Wahrscheinlich war es so eine gewisse Combination der Kräfte, die uns aus unsrer unangenehmen Situation herausbrachte. Bei diesem Falle waren an den Felsen sehr zahlreiche Figuren oder Zeichenschriften, so daß ich etwas verweilte, um Zeichnungen abzunehmen, von denen ich damals schon eine große Sammlung besaß.

Die nächsten drei Fälle waren nur kleine Strömungen, aber der letzte, den wir erst spät am Abend erreichten, war fürchterlich. Der Fluß macht an dieser Stellung plötzlich eine Biegung und ist in einen sehr engen Raum zusammengedrängt, vor sich Gesteins- und Felsenmassen von allen Größen und Gestalten in buntester Verwirrung über einander aufgehäuft haben. Jeder Stein ist, so weit er aus dem Wasser reicht, mit Vegetation bedeckt, und unter dem ganzen Fluß rauscht und schäumt es, so daß es für den Piloten eine Aufgabe von ungewöhnlicher Schwierigkeit ist, sich hier durch zu arbeiten. Grade als es dunkel wurde, kamen wir aus diesen bösen Engen heraus und in einen weiteren und lieblicheren Theil des Flusses, wo wir an

einem Felsen anlangten um unser Nachtmahl zu halten und zu schlafen.

Am 11. früh erreichten wir Marucapuri, wo sich ein Dorf befindet und auch mehrere Maloccas. Die erste, die wir betraten, war von Leuten aus dem Cobeu-Stamm bewohnt. Es waren etwa ein Duzend schöne Männer, sämmtlich schlanke Gestalten, schön bemalt, und mit Armbändern und Halschnüren von weißen Perlen geschmückt; in die Ohren hatten sie ein Stückchen Holz von der Größe eines gewöhnlichen Flaschenstöpfels gesteckt, und an diesem war ein Stückchen Porcellan von weiß glänzender Oberfläche angebracht. Wir konnten uns mit diesen Leuten dahin verständigen, daß sie uns versprochen, uns beim Aufwärtsbringen des Kanoes bei den Fällen zu helfen, und machten darauf einen Spaziergang durch das Dorf. Mein alter Freund Senhor Chagas war hier, und lud mich zum Frühstück zu einer schönen Pirahiba ein, die seine Leute heut Morgen gefangen hatten; sie war die erste, die ich seit meiner Krankheit wieder aß.

Mit einiger Schwierigkeit gelang es mir noch zwei oder drei Körbe Mehl zu kaufen; und da ich mich sehr nach dem Endziel meiner Reise sehnte, dem wir nun schon nahe waren, so reisten wir gegen Mittag weiter. Unser Pilot mit seinem Sohn verließen uns hier, und wir hatten jetzt nur sechs Ruderer; doch kamen noch vier oder fünf Mann hinzu, um mit uns die noch übrigen Caxoeiras zu passiren, die in der Nähe waren. Dicht am Dorfe passirten wir den „Cururu“ (Kröte) und den „Murucututu (ein kleiner Vogel), beide ziemlich böß, bald darauf gelangten wir zum „Uacoroua“ (kleine Ziege), dem letzten großen Wasserfall bis hinauf zum Jurupari, der viele Tagereisen weiter auf-

wärts liegt. Hier stürzt sich der Fluß über einen Fels, der sich fast vertical aus dem Wasser etwa zehn Fuß hoch erhebt und sehr geklüftet ist. Das Kanoe mußte ganz ausgeladen und dann am Rande des Falles über die Felsen gezogen werden, was mit vielen Schwierigkeiten verbunden war. Um unser Unbehagen noch zu vermehren, fing es auch an zu regnen während des ganzen Ueberganges, und unsere Indianer hatten, wie gewöhnlich, das ausgeladene Gepäck in großer Confusion umher zerstreut, so daß wir es nur nothdürftig zusammen bringen und mit Decken und Palmblättern bedecken konnten, bis der Regen, glücklicherweise bald, vorüber war. Nach abermaligem Einladen fuhrn wir aufwärts weiter und passirten noch drei kleine Strömungen, den „Tatu“ (Armadillo), den „Ocofi“ und den „Pirantera“ (ein Fisch) Cagoeiras; hier verließen uns dann die zuletzt hinzugekommenen Indianer, nachdem sie mit Angelhaken und Pfeilspitzen bezahlt waren; denn wir hatten jetzt keine Fälle mehr vor uns. Den Nachmittag kamen wir bei einer Malocca vorbei, wo einer der Indianer den Wunsch äußerte, hier ans Land gehen und seine Freunde besuchen zu dürfen; da ich es ihm nicht erlaubte, so nahm er in der Nacht heimlich Abschied und wir sahen ihn nicht wieder.

Am frühen Morgen des andern Tages erreichten wir Mucura, wo jetzt zwei junge Brasilianer, die ich früher am unteren Lauf des Flusses getroffen hatte, Salzhandel trieben. Ich war jetzt in der Gegend der gefärbten Schildkröten und weißen Umbralla-Vögel; deshalb beschloß ich, hier wenigstens vierzehn Tage lang zu bleiben, Erkundigungen nach jenen vielerstrebten Raritäten einzuziehen und sie wo möglich selbst zu erlangen.

Die Herren Nicolau und Bellarmine waren beide auswärtig, auch waren ihre kleinen Hütten aus Palmblättern augenscheinlich nicht geeignet, mir einige Bequemlichkeit zu gewähren. Die einzige Behausung außer diesen war eine kleine indianische Malocca, ebenfalls ganz aus „Palha“ gemacht; ich kam mit dem Eigenthümer überein, mir die eine Hälfte derselben für ein kleines Messer und einen Spiegel zu überlassen. Als dies geschehen, wurde unser Theil des Hauses gleich gereinigt und ausgekehrt, und die Sachen aus dem Canoe geholt und in Ordnung aufgestellt, dann sandte ich meine Guardas nach einer Malocca, die, wie ich hörte, voll von Indianern sein sollte, um zu sehen, ob sie uns etwas Mehl oder Pacowa ablassen könnten und ihnen zugleich wissen zu lassen, daß ich Vögel, Fische und andere Thiere, die sie mir verschaffen könnten, kaufen würde. Als sie hinkamen, trafen sie keinen der Männer zu Hause, doch erschienen sie noch denselben Nachmittag in großen Haufen, um den „Branco“ zu sehen und Angriffe auf meine Angelhaken und Glasperlen zu machen, indem sie mir Fische, Pacowas, Mehl und Mandioccakuchen brachten, wofür sie alle nur jene zwei Artikel in Tausch nahmen.

Ich hatte mich jetzt an der Grenze meiner Expedition niedergelassen, denn daran konnte ich nicht denken, noch eine Woche lang weiter aufwärts zu ziehen, nur um den Jurupari-Caxoeira zu sehen — es würde mir das die ganze Zeit hinweggenommen haben, die ich vor der Rückkehr noch übrig hatte. Wir hatten eine glückliche Reise gehabt, die wir stromaufwärts auf einem Flusse, der der Schifffahrt wohl immer unübersteigliche Hindernisse und Gefahren entgegenstellen wird, doch eigentlich ohne ernstlichen Unfall gemacht hatten. Fünf-

zig Gorgeiras hatten wir passiert, große und kleine, einige bloße Strömungen, andere wüthende Kataracte und noch andere fast senkrechte Wasserfälle. Etwa zwanzig Strömungen waren es, über die wir mit Hülfe eines langen Elpo's, anstatt eines langen Seiles, woran das Kanoe befestigt war, ohne viel Schwierigkeiten gezogen wurden. Etwa achtzehn waren schlimm und gefährlich, so daß es nöthig war, das Kanoe zum Theil auszuladen, wenn es anging, und daß meine Indianer zusammen und oft noch andere dazu alle Kräfte anspannen mußten, um uns durchzubringen; zwölf waren so hoch und so wüthend, daß das Kanoe ganz anzuladen und entweder über trockene oft sehr steile Felsen oder mit fast gleicher Schwierigkeit am Rande des Falles hingezogen werden mußte. Bei Caruru waren, wie ich schon erwähnte, vier und zwanzig Mann kaum im Stande, mein leeres Kanoe über den Felsen zu bringen, obgleich dieser reichlich mit Zweigen und Sträuchen bedeckt worden war, um die Unebenheiten desselben auszugleichen, die sonst noch den Boden des Kanoe sehr beschädigt haben würden: das war der Grund, weshalb ich die kleinere Oba des Tushana gekauft hatte für die Weiterreise; ich hatte sehr wohl daran gethan, denn sonst hätte ich zurückkehren müssen, ohne je den Punkt zu erreichen, an dem ich jetzt endlich angekommen war. —

Am nächsten Tage, dem dreizehnten, war ich damit beschäftigt, einige neue Fische abzuzeichnen, die mir am vorigen Abend gebracht worden waren. Meine Jäger gingen aus, brachten mir aber nichts als einen gewöhnlichen Falken. Am Nachmittage kam noch der Vater und der Bruder des Indianers, den wir im Hause gefunden hatten und brachten ihre Weiber und ihre Fa-

milien mit, so daß jetzt mit meinen sechs Indianern und den zwei Jägern das Haus recht angefüllt war; einige von ihnen schliefen jedoch in einem Schuppen und wir waren so bequem eingerichtet, wie man nur erwarten konnte. Die Weiber des Vaters und dessen beide Söhne waren vollständig nackt und waren sich dessen doch augenscheinlich gar nicht bewußt. Die alte Frau besaß eine „Saia“, einen alten Rock, den sie zuweilen anzog, und dann fast wie verschämt schien, wie Civilisirte es sein würden, wenn sie die ihrigen ablegten. So mächtig ist der Einfluß der Erziehung und Gewohnheit.

Da mir Senhor Chagas gesagt hatte, daß ein ausgezeichnete Jäger am Godiari wäre, einem Flusse, der in geringer Entfernung oberhalb Mucura von Norden her eintritt, so schickte ich Philipp, einen meiner Guardas hin, um nach ihm zu sehen, und ihn zu engagiren, auch alle lebenden Vögel und Thiere, die er träfe, anzukaufen. Am folgenden Tage kehrte er zurück und brachte einen „Macaco barrigudo“ (*Lagothrix Humboldtii*) und ein paar Papageien mit. Fast jeden Tag hatte ich einen oder zwei neue Fische abzu ziehen; aber Vögel und Insekten waren selten. An diesem Tage kehrte Senhor Nicolau zurück. Gleich bei meiner Ankunft war mir erzählt worden, er hätte eine „Tatarugu pintada“, eine gefärbte Schildkröte für mich, aber er wolle sie mir selbst geben, wenn er wieder ankäme; deshalb bekümmerte ich mich nicht weiter darum, obgleich meine Indianer sie in einem „Corral“, in einem kleinen Bach in der Nähe des Hauses sahen. Nach seiner Ankunft schickte er hin, sie herbringen zu lassen, erfuhr aber, daß sie entwischt war, obgleich sie noch am vorigen Tage in ihrem Käfige gesehen worden

war. So verlor ich vielleicht die einzige Aussicht, eine sehr erwünschte und wahrscheinlich noch unbeschriebene Flußschildkröte zu erlangen, da die Zeit des Eierlegens vorüber war, und sie sich jetzt in Seen zurückgezogen hatten, und da sehr selten zum Vorschein kommen.

Da meine Indianer hier nichts zu thun hatten, so schickte ich drei von ihnen mit Sebastiao hinaus nach Godiari mit Glasperlen, Häkchen, Spiegeln u. s. w., um dafür Affen, Papageien und was sie derartiges noch antreffen würden, sowie auch Mehl zu kaufen, da ich nicht wünschte, wieder an letzterem Mangel zu leiden. Ich gab ihnen Anweisungen auf fünf bis sechs Tage: reisen bis zur letzten Niederlassung. Nach zwei Tagen kehrten sie jedoch zurück, und waren nicht weiter gegangen als Philipp; wie Sebastiao sagte, hätten seine Begleiter nicht weiter mitgehen wollen. Er brachte mir einige Papageien und kleine Vögel, Vogelhäute und mehr Mehl mit, als mein Kanoe tragen konnte, Alles sehr theuer erkauft, wie ich aus dem zurückgebrachten Rest meiner Waaren ersehen konnte.

Da ich jetzt in einem Theil des Landes war, den kein europäischer Reisender je zuvor besucht hatte, so bedauerte ich sehr, keine Instrumente mitzubaben, um die Breite, die Länge und die Höhe über der Meeresfläche bestimmen zu können. Namentlich in Rücksicht auf die Bestimmung der letzteren beiden standen mir geeignete Mittel nicht zu Gebote, da mein größerer Thermometer zerbrochen und der kleinere verloren war, und ich keine Gelegenheit gehabt hatte, sie wieder zu ersetzen. Ich dachte erst daran, eine Flasche mit Luft zu versiegeln, die dann, wenn sie nach meiner Rückkehr genau gewogen würde, die Dichtigkeit der Luft zur Zeit des Verschlusses ergeben würde, woraus man dann den

Stand des Barometers berechnen könnte. Aber außerdem, daß ein so gewonnenes Resultat nur dem aus einer einzelnen Barometerbeobachtung gleichkommen würde, so standen auch dieser Methode unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege: wie sollte ich Siegellack oder Pech bekommen und mir die Flasche hermetisch verschließen ohne Anwendung von Hitze, da durch diese die Luft in der Flasche natürlich verdünnt werden und so irrige Resultate ergeben würde. Indessen ergaben meine Beobachtungen über die einzelnen Fälle zusammenaddirt etwa zweihundert und fünfzig Fuß, wenn man dann fünfzig für den Fall des Flusses zwischen denselben annimmt, so erhält man die wahrscheinliche Höhe des Punktes, den ich erreicht hatte — dreihundert Fuß über der Mündung; und da ich Grund habe zu vermuthen, daß diese fünfhundert Fuß über der Meeresfläche hat, so bekommt man achthundert Fuß als die wahrscheinliche Höhe über der Meeresfläche für den von mir erreichten Punkt. Doch kann keine Bestimmung genau sein, als die aus einer Reihe von Barometer- oder Kochpunkt-Beobachtungen. Indessen würde eine solche Bestimmung, hier über dem nächsten großen Fall vorgenommen, so wie die Aufnahme des Laufes und der Quellen dieses wenig bekannten, aber interessanten und wichtigen Flusses wohl der Gefahren und der Kosten der Reise werth sein.

Nach den Berichten von Handelsleuten, die zehn bis fünfzehn Tagereisen weiter gelangt sind, soll von hier aus auf acht Tagereisen bis zum Jurupari-Fall, der der höchste ist, das Wasser einen glatten Spiegel haben, und höher hinauf keine weiteren Fälle zu treffen sein. Sie sagen, der Fluß halte sich immer in gleicher Breite oder sei selbst breiter als unten, das

Wasser sei lehmig, wie das der Solimoes — viele Bäume, Vögel und Fische wären derselben Art wie die an der Solimoes — die Indianer hätten spanische Messer, Ponchos und Keulen, und noch höher hinauf, wären ausgedehnte „campos“. Alle diese interessanten Einzelheiten scheinen anzudeuten, daß sich die Quellen des Flusses in den großen Ebenen befinden, die sich am Fuße der Anden ausdehnen, etwa in der Nähe des Ortes, wo auf den meisten Karten die Quellen des Guaviare verzeichnet sind, der aber nach allen Nachrichten, die ich erlangen konnte, ein viel kleinerer Fluß ist und in weit geringerer Entfernung ansteigt. Da ich nur einen kleinen Taschen-Sextanten ohne Vorrichtung, zwei in Glanz sehr verschiedene Gegenstände zu betrachten, hatte, so versuchte ich die Breite zu bestimmen erst durch Zenithdistanzen um Mittag mittelst eines Senklotbes und des Bildes der Sonne durch eine Linse von etwa fünfzehn Zoll Brennweite und dann durch die Meridianhöhe eines Sternes, die ich in einer windstillen Nacht durch Reflexion in einer „Cuya“ mit Wasser erhielt. Ich wendete viel Sorgfalt darauf, ein genaues Resultat zu gewinnen und habe Grund zu glauben, daß das Mittel aus den beiden Beobachtungen nicht mehr als zwei oder drei Minuten von der Wahrheit abweichen wird.

Meine Hoffnung, seltene, schöne Vögel hier zu finden, wurde bitter getäuscht. Mein Jäger und Señor Nicolau schossen ein Paar Umbrella-Vögel, von der Gattung, wie sie am Rio Negro vorkommen, aber von dem weißen Vogel erhielt ich so widersprechende Nachrichten (einige wußten gar nichts davon, andere sagten, er würde zuweilen gesehen, aber sehr selten), daß ich geneigt bin, zu glauben, daß es nur eine weiße Variet-

tät ist, wie man sie bei unsern Amseln und Staaren zuweilen und auch hier unter den Curassow-Vögeln und den Agoutis trifft. Dagegen wurde hier ein anderer Vogel, nach dem ich lang gestrebt hatte, der „Anambé de Gatinga“, eine Species von *Cyanurus*, geschossen; auch erhielt ich noch, bevor ich abreiste, vier oder fünf Exemplare von demselben und eben so viel von der gewöhnlicheren schwarzköpfigen Species. Auch einen oder zwei kleine Vögel, die mir noch nicht bekannt waren, erhielt ich, die nebst zwei oder drei seltenen Schmetterlingen und etwa einem Duzend neuen Fischarten meine ganze naturgeschichtliche Sammlung aus dieser entfernten und noch unbefuchten Gegend ausmachten. Die Hauptursache mochte wohl in meiner traurigen und nicht vorherzusehenden Krankheit liegen; denn Vögel von den verschiedensten Arten waren in Ueberfluß vorhanden, aber die Fruchtezeit war vorüber; auch Fische und Schildkröten gab es am Anfange der Flußfälle vor zwei Monaten in großer Fülle, und die Insecten waren gewiß in der Zeit, die den kurzen Sommer in diesen Districten ausmacht, und während der ich halbtodt in Sao Joaquim lag, ohne Zweifel in unzähligen Massen vorhanden.

Aber es half nun nichts; ich mußte mich geduldig fügen und versuchte wenigstens, meine Sammlung von Waffen, Geräthen und Hierrathen der Eingebornen zu vermehren. Die hiesigen Indianer sind meist „Cobens“; ich erlangte Mehreres von den ihnen eigenthümlichen Schmucksachen und legte es meiner Sammlung bei. Außerdem nahm ich auch den Vortheil wahr, den mir der Besuch bei einem Tushaua bot, der die Lingoa Geral verstand, um mir ein Wörterverzeichnis ihrer Sprache zu bilden.

Gerade als ich im Begriffe war, meine Rückreise anzutreten, erhielt ich einige Zeilen von Senhor Chagas, der mich im Namen von Tenente Jesuino aufforderte, diesem mein Kanoe zur Miethe zu überlassen, um mit demselben den Fluß höher hinauf zu befahren — eine Aufforderung, die ich, weil die Zeit seines Verweilens unbestimmt war, abschlagen mußte. Dieser Tenente, ein unwissender Mensch von gemischter Abkunft, war von der neuen Regierung in Barra ausgesandt worden, alle Tushauas oder Anführer an den Maupés- und Tsanna-Flüssen nach Barra zu entbieten, um dort Diplome und Geschenke zu erhalten. Ein von ihm ausgesandter Indianer war nach Caruru Cagoeira gekommen und wollte die „Oba“ des Tushaua kaufen, nachdem ich sie bezahlt und in Besitz genommen hatte; er hatte sogar die Unverschämtheit, von mir zu fordern, ich solle sie zurückgeben, damit er sie kaufen oder borgen könnte. Meine Weigerung war ganz natürlich hinreichend, den besagten Tenente zu beleidigen.

Nachdem ich vierzehn Tage in Mucura gewesen war, verließ ich es am 25., sehr verstimmt, weil ich hier nichts hatte sammeln können. Noch am selben Tage erreichte ich Marucapuri, von wo ich ohne Piloten nicht weiter konnte, da die Fälle unterhalb sehr gefährlich sind. Aber es war schwer, eine männliche Person im Dorfe zu finden, da die Herren Jesuino und Chagas sie alle mit sich den Fluß hinauf genommen hatten, zum Beistand bei einem Angriff, den sie auf einen Indianer-Stamm, die „Carapanas“, machen wollten, wobei sie eine Parthie Weiber, Knaben und Kinder zu erlangen hofften, die sie zu Geschenken nach Barra bringen wollten. Man konnte kaum etwas zu Essen bekommen: Fische konnten nicht gefangen werden, obgleich

wir unsre Indianer jeden Tag danach ausschickten; und obgleich Geflügel in Ueberfluß da war, so konnten wir doch nichts davon erlangen, da die Besitzer desselben fortgezogen waren und die, denen es einstweilen übergeben war, nichts verkaufen wollten. Endlich nach vier Tagen gelang es mir, den Sohn des Lushaua zu überreden, mit mir als Pilot nach Jauarité zu gehen; er konnte beim Anblick der Messer, Glasperlen und Spiegel, die ich vor ihm ausbreitete, nicht widerstehen.

Außer einem einzigen Exemplar des schönen und seltenen Kolibri, mit topasfarbiger Brust (*Trochylus pyra*) und einem neuen Schmetterling vom Geschlechte *Callithea*, hatte ich hier Nichts sammeln können. Ich hörte, daß man hier den schönen bronzefarbigten *Jacana trafe*, aber meine Jäger gingen vergeblich nach ihm. —

Am nächsten Morgen sahen wir einen schönen Hirsch auf einer Sandbank in unsrer Nähe; sogleich schickte ich Manoel in den Wald, um hinter ihn zu kommen, während wir ihn ruhig im Kanoe beobachteten wollten. Kurze Zeit spazierte er ruhig an der Bucht herum, dann stürzte er sich ins Wasser, um über den Fluß zu schwimmen. Sogleich begannen wir unsre Verfolgung, und als wir ihm trotz seiner Anstrengungen und Wendungen nahe genug gekommen waren, erhielt er einen Schuß in den Kopf und wir zogen ihn nun ins Kanoe. Die Indianer machten lebhafteste Bewegungen vor Freude bei der Aussicht auf gute Mahlzeiten für die nächsten paar Tage, die ich ihnen auch von Herzen gönnte. Bei Tapioca Caroeira hielten wir zwei Stunden an, um den Hirsch zu kochen und einzusalzen, und kamen dann ohne Unfall den Fall hinunter.

Am 1. April passirten wir eine Menge von Fällen

und schossen nur so mitten durch die fürchterlichen Welken und brausenden Brandungen, kamen aber sicher nach Caruru, wo der Tushana uns sein Haus überließ; denn da wir nun zwei Kanoe hatten, so mußten wir warten und mehr Leute erst anschaffen. Ich war noch zu schwach, um in den Wald zu gehen; hatte auch auf meine lebendige Sammlung zu achten, die jetzt aus vier Affen, etwa einem Duzend Papageien und sechs oder acht kleinen Vögeln bestand. Beständig mußte ich dafür Sorge tragen, daß sie Futter in hinreichender Menge und mit gehöriger Abwechslung erhielten und daß sie nicht entweichen konnten. Die meisten wurden fortgebracht, ohne eingesperrt zu werden, denn wenn man sie in einen Käfig steckt, so streben sie beständig heraus und nehmen kein Futter an, bis sie sterben; wenn sie dagegen frei sind, so laufen sie in der Nähe der Indianer-Häuser oder in dem Wald herum, wo sie dann leicht verloren werden. Ich hatte hier zwei neue Tolda's für mein Kanoe gemacht, aber alle Bemühungen, Leute zu bekommen, waren fruchtlos. Geflügel und Fische gab es aber in Ueberfluß, so daß wir wenigstens in dieser Hinsicht besser daran waren als in Harucapuri.

Am 4. Nachmittags kamen die Senhore Jesuino und Chagas mit einer ganzen Flotte von Kanoe's und mit mehr als zwanzig Gefangenen, darunter nur ein Mann, sonst lauter Weiber und Kinder. Sieben Männer und eine Frau waren getödtet, die übrigen Männer durch Flucht entkommen; von der angreifenden Partei war nur Einer getödtet worden. Der Mann war gebunden, die Weiber und Kinder wurden gut bewacht und jeden Tag, Morgens und Abends zum Baden an den Fluß gebracht. Die Nacht hindurch gab

es in Ueberfluß Caxiri und Caxaca-Getränk zu Ehren der neuen Ankömmlinge, wozu sich sämmtliche Einwohner in dem großen Hause versammelten. Ich hatte mit Jesuino gesprochen, ob er mir nicht einige Indianer verschaffen könne, was er mir versprach. Am nächsten Morgen war es aber sein Erstes, meinen Piloten zu sich kommen zu lassen, und ihn auszuscheitlen, daß er überhaupt mit mir gegangen sei; er machte dem Burschen so Angst, daß er mit seinem Vater sogleich stromabwärts fortging. Indessen hatte er vor seinem Abgang meinen Guardas gesagt, was vorgegangen war, doch leugnete Jesuino, da ich ihm das vorhielt, irgend Etwas zu dem Piloten gesagt zu haben, wollte ihn jedoch nicht zurückrufen und ihn bewegen, seinen Verpflichtungen gegen mich nachzukommen. Bald nach Jesuino's Abgang kamen fünf Indianer, die er geschickt hatte, um mich nach Jauarite zu bringen und so ging ich bald nach ihm ab. Diese Männer waren jedoch von ihm angewiesen, mich nur eine kurze Strecke zu begleiten und verließen mich gerade da, wo ich Niemanden erlangen konnte; gegen Mittag bestiegen sie, zu meinem großen Erstaunen, eine kleine Oba und gaben ihre Absicht, zurückzulehren, zu erkennen, indem sie behaupteten, sie hätten nur versprochen, so weit mitzugehen. Ich hatte hier Jesuino überholt und wendete mich nun an ihn; aber obgleich die Leute einem Befehle von ihm sogleich gehorcht haben würden — er that es nicht und sagte, er habe mir die Leute ins Kanoe gebracht, jetzt müsse ich sehen, wie ich mit ihnen fertig werden könne. Demnach sagte ich den Indianern, daß ich sie gut bezahlen wolle, wenn sie mit mir nach Jauarite kämen, daß sie aber keinen einzigen Angelhaken bekommen würden, wenn sie mich hier verließen; sie wußten aber

recht gut, was Senhor Jesuino wollte, und ruderten ohne eine Wort zu erwidern fort. Ich hatte jetzt nur noch einen Mann und einen Knaben in jedem Kanoe, und sollte Strömungen passiren, wozu sechs oder acht gute Ruderer erforderlich waren, um sicher sie zu befahren; doch Hierbleiben war nutzlos und wir fuhren ab — trieben den Strom hinab hinter Senhor Jesuino her, der sich ohne Zweifel schon freute, daß ich hier meine Kanoes, wo nicht mein Leben in den Caroeiras verlieren würde und so sich an dem Fremden zu rächen gedachte, der es gewagt hatte, das Kanoe zu kaufen, das er haben wollte.

Am Nachmittag passirten wir einen Caroeira mit beträchtlicher Gefahr; dann gelang es glücklicherweise noch, bei einer Niederlassung einige Indianer zu überreden, uns nach Jauarite zu begleiten. Nachmittags hielten wir bei mehreren Häusern an, wo ich Geflügel, Papageien, Vogen und Pfeile und Federn erhandelte; in dem einen traf ich meinen davongelaufenen Piloten und ließ mir von ihm zwei Körbe Mehl geben, für die Bezahlung, die er für die Reise von Caruru nach Jauarite erhalten hatte. Bei dem letzten Caroeira, dicht bei Jauarite, waren wir nahe daran, unser Kanoe zu verlieren, das an einem Seil geführt wurde, während ich darin geblieben war; aber gerade während der Passage verfrang sich das Seil an der breiten Seite des Bootes und das Wasser vom Riele aufwärts stürzend, trieb das Kanoe gegen den Fall aufwärts, wo es beträchtliche Zeit auf einer Seite liegen blieb, so daß es jede Minute umzuschlagen drohete. Indessen kamen wir noch glücklich davon und erreichten das Dorf zum großen Erstaunen von Senhor Jesuino, der nur wenige Stunden vor uns angekommen war. Mein Freund

Senhor Augustinho aus Sao Jeronymo war auch hier und ich brachte einen sehr angenehmen Abend mit ihm zu.

Es fand sich, daß wir in unsrer Datumsrechnung nicht übereinstimmten; es war eine Differenz von einem Tage in unseren Rechnungen, der Wochentage, wie der Tage des Monats. Da ich drei Monate oben am Fluß gewesen, so war vorauszusetzen, daß ich im Irrthume war; doch hatte ich während der ganzen Reise ein regelmäßiges Tagebuch geführt und konnte gar nicht ausfindig machen, wie ich mich geirrt hatte. Derartiges kommt häufig in diesen fernen Gegenden vor. Wenn sich zwei Gesellschaften begegnen, von denen die eine aufwärts will, die andere den Strom hinunter geht, so ist nach den gewöhnlichen Komplimenten gewöhnlich die erste Frage: „Was für einen Tag haben wir heute?“ und nicht selten trifft es sich, daß drei Partieen da sind, die alle verschiedene Tagesangaben machen; dann werden die Autoritäten verglichen und eine Bestimmung vom letzten Feiertage abgeleitet, um die Verbesserung des bestrittenen Kalenders festzustellen. Bei dem Garuru Caroeira hatten wir gefunden, daß die Herren Jesuino und Chagas von uns in diesem wichtigen Punkte differirten, da sie aber schon einige Zeit unterwegs waren, so dachten wir, sie könnten sich so gut geirrt haben, wie wir. Jetzt freilich, da Senhor Augustinho mit ihnen stimmte, der erst kürzlich in Sao Gabriel gewesen war und von da den genauen Datum mitgebracht hatte, war einer solchen Autorität nicht zu widerstehen. Eine kleine Untersuchung meines Tagebuches wurde angestellt und es fand sich, daß wir bei unserem ersten Anhalten in Garuru unseren Aufenthalt daselbst zu fünf Tagen, statt zu sechs gerechnet hatten. Die Indianer führen gewöhn-

sich sehr genaue Zeitregister auf einer Reise, indem sie Kerben in ein Holz schneiden, wie es die Schulknaben beim Herannahen eines Festtages zu thun pflegen. In dem hier erwähnten Falle waren jedoch auch die meisten von ihnen im Irrthum, denn einige stimmten mit mir, andere waren einen Tag voraus und andere einen zurück, so daß wir in vollständige Confusion geriethen. Die Händler, welche in den Indianischen Dörfern wohnen, bringen oft viele Monate zu, ohne Jemanden aus einer civilisirten Gegend zu sehen und kommen zuweilen um zwei oder drei Tage aus der Rechnung. Selbst in vollreicheren Orten, wo alle Einwohner sich nach dem Priester oder nach dem Commandanten richten, sind schon Irrthümer vorgekommen und Sonn- und Festtage entweiht und gewöhnliche Tage statt derselben gefeiert worden, zum großen Entsetzen aller guten Katholiken.

Am nächsten Morgen machte ich einen Gang im Dorfe herum — kaufte einige kleine und große Papageien und einigen Federschmuck und kleine Krüge vom Tushaua. Da mich nun nichts mehr hielt in Janarite und ich mich vergeblich, um Leute zu bekommen, bemüht hatte, so ging ich nach Sao Jeronymo ab. Als wir an den ersten großen Fall von Pinupinu kamen, trafen wir nur einen Indianer und mußten nach mehreren ins Dorf schicken. Es beliebte ihnen nicht, diesen Nachmittag zu kommen und so verloren wir einen schönen Tag. Am nächsten Morgen fing es, wie zu erwarten war, an zu regnen, doch, da die Indianer gekommen waren, brachen wir auf und passirten gegen Mittag, als der Regen etwas nachgelassen hatte, den Fall von Panore und erreichten dann glücklich das Dorf von Sao Jeronymo. Hier gingen wir an's Land, nahmen die Ladung aus dem Kanoe und bezogen die thürenlose „casa da

nação“, mit dem Vorsatz, hier ruhig zu bleiben, bis wir Leute zur Weiterfahrt bekommen würden.

Am selben Nachmittag kam auch Jesuino und ging am nächsten Morgen weiter, nachdem er sich vorher gütigst erkundigt, wann ich weiterreisen wollte, und mir gesagt hatte, er hätte mit dem Tushaua gesprochen, daß er mir Indianer gäbe. Nach zwei Tagen ging jedoch auch der Tushaua nach Barra ab, ohne mir einen einzigen Indianer zu geben, ungeachtet der Versprechungen und Drohungen, die ich wechselsweise angewandt hatte.

Die zwei Indianer, die bei mir geblieben waren, gingen jetzt auch ab und die beiden Knaben, die von Sao Joaquim mitgekommen waren, liefen fort und ließen mich in meiner Glorie mit zwei „Guardas“ und zwei Kanoes zurück. Vergebens zeigte ich meine Axt, Messer, Glasperlen, Spiegel und Lächer jedem vorübergehenden Indianer; sie waren nicht zu bewegen, mitzugehen und so hätte ich Monate hier in Gefangenschaft bleiben können, wenn nicht Senhor Victorino, der „Juiz de Paz,“ sowie auch Bernardo, mein alter Pilot, der mithin Jauarite verlassen hatte und jetzt in Sao Joaquim gewesen war, hlerher gekommen wäre. Durch sie wurden, nach einem Aufschub von noch mehreren Tagen, einige Indianer überredet, sich bezahlen zu lassen, um mich nach Castanheira zu bringen, wo ich Capitao Ricardo zu treffen hoffte, auf dessen Befehl sie dann mit nach Barra gehen würden.

XIII.

Von Sao Jeronymo nach den Downs.

Reise den Rio Negro hinunter. — Ankunft in Barra. — Empfang eines Pailes — Zustand des Staates. — Portugiesische und Brasilianische Unternehmungen. — Credit-System. — Handel — Immoralität und ihre Ursachen. — Abreise von Barra. — Ein Sturm auf dem Amazonenstrom. — Salsaparilla — Eine Erzählung vom Tod. — Para. — Das gelbe Fieber. — Fahrt nach England. — Das Schiff geräth in Flammen. — Zehn Tage in den Booten. — Rettung. — Heftige Stürme. — Mangel an Lebensmitteln. — Sturm im Kanal. — Ankunft in Deal.

Am 23. April nahm ich endlich mit viel Vergnügen Abschied von Sao Jeronymo. An mehreren Orten hielt ich an, um Belju, Fische, Pacovas und einige Papageien zu kaufen. Meine Indianer gingen oft früh Morgens nach dem Gapy, um Frösche zu fangen, die sie in großer Zahl erhielten, sie an ein Seil banden und so ganz, mit Eingeweiden und Allem, kochten und mit vielem Behagen verzehrten. Die Frösche waren verschiedenfarbig gesprenkelt, hatten breite Schwimmhäute und wurden Iul genannt.

Am 26. erreichten wir Sao Joaquim, wo ich mich

einen Tag aushielt, um einige Käfige für meine Vögel zu machen, die ich bei Senhor Lima gelassen hatte.

Am 28. kam ich nach Sao Gabriel, machte dem neuen Commandanten meine Anwartsung und erfreute mich dann einer kleinen Unterredung mit meinem Freunde Mr. Bruce. Mehrere von meinen Vögeln starben oder waren hier und in Sao Joaquim verloren gegangen. Ein kleiner schwarzer Affe tödtete und verzehrte zwei andere, die aus ihren Käfigen gekommen waren, und einer meiner werthvollsten und schönsten Papageien (das einzige Exemplar) war beim Uebergang über die Fälle verloren worden. Ich hatte Sao Joaquim mit zwei und fünfzig lebenden Thieren (Affen, Papageien u. s. w.) verlassen, die mir in dem kleinen Kanoe nicht geringe Mühe und Unbequemlichkeiten verursachten.

Ich war so glücklich, den Commandanten zu bewegen, daß er mir einen im Dienst der „Correio“ (Post) stehenden Soldaten mitgab, wodurch meine Reise nach Barra ohne weitere Verzögerungen gesichert war; es war dies ein Punkt, über den ich mir viele Sorgen gemacht hatte. Ich verließ nun Sao Gabriel und blieb die nächste Nacht im Hause von Senhor Victorino, von dem ich mehrere grüne Papageien und einen schönen „Anaca,“ einen Papagei von purpurrother Farbe mit rothem Hals und Kamm kaufte. Am folgenden Tage erreichte ich die Wohnung von Senhor Palheta und fühlte mich sehr glücklich, von ihm noch einen „Anaca“ für sieben Schilling zu erhalten; aber am folgenden Morgen flog er in den Fluß, wurde völlig durchnäßt, bevor wir ihn wieder erhielten und starb dann vor Kälte.

Am 2. Mai kam ich bei der Niederlassung meines alten Freundes, des Senhor Chagas an, der mir bei sich

ein Frühstück bereitete, mir etwas Mehl, Kaffee und eine Eiersammlung von Guinea-Vögeln verkaufte, dann mich beim Abschied mit großer Liebe umarmte und mir alles Glück wünschte. In derselben Nacht erreichte ich Castanheiro, wo mir vorzüglich daran gelegen war, einen Piloten zu bekommen, der mich auf das östliche Ufer des Flusses bringen sollte, wo ich eine skizzenhafte Aufnahme des Ufers machen und die Breite dieses außerordentlichen Stromes bestimmen wollte. Senhor Ricardo, welcher der Capitao dos Trabalhadores ist, gab mir sogleich eine Ordre, einen Mann einzunehmen, an dessen Haus ich am andern Tage vorüberkommen würde und der, wie er sagte, vollkommen bekannt sei mit jenem Ufer des Flusses. Nachdem ich am nächsten Morgen mit ihm gefrühstückt hatte, ging ich, sehr vergnügt über die Aussicht, jenen langeschnten Wunsch in Erfüllung bringen zu können. Als wir am Hause ankamen, fanden wir es aber leer und keine Spur, daß es seit einigen Wochen bewohnt gewesen sei, so daß ich nun alle Hoffnung aufgeben mußte, mein Project auszuführen.

Ich wandte mich noch an den Subdelegarde, Joao Cordeiro, dessen Wohnung ich am andern Tage erreichte und auch an den Lieutenant von Senhor Ricardo, doch ohne Erfolg. Alle gaben mir die gewöhnliche Antwort: „Nao ha gente nenhum aqui“ (es ist nicht eine einzige Person hier herum), so daß ich mich voll Unwillen entschließen mußte, auf demselben Wege, den ich schon dreimal zurückgelegt hatte, den Fluß wieder stromabwärts zu fahren, da ich bei einem Versuch, einen andern Weg einzuschlagen ohne Piloten, leicht von dem rechten Wege hätte abkommen können und nach einem Monate noch nicht nach Barra gekommen wäre.

Das hitzige und das kalte Fieber stellte sich auch

wieder bei mir ein und ich war mehrere Tage sehr unwohl. Wir hatten fast beständiges Regenwetter und dabei war die Wartung meiner zahlreichen Thiere wegen des Schmutzes im Kanoe und der Unmöglichkeit, es während des Regens rein zu machen, eine große Unannehmlichkeit. Fast jeden Tag starben einige und oft stieg in mir der Wunsch auf, gar nichts mit ihnen zu thun gehabt zu haben; doch, da ich sie nun einmal hatte, so wollte ich sie doch behalten.

Am 8. erreichte ich Barcellos, wo ich mit Fragen nach dem, was ich im Kanoe hatte, belästigt wurde und Zoll bezahlen mußte; denn die neue Regierung von Barra ließ nichts durchgehen, ohne einen Tribut davon einzufordern.

Am 11. passirten wir die Mündung des Rio Branco, wo ich zum erstenmale die eigenthümliche Farbe des Wassers bemerkte, die sehr blaß olivengels, fast milchig ist, ganz anders und sehr viel weißer, als der Amazonenstrom, weshalb auch sein Name, „der weiße Strom,“ sehr bezeichnend ist. In der trockenen Jahreszeit ist das Wasser viel klarer.

Am Morgen erreichte ich Pedreiro und kaufte eine Schildkröte, worauf wir dann nicht weit unterhalb des Dorfes anhielten, um sie zu kochen; sie war sehr groß und fett, so daß wir den größeren Theil des Fleisches im Fett brieten, um es für den übrigen Theil der Reise aufzubewahren. Des Abends kaufte ich bei einer Niederlassung zwei Papageien und am andern Morgen bei Ayrao noch fünf dazu; Nachmittags bei einer anderen Niederlassung wieder einen blauen Macav, einen Affen, einen Lukan und eine Taube. Des Nachts hatten wir Sturm und Regenwetter und geriethen auf einige Zeit

in die Mitte des Stromes, wo wir von den Wellen heftig bewegt wurden.

Am 15. erreichten wir „Ai purusa,“ wo ich einige Fische und Mais kaufte. Hier lag noch ein schöner Harpyien-Adler, den Senhor Bagatta am Tage zuvor geschossen und nach Ausziehen einiger Schwungfedern hatte liegen lassen; so hatte ich es gerade um einen Tag versäumt, daß ich ein Exemplar dieses Vogels erhielt, das ich so gern gehabt hätte und wonach ich während eines vierjährigen Aufenthaltes vergebens gestrebt hatte. Es regnete jetzt noch viel stärker in jeder Nacht, was die Reise sehr unangenehm machte; doch endlich, am 17., erreichten wir Barra do Rio Negro, jetzt die Hauptstadt der neuen Provinz von Amazonas.

Hier wurde ich von meinem Freunde Heinrich Antonio aufs freundlichste empfangen; dann wandte ich den ganzen Tag daran, mir ein Haus oder eine Wohnung zu suchen, die sehr schwierig zu erlangen war, da wegen der bei Ankunft der neuen Regierung stattfindenden Confluges von Fremden und Handelsleuten Alles besetzt und die Miethen sehr gestiegen waren. Dennoch gelang es mir gegen Abend, einen kleinen Raum, mit Lehm gedeckt und mit ledern Dache, zu miethen; worüber ich noch sehr froh war, da ich nicht wußte, wie lange ich in Barra würde bleiben müssen, ehe ich eine Gelegenheit nach Para fände. Am nächsten Morgen konnte ich meine Sachen nicht eher an's Land schaffen lassen, als bis das neue Zollhaus eröffnet war; und das geschah um neun Uhr, wo ich dann für alle Gegenstände, selbst für meine Vogelhäute, Insecten, ansgestopfte Alligatoren u. s. w. zahlen mußte, so daß es Nacht war, als ich Alles ans Land gebracht hatte. Am nächsten Tage zahlte ich meine Indianer aus und richtete mich

dann häuslich ein, um geduldig sorgend für meine Menagerie es abzuwarten, bis sich eine Gelegenheit nach Para finden würde.

Drei Wochen lang war ich fast gelähmt durch ein Uebel an der Zehe. Die Chegoes waren unter den Nagel gekommen und verursachten Schmerz und Entzündung, so daß ich kaum einen Schuh anziehen und ausgehen konnte: da ich dennoch in den letzten paar Tagen mich viel bewegen mußte, so hatte es sich noch mehr entzündet, und war geschwollen. Jetzt war ich froh, ruhig zu Hause bleiben, und mein Uebel mit Aufschlägen und Pflastern curiren zu können. Während der kurzen Zeit, daß ich mich nach einem Hause umgesehen, hatten die Indianer, die beim Kanoe zurückgeblieben waren, drei von meinen Vögeln verloren. Doch fand ich bald, daß ich noch genug hatte, um beständig mit der Sorge für ihre Abwartung beschäftigt zu sein. Besonders meine Papageien, deren ich mehr als zwanzig hatte, nahmen jede Gelegenheit wahr, um auf die Straße zu kommen, so daß ich mehrere meiner besten verlor, die sich ohne Zweifel in einem der anstoßenden Häuser angesiedelt hatten. Auch wurde ich sehr geplagt von Leuten, die beständig kamen, mir Papageien und Affen abzukaufen, und meine wiederholten Versicherungen, daß ich selbst noch welche kaufen wollte, halfen nichts gegen die Hartnäckigkeit meiner sich aufdrängenden Kunden.

Die Stadt war zu dieser Zeit angefüllt von jungen, fashionable gekleideten Männern, die sich vom Staat Gelder auszahlen ließen für Dienste, die sie nicht zu verrichten wußten. Viele von ihnen konnten nicht einen Satz von ein paar Duzend Worten zusammenbringen ohne Schnitzer zu machen, und brauchten

dann noch zwei oder drei Stunden dazu. Ihre Ansehen schienen sich kaum über ihre glanzledernen Stiefeln und ihre goldene Uhrketten zu erheben. Da es nothwendig war, einen Paß zu haben, so begab ich mich deshalb selbst in das Bureau des „Chef de Policia“; aber ich wurde bedeutet, daß ich zuvörderst meine Absicht, abzureisen, in der Zeitung bekannt machen müsse. Als dies nach acht Tagen geschehen war, kam ich wieder. Nun wurde gefordert, ich solle ein förmliches schriftliches Gesuch um einen Paß einreichen: ich kehrte zurück, verfaßte es, und kam am nächsten Tag wieder; jetzt war der Chef beschäftigt und bevor dieser das Gesuch nicht unterzeichnet hatte, konnte nichts geschehen. Am folgenden Tag sprach ich wieder vor: das Gesuch war unterzeichnet und ich bekam ein noch unausgefülltes Paßformular, womit ich nach einem andern Bureau, in einem entfernten Theile der Stadt, gehen und es stempeln lassen sollte. Ich begab mich dahin, bekam den Stempel und bezahlte dafür acht Vintems; nun ging ich wiederum nach dem Polizeibureau und wirklich, zu meiner größten Verwunderung, wurde mir nun der Paß ausgefertigt und zugestellt. Nachdem ich dafür noch zwölf Vintems (sechs Pence) bezahlt hatte, stand es mir frei, Barra zu verlassen, so bald ich konnte, denn von Wollen konnte nicht die Rede sein.

Die Stadt Barra, Hauptstadt der Provinz und Residenz des Präsidenten, war damals in einer sehr kläglichen Verfassung. Seit fünf Monaten war kein Fahrzeug von Para gekommen und daher alle Vorräthe erschöpft. Gutes Mehl gab es schon lange nicht mehr, also auch kein Brod, weder Zwieback, noch Butter, noch Zucker, Käse, Wein oder Essig; selbst Molasse, unsern Kaffee zu versüßen, war sehr selten; der hier ge-

bräunliche Syrit (Garapa), war nur noch im Einzelnen und in den kleinsten Quantitäten zu haben. Jedermann war auf indianisches Mehl und Fische, etwa zweimal in der Woche Rindfleisch und eben so oft Schildkröte, beschränkt. Dieser Zustand des Mangels rührte daher, daß vor einem Monat ein von Para kommendes Fahrzeug in der Nähe von Barra verloren gegangen war. Da in dieser Zeit des Jahres der Fluß sehr voll ist, und der Wind ungünstig, so brauchte man zu der Fahrt gewöhnlich sechzig Tage bis drei Monate —. Hiernach kann man sich wohl denken, daß Barra gegenwärtig nicht der angenehmste Ort auf der Welt war: da man außer der totalen Abwesenheit von Vergnügungen und Geselligkeit auch noch Mangel an den nothwendigsten Lebensmitteln ertragen mußte.

Mehrere Fahrzeuge gingen nach Para ab, doch waren sie stets so besetzt, daß kein Platz mehr da war für mich und meine Bagage; ich mußte also in Geduld auf die Ankunft eines Kanoe's von den Solimoes warten, in dem mir Senhor Henrique eine Fahrt nach Para verbürgte.

Bevor ich in der Schilderung meiner Reise fortfahre, will ich einige Beobachtungen mittheilen, die ich gelegentlich über den Character und die Gewohnheiten der Einwohner dieses schönen Landes machte. Ich spreche natürlich nur von der Provinz Para, und es ist wahrscheinlich, daß meine Bemerkungen auf den übrigen Theil Brasiliens keine Anwendung finden; so verschieden ist dieser Theil des Kaiserreichs von den südlicheren, besser bekannten Gegenden. Es giebt vielleicht kein Land in der Welt, so geeignet, um große Vortheile aus der Agricultur zu ziehen, wie dieses, und doch so wenig cultivirt, kein Land, wo die Erde eine solche

Mannigfaltigkeit werthvoller Producte erzeugt, die so gänzlich vernachlässigt werden; kein Land, wo es so leicht wäre die Mittel für innere Communication herzustellen, und wo es doch so beschwerlich und mühsam ist, von Stelle zu Stelle zu kommen; kein Land, das in solchem Grade die Erfordernisse zu einem unermesslichen Handel mit der ganzen Welt besitzt und wo er doch so beschränkt und unbedeutend ist.

Man mag sich darüber wohl wundern, wenn man bedenkt, daß die meisten Einwohner dieses Landes Portugiesen und Abkömmlinge derselben sind — einer Nation, die vor einigen Jahrhunderten an der Spitze stand bei allen großen Entdeckungen und Handelsunternehmungen, die ihre Kolonien über die ganze Welt ausstreute, und den ritterlichsten Geist zeigte bei Ueberwindung der Gefahren der Schifffahrt in unbekannten Meeren, und bei Eröffnung eines Handelsverkehrs mit rohen, uncivilisirten Völkern.

Auch bis jetzt hat sich, so weit ich es beurtheilen kann, ihr Nationalcharaeter nicht geändert. Die Portugiesen und ihre Abkömmlinge zeigen noch dieselbe Beharrlichkeit, dieselbe Ausdauer bei jeder Schwierigkeit und dieselbe Wanderlust, die sie trieb und noch treibt, in die wildesten und uncivilisirtesten Gegenden einzudringen, in Verfolgung von Handelszwecken und um Gold zu suchen. Aber sie zeigen auch einen Widerwillen gegen landwirthschaftliche und mechanische Arbeit, der immer ein Theil ihres Nationalcharacters gewesen zu sein scheint, und aus dem sich ihr gegenwärtiger tiefer Standpunct unter den Nationen in allen Theilen der Welt erklären läßt.

Als ihre Kolonien in allen Welttheilen blühten, und ihre Schiffe den Luxusbedarf für die halbe civili-

frte Welt herbei brachten, fand ein großer Theil der Bevölkerung im Handel Beschäftigung, bei der Vertheilung des Gutes, das in einem beständigen Strom von Amerika, Asien und Afrika an ihren Küsten abgesetzt wurde; jetzt aber, da durch die Energie der sächsischen Ragen der Strom in andere Kanäle geleitet worden ist, schwärmt der Ueberfluß der Bevölkerung, aus Scheu vor Agricultur und unfähig für den verminderten Handel des Landes einen Ersatz zu finden, nach Brasilien, in der Hoffnung, dort Reichthümer, auf eine ihrem Geschmacke mehr zusagende Weise zu erwerben.

So finden wir die Provinz Para mit Handelsleuten überlaufen, deren größerer Theil keinen bessern Namen als Hausirer verdient, nur daß sie ihre Waaren in einem Kanoe anstatt auf dem Rücken führen. Da ihre Abneigung gegen Agricultur, vielleicht noch mehr ihr leidenschaftlicher Hang zum Handel, kaum Einem von ihnen erlaubt, sich anzubauen oder Etwas zu produciren, womit Andere Handel treiben, so ist ihr einziger Verkehr mit den armen Einwohnern des Landes, und da diese auf Culturgegenstände wenig geben und mit den einfachsten Lebensbedürfnissen zufrieden sind, so sind die Landes-Naturproducte die einzigen Handelsartikel. Diese Producte sind vorzüglich getrocknete Fische und Del von Schildkröten-Eiern und von Ruffisch für den inneren Handel; und Salsaparilla, Piassaba, India-Rubben, Brasil-Rüsse, Balsam Capivi und Kalao für den Export. Obgleich der Kaffeebaum und das Zuckerrohr überall fast von selbst wächst, so muß doch Kaffee und Zucker aus andern Theilen Brasiliens eingeführt werden. Rindfleisch ist überall schlecht, weil in der Nähe der Stadt keine Wiesen sind, auf denen das Rindvieh, das aus entfernten Gegenden gebracht wird,

erst gemästet werden könnte. Pflanzennahrungsmittel sind auch sehr selten und theuer, eben so alle Früchte außer Orangen und Bananen, die man, wenn sie einmal angepflanzt sind, nur zu pflücken braucht, wenn sie reif sind; Geflügel kostet in Para das Stück über einen Thaler, und Zucker ist so theuer wie in England. Alles dieses ist nur darum so, weil Niemand es zu seinem Geschäfte machen will, für einen dieser Artikel zu sorgen! Es ist eine Art von Spielerleidenschaft im Handel, die sie allen stetigen Nutzen der Arbeit verschmähen läßt, die selbst den gelernten Handwerker so gleich sein Geschäft verlassen läßt, wenn er Waaren auf Credit bekommt, um dann im Lande handelnd umherzuziehen.

Es giebt, glaube ich, kein Land, in dem ein so allgemeines und unsicheres Kreditwesen herrscht, wie hier. Schwerlich ist im Land ein einziger Kaufmann, seien seine Geschäfte groß oder klein, der ein Kapital hätte, das er sein eigen nennen könnte. Die größten Kaufleute in Para, welche mit dem Auslande in Verbindung stehen, erhalten ihre Waaren auf Credit, verkaufen sie auf Credit den kleineren, welche Verkaufsladen in Para haben; diese geben sie wieder den Geschäftsleuten in den Landstädten auf Credit, und von diesen endlich erhalten sie die Händler, die die verschiedenen Flüsse aufwärts bereisen, auch auf Credit. Diese Händler geben die Waaren ganz im Einzelnen an die halbcivilisirten Indianer oder wer sie sonst nehmen will, um unter die wilden Stämme der Indianer zu gehen und ihre Producte aufzukaufen. Sie haben jedoch den Indianern Credit zu geben, da diese nicht eher arbeiten als bis sie sechs Monat vorausbezahlt sind. Auf keiner Stufe dieses Kredites findet sich die geringste Sicherheit;

Räuberet, Diebstahl und verschwenderisches Wegwerfen fremden Eigenthum's findet man beständig, und um alle diese Verluste zu decken, ist der Profit bei allen Dingen verhältnißmäßig groß, so daß der Käufer für eine Elle Gallico, die zwei Pence werth ist, oft zwei Schilling bezahlen muß, und in ähnlichem Verhältniß bei andern Dingen. Dieser scheinbar enorme Profit verleitet Händwerker und andere zum Handel, die nicht bedenken, wie sehr klein das Geschäft ist, das sie in einer bestimmten Zeit machen können, wegen der Armuth des Landes und der im Verhältniß zu den Käufern ungeheueren Zahl von Händlern. Es scheint eine so leichte und angenehme Sache, Waaren um den doppelten Preis dessen, was sie gekostet, zu verkaufen, und dann die empfangenen Producte wieder um noch einmal so hoch zu verkaufen, als man gegeben hatte, und so seinen Lebensunterhalt zu erwerben, da aber die meisten kleinen Händler in einem Jahre für nicht mehr als hundert Pfund an Waaren Umsatz haben, und die Ausgaben an die Indianer und für Kanoes, dann für Familie und rückständige Schulden für Wein und Branntwein, nebst der Verschwendung die immer eintritt, wenn Etwas auf Kredit erlangt wird, oft das Doppelte des Gewinnes betragen, so kann man sich nicht wundern, daß sie fast alle ihren Lieferanten tief verschuldet sind, die sie, einmal in Händen, nicht leicht wieder los lassen.

Dieser allgemeine Gang zum Handel ist es auch, meiner Meinung nach, der sie zu drei großen, hier herrschenden Lasten verführt, — zum Trinken, Spielen und Lügen — außer dem großen Heer von Gaunereien, Betrügereien und Ausschweifungen, die über alle Beschreibung gehen. Das Leben eines Händlers am Flusse gewährt dem, der keine geistigen Quellen des Genusses

kennt, wenig Freude; daher ist es nicht zu verwundern, daß der größere Theil derselben mehr oder weniger dem Trunk ergeben ist; und weil sie sich auf Kredit soviel Wein und Spirituosen verschaffen können, als sie wollen, so können sie sich nicht leicht aus dieser lesterhaften Gewohnheit herausreißen. Ein Mann, der nie daran denken würde, Wein zu trinken, wenn er ihn baar bezahlen müßte, nimmt auf Kredit zwanzig bis dreißig Gallonen mit ins Kanoe, schätzt ihn gering, weil er ihm nichts gekostet, und hat dann, wenn er das Ende seiner Reise erreicht hat, vielleicht keinen Tropfen mehr. In den Städten des Innern werden in jeder Handlung Spirituosen verkauft, und man sieht da jeden Tag eine Menge Leute beim Trinken, die sich überall, wohin sie kommen, ein Glas geben lassen, und durch dieses beständige Trinken ihre Gesundheit vielleicht mehr ruiniren, als wenn sie sich dann und wann einmal vollständig berauschten. Das Spiel ist in größerem oder geringerem Grade fast allgemein, und dieses ist sicher aus demselben Wunsch herzuleiten, Geld auf leichtere Art als durch Arbeit zu gewinnen, der sie auch zum Handel treibt; Lug und Trug ist dabei sehr gewöhnlich und in jedem Grade mit im Spiele, und wird Alles angewandt, um neue Ankömmlinge mit hineinzuziehen oder andre Händler zu ruiniren. -- Wahrheit kommt bei Geschäften so selten vor, daß es scheint, als zöge man selbst daran das Lügen vor, wenn es zu gar nichts dienen kann, und die Person, an die man sich wendet, vollkommen von der Falschheit jeder Bethenerung überzeugt sein muß; aber portugiesische Höflichkeit erlaubt es nicht durch Wort oder Blick irgend einen Zweifel in der Wahrhaftigkeit des Freundes zu verrathen. Ich habe oft mit Vergnügen zugehört, wie zwei Parteien

sich zu betrügen suchten durch Behauptungen, von deren Falschheit beide überzeugt waren, und sich doch stellten, als nähmen sie Alles für wahr an.

Ueber die am meisten herrschende Art der Immoralität läßt sich unmöglich berichten, ohne Dinge zu erwähnen, die zu abscheulich sind, um dem Papler anvertraut werden zu können. Laster, deren Erwähnung bei uns nirgends erlaubt ist, bilden hier den Gegenstand gewöhnlicher Unterhaltung; man brüstet sich mit denselben wie mit verdienstlichen Handlungen, und läßt keine Gelegenheit vorübergehen, jedes Wort und jede Handlung des Nächsten aufs schlechteste auszulegen.

Unter die Ursachen, die mit zu der so weit verbreiteten Immoralität beitragen, können wir vielleicht auch die geographische Lage, das politische Verhältniß des Landes und den besonderen Zustand der Civilisation rechnen, in dem es sich gegenwärtig befindet. Ein tropisches Klima bietet sicher dem Einheimischen weniger Vergnügungen, Anregungen und Beschäftigungen als ein gemäßigtes. Die Hitze in der trockenen, und die Kälte in der Regenzeit lassen Erholung und Vergnügen im Freien nicht zu, denen die Bewohner gemäßigter Zonen sich fast beständig überlassen können. Das kurze Zwielicht bietet nur einige Momente zwischen dem Glanz der absteigenden Sonne und der Dunkelheit der Nacht. Die Natur selbst in ein ewiges und fast unveränderliches Grün gekleidet, bietet dem, der von Kindheit auf daran gewöhnt, ein monotones Schauspiel. Im Innern des Landes giebt es keine Straße, keinen Pfad, der aus den Städten herausführte, wo man bequem und vergnüglich sich ergehen könnte; alles ist dichter Wald oder noch undurchdringliche Klärung. Hier giebt es keine Wiesen mit farbiger Blumenpracht, keine grasigen Lich-

tungen und sanft schattige Gänge für den Liebhaber der Natur; hier giebt es keine gerbneten Sandwege, auf denen man, wenn es regnet, Gesundheit und angenehme Bewegung finden könnte, keine Feldwege durch goldene Aehren oder üppigen Klee. Hier giebt es keine langen Sommermonate, in denen man so gern sich im Freien ergeht und das langsam wechselnde Farbenspiel der Abendröthe bewundert, keine langen Winternächte mit flammendem Heerde, wenn alle Glieder der Familie sich näher treten, gesellige Unterhaltung und häusliche Freuden hervorrufen, die der Bewohner eines tropischen Klima's nur in schwachem Grade erhalten kann. —

Endlich kam das Kanoe an, in dem ich die Reise nach Para machen wollte, so daß ich meine Reiseanstalten treffen konnte. Ich hatte eine Masse Schachteln und Kasten, unter ihnen jene sechs großen, die ich im vorigen Jahre bei Senhor Henrique gelassen hatte und die noch in seinem Besitze waren, weil die großen Herren in Barra, befürchtend, sie möchten Contrebande erhalten, sie nicht passiren lassen wollten.

Jetzt, nach Declaration über ihren Inhalt, und Erlegung eines kleinen Zolles erhielt ich sie. Von etwa hundert lebendigen Thieren, die ich gekauft oder sonst erhalten hatte, waren mir jetzt nur vierunddreißig übrig geblieben, nemlich fünf Affen, zwei Macaw's, zwanzig Papageien von zwölf verschiedenen Species, fünf kleine Vögel, ein brasilianischer Fasan mit weißem Kämme und ein Tucan.

Am 10. Juni verließen wir Barra. Gleich am Anfang unsrer Reise hatte ich einen Verlust; als ich nach dem Abschied von meinen Freunden an Bord kam, vermiste ich meinen Tucan, der ohne Zweifel über Barra war, und ohne daß Jemand etwas davon be-

merkt hatte, ertrunken war. Ich schätzte diesen Vogel sehr hoch, da er ganz ausgewachsen und sehr zahm war; ich hatte sehr gehofft, ihn lebendig mit nach England zu bringen.

Am 13. erreichten wir Villa Nova, die letzte Stadt der neuen Provinz, wo wir ans Land gehen und unsere Pässe vorzeigen mußten, als ob wir in ein anderes Königreich kämen; doch damit nicht genug — auf einer andern Station, die eine halbe Tagereise weiter unten an der Grenze selbst liegt, werden alle Fahrzeuge zum zweitenmale angehalten, um ihre Papiere vorzuzeigen, als ob es Hauptsache für die Regierung sei, den Aufenthalt in ihrem Lande so ärgerlich und so kostspielig wie möglich zu machen. In Villa Nova war ich so glücklich etwas Butter und Zwieback zu bekommen; ein wahrer Schmaus nach der mageren Lebensweise in Barra. Hier traf ich auch unsern freundlichen Priester Padre Torquato wieder, der uns bei unsrer Fahrt stromaufwärts so gütig bewirthet hatte. Er war sehr erfreut mich zu sehen und bedauerte nur, daß ich nicht länger bei ihm bleiben könnte; ich erhielt von ihm zum Geschenk ein merkwürdiges Thier, von dem ich schon gehört, das ich aber nie gesehen hatte, einen Waldbund — ein Thier, das wegen seines buschigen Schwanzes, seines Hanges nach Geflügel einigermassen dem Fuchs gleicht; er war, wie es schien, sehr zahm und gelehrig.

Am nächsten Tag passirten wir Obydos, die starke Strömung des jetzt hoch stehenden Flusses, die uns mit großer Schnelligkeit abwärts führte, und in der folgenden Nacht hatten wir einen fürchterlichen Sturm, der uns an Ruhe nicht denken ließ. Der Eigner des Kanoe, ein Indianer, war sehr in Furcht; er rief die heilige Jungfrau an und versprach ihr mehrere Pfund Lichter,

wenn sie nur das Kanoe retten würde; dann öffnete er die Thüre, des kleinen Kabinetts, in dem ich schlief, und rief mit kläglichlicher Stimme: „Oh! meu amigo, estamos perdidos“ (Oh! mein Freund, wir sind alle verloren). Vergebens suchte ich ihn mit Versicherungen zu trösten, daß das Fahrzeug neu und stark, auch nicht zu schwer beladen, keine Gefahr vorhanden sei — wenn gleich die Nacht rabenschwarz war, und der Wind in den grimmigsten und wüthendsten Stößen, die man sich denken kann, blies. Es war so dunkel, daß nichts zu sehen war, und nur dadurch, daß der Steuermann mit der Hand über den Rand des Kanoe's in's Wasser fühlte, konnten wir ersehen, daß wir in eine der großen dichten Lagen schwimmenden Grafes gerathen waren, die an den Seiten des Amazonenstromes auf hunderte von Yards vom Ufer in ihn hineinreichen. Hier blieben wir also in Sicherheit, warteten auf den Morgen, und schliefen in aller Ruhe, da wir uns nun außer aller Gefahr wußten.

Am nächsten Tag um Mittag erreichten wir die Mündung des Tapajoz, wo wir uns in der Montaria nach Santarem begaben, um dort einige Einkäufe und Besuche bei Freunden zu machen. Den alten Kapitain Piskop traf ich, aber nicht Herrn Bates, den ich gern gesprochen hätte; er war seit einer Woche auf einer Excursion den Tapajoz stromaufwärts. Nachdem wir Vorräthe von Zucker, Essig, Del, Zwieback, frischem Brod und Fleisch eingenommen hatten, setzten wir unsre Reise fort, da es unser Streben war, sie sobald als möglich zu beenden.

Am 18. passirten wir Gurupa und kamen am 19. in die engen Kanäle, welche die Communication mit dem Baraßuß bilden — Lebewohl nun sagend den

trägerischen, mächtigen Fluthen des unvergeßlichen Amazonenstrom's.

Wir trafen hier ein Fahrzeug, das von Para kam und schon funfzig Tage unterwegs war, während dessen aber eine viel kürzere Strecke zurückgelegt hatte, als wir, die wir in fünf Tagen stromabwärts gekommen waren.

Am 22. erreichten wir Breves, ein nettes kleines Dorf mit wohl versehenen Waarenlagern, wo ich ein halbes Duzend von den hübschen bemalten Becken kaufte, durch deren Verfertigung der Ort berühmt ist; auch kauften wir einige Orangen — sechs Stück für einen halben Penny.

Am nächsten Tage hielten wir bei einer Niederlassung an, die ganz auf Pfählen erbaut ist, weil die ganze Gegend durch Springfluthen zuweilen unter Wasser gesetzt wird. Der Besitzer des Kanoe's hatte hier eine Quantität Salsaparilha einzunehmen, die für den Markt in Para bestimmt war, und mußte sich deshalb einen Tag aufhalten. Salsaparilha ist die Wurzel einer stacheligen Schlingpflanze, die von den Indianern ausgegraben und in Bündel von verschiedener Länge und Größe gebunden wird; da diese aber sehr leicht sind, so muß man, um mehr verladen zu können, daraus Päckchen von gleichmäßiger und angemessener Größe und Länge bilden — diese sind cylindrisch, gewöhnlich sechs Pfund schwer, und etwa drei und ein halben Fuß lang und fünf bis sechs stark, an den Enden glatt und eben geschnitten, und ganz umwunden von den langen, biegsamen Fäden einer Species von *Bothos*, die bis an die Spitzen hoher Bäume wachsen, und oft hundert Fuß und weiter herabhängen; um sie zum Gebrauch geschickt zu machen, wird die äußere Rinde abgezogen. Dieses

Stunden verursachte eben den Aufenthalt, da die Cassa bereits in die gehörigen Päckte gebracht war. Während dieses geschah, beschäftigte ich mich damit, einige Palmen abzuzeichnen, die mir in meiner Sammlung noch fehlten.

Nach zwei Tagen erreichten wir die Mündung des Lolantins, wo eine große Bucht ist — von solcher Ausdehnung, daß man das andere Ufer nicht sehen kann. Da hier einige gefährliche Sandbänke sind, so ist ein Pilot da, der das Kanoe über fährt. Wir mußten den ganzen Tag warten, um mit der Morgenfluth, die als die günstigste Zeit dazu betrachtet wird, überzufahren. Während dieser Zeit suchte ich Muscheln und fand Vergnügen daran, mich mit dem Piloten, seiner Frau und seinen zwei sehr hübschen Töchtern zu unterhalten. Unser Gespräch drehte sich um die Kürze und Unsicherheit des Lebens und fand dadurch besonders seine Würze, daß die alte Frau eine Erzählung zum Besten gab, die eine Version der „drei Warnungen“ zu sein schien.

„Ein Mann unterhielt sich mit seiner Frau, sie stellten Betrachtungen an über das Uebel, daß man dem Tode unterworfen sei. Ich würde mich gern, sagte der Mann, auf einen freundschaftlichen Fuß mit dem Tode setzen, denn würde er mich vielleicht nicht stören. Das kann leicht geschehen, sagte die Frau, lade ihn zum Padrinho (Pathen) ein bei unserem Kleinen, der nächste Woche getauft werden soll, dann könnt ihr leicht über die Sache sprechen und er wird seinem Gevatter eine kleine Bitte nicht abschlagen können. So wurde er eingeladen und kam. Als er nach der Ceremonie und dem Feste wieder abgehen wollte, sagte der Mann zu ihm: Gevatter Tod, da ja genug Leute für euch in der Welt sind, so hoffe ich, ihr werdet nie zu mir kommen. Lieber Gevatter, erwiderte der Tod, das kann ich euch nicht

versprechen, denn wenn mich der liebe Gott nach Jemandem sendet, so muß ich gehen. Indessen will ich thun, was ich kann und versprechen, es euch jedenfalls eine Woche vorher anzuzeigen, damit ihr Zeit habt, euch vorzubereiten. Mehrere Jahre vergingen, da kam endlich der Tod. Guten Abend, Gevatter, sagte er, ich komme in einem unangenehmen Geschäft: ich habe Befehl erhalten, euch in dieser Woche zu holen, und komme nun, um es euch anzuzeigen, wie ich versprochen habe. Ach, Gevatter! sagte der Mann, ihr kommt ja gar bald — mir paßt es jetzt gerade gar nicht, ich befinde mich sehr wohl und kann in ein paar Jahren ein reicher Mann werden, wenn ihr mich gehen laßt; es ist recht gütig von euch, Gevatter, ich weiß wohl, daß ihr nach eurem Belieben machen und euch einen andern statt metner nehmen könnt. Es thut mir leid, antwortete der Tod, aber ich kann's nicht thun: ich habe meine Befehle erhalten und muß gehorchen. Keiner kommt durch, wenn einmal Befehl gegeben ist, und sehr Wenige bekommen so lange vorher eine Anzeige, wie ihr. Indessen will ich Alles versuchen, was ich kann und wenn's gelingt, so seht ihr mich in dieser Woche nicht; aber große Hoffnung kann ich euch nicht machen. — Lebt wohl.

Als der Tag kam, war der Mann in großer Angst; seine Frau hatte aber einen Einfall gehabt, nach dem sie zu handeln entschlossen war. Sie hatten einen alten Neger im Hause, der gewöhnlich in der Küche beschäftigt wurde. Diesen ließen sie die Kleider seines Herren anziehen und schickte ihn aus dem Hause; dann machte der Herr sein Gesicht und sich selbst ganz schwarz, so daß er fast so aussah, wie der alte Neger. Am Abend kam der Tod. Guten Abend, Frau Gevatterin, sagte

er, wo ist mein Gevater? ich soll ihn mitnehmen. Ach, Gevatter, sagte sie, er glaubte, ihr würdet gar nicht kommen und ist nun seinen Geschäften nach in's Dorf gegangen und wird wohl erst spät nach Hause kommen. Ich bin jetzt in großer Eile, sagte der Tod, ich habe noch einen weiten Weg und muß Jemanden holen, laßt einmal sehen, ob es der alte Reger thun wird; damit ging er nach der Küche, wo der Mann sich emsig mit dem Feuer zu thun machte. Gut, wenn der Gevatter nicht kommen will, so muß ich den alten Reger nehmen, sagte der Tod, und ebe seine Frau noch was sagen konnte, so rechte er die Hand nach ihm aus und ihr Mann fiel todt zur Erde."

"Da seht Ihr," sagte die alte Frau, "wenn Jemandes Zeit gekommen ist, so muß er fort; weder ein Doktor, noch irgend was kann ihm helfen — man kann den Tod nicht und auf keine Weise betrügen." Ich hielt es nicht für nöthig, gegen diese Meinung einen Einwurf zu machen und schwieg.

Zwei Tage vorher war St. John's-Tag gewesen, wo man gewöhnlich Freudenfeuer macht und zwischen dieselben und über sie springt und hüpfet, was bei den gewöhnlichen Leuten für eine wichtige religiöse Ceremonie gilt. Als wir darüber sprachen, fragte die alte Frau ganz ernsthaft, ob wir wohl wüßten, daß auch die Thiere an diesem Tage durch's Feuer gingen? Wir erwiederten, daß uns davon nichts bekannt wäre, worauf sie antwortete, daß wir es ganz sicher glauben könnten, denn sie habe den Beweis davon mit eigenen Augen gesehen. Voriges Jahr, am Tage nach St. Johns, sagte sie, ging mein Sohn auf die Jagd und brachte ein Cotia und eine Paca mit, die beide am Bauche vollständig versenat waren, sie waren augenscheinlich durch's Feuer

gegangen in der vorigen Nacht. „Aber woher haben Sie denn Feuer bekommen?“ frug ich. „Ach, Gott macht es Ihnen,“ antwortete sie; und meine Bemerkung, daß man im Wald nicht oft Feuer Spuren fände, wenn sie nicht von Menschenhänden herrührten, brachte sie auch bald zum Schweigen, indem sie triumphirend fragte, ob etwas bei Gott unmöglich wäre? zu gleicher Zeit andeutend, daß ich vielleicht ein Protestant sei, der nicht an Gott und an die heilige Jungfrau glaubt. So war ich genöthigt, von dem Thema abzubringen; da ich ihr noch versicherte, daß Protestanten gemeinlich an Gott glaubten und in die Kirche gingen, erwiederte sie, daß sie das nicht wisse, aber das Gegentheil gehört habe.

Endlich am 2. Juli erreichten wir Para, wo mich mein Freund Mr. C. empfing und ich zu meiner Freude erfuhr, daß ein Schiff im Hafen liege, das wahrscheinlich in acht Tagen nach London abgehen werde. Mehrermals hatte ich auf der Reise Anfälle vom kalten Fieber gehabt und war noch sehr schwach und zu größeren Anstrengungen fast unfähig. Das gelbe Fieber, das im vorigen Jahre Tausende von den Einwohnern hinweggerafft hatte, war neuen Ankömmlingen immer noch gefährlich, und wenige Schiffe lagen im Hafen, die nicht einen beträchtlichen Theil der Mannschaft im Spital liegen hatten. Das Wetter war schön; der Sommer oder die trockene Jahreszeit hatte eben begonnen, die Vegetation erglühete im prachtvollsten Grün, und es schien, als ob die prächtige Himmelsbläue und die klare frische Luft das unglückliche Miasma zerstören müßte, das die Kirchhöfe haufenweise mit Leichen bedeckt und jede Wohnung in der Stadt zu einem Haus der Trauer gemacht hatte. Ein- oder zweimal versuchte ich, in den

Bald hinaus zu gehen, aber die Anstrengung zog mir Fieberschauer und Unwohlsein zu, so daß ich es für das Beste hielt, mich bis zur Zeit der Abreise so ruhig, wie möglich zu verhalten.

Seit meiner letzten Anwesenheit war die Stadt sehr verschönert worden. Alleen von Mandel- und andern Bäumen waren längs der Straße nach Nazare und rund um den Largo de Palacio, angelegt, und neue Straßen und Wege, sowie auch einige neue Häuser gebaut worden; im Uebrigen hatte die Stadt noch dasselbe Ansehen: der schmutzige Markt, der, ohne Pflaster, mit Unkraut überwuchert war, die Karren mit Rindfleisch, die laut rufenden schwarzen Herumträger und die gutmüthigen Gesichter der indianischen und der Negermädchen, die, wie früher, mich ansprachen, ihnen ihre Früchte und „Doces“ abzukaufen. Geflügel war von etwa 2 s. auf 3 s. 6 d. gestiegen, Früchte und Gemüse in demselben Verhältniß. Beim Einwechseln englischen Geldes für Brasilianisches bekam ich jetzt etwa zehn Prozent weniger, als sonst, und doch klagte Jedermann, der Handel gehe schlecht und die Preise seien nicht lohnend. Ich hörte viel von Wundercuren beim gelben Fieber, die im schlimmsten Stadium des gelben Fiebers geholfen haben sollten, nachdem die Betreffenden von den Doctoren bereits aufgegeben gewesen wären. Einer sollte dadurch curirt worden sein, daß er Eis aß, ein Anderer durch Trinken einer Flasche Wein, überhaupt war Eis als gutes Stärkungsmittel sehr in Aufnahme gekommen und wurde von Manchen als die nützlichste Arznei täglich gebraucht.

Ich machte mir die Ueberfahrt in der Brigg Helena aus, die 235 Tonnen hält, unter dem Capitän John Turner, dessen Eigenthum sie ist; Montag, den 12.

Inli gingen wir an Bord und sagten den weißen Häusern und den schönbewipfelten Palmbäumen Para's Lebewohl.

Unsere Ladung bestand aus etwa hundert und zwanzig Tonnen India-Gummi (Elasticum) und einer Quantität Kakao, Arnotto, Piaßaba und Balsam Capivi. Zwei Tage nach unserer Abfahrt hatte ich einen leichten Fieberanfall; ich bildete mir immer in solchen Fällen leicht ein, daß mir ein gleiches Geschick bestimmt sei, wie meinem Bruder und sovielen meiner Landsleute, die an fernern Küsten ihr Grab fanden. Doch durch Anwendung von Calomel und öffnenden Mitteln wurde es alsbald wieder besser; aber ich war sehr schwach und hatte viel von der Seerkrankheit zu leiden, so daß ich den größten Theil meiner Zeit in der Kajüte zubrachte. Drei Wochen lang hatten wir sehr schwachen Wind und schönes Wetter und hatten am 6. August 30'' 30' Breite und etwa 25'' westliche Länge erreicht.

Als ich am Morgen dieses Tages in der Kajüte mit Lesen beschäftigt war, kam der Kapitän herunter und sagte zu mir: „Ich fürchte sehr, es brennt im Schiffe, kommen Sie mit und sehen Sie zu, was davon zu denken ist.“ Wir gingen hierauf an das Lazzaretto oder das kleine Loch unter dem Deck zu, wo die Vorräthe sich befinden, aber es war keine Spur von Feuer zu entdecken. Dann gingen wir nach dem vorderen Theile des Schiffes und entdeckten hier dichte Rauchwolken, die uns schließen ließen, daß Feuer im unteren Raume sei. Sogleich wurden Leute angestellt, einen Theil der Ladung hinwegzuräumen, doch unser Suchen schien hier bald vergeblich, es hatte nicht den Anschein, als ob wir dem Sitz des Feuers näher kämen; es wurde nach andern Seiten hin gesucht, bis zu der

Gegend, wo der Rauch viel dichter und in kurzer Zeit so erstickend wurde, daß die Leute beim Begräumen der Ladung es nicht mehr aushalten konnten; nun fing man an Wasser herbeizubringen und hineinzugießen, während andere nach der Kajüte gingen und hier einen ungeheuern Rauch aus dem Lazaretto herausbringen sahen. Es wurde jetzt der Versuch gemacht, hier aufzubrechen, doch die Planken waren so dick und der Qualm so unerträglich, daß keiner im Lazaretto bleiben konnte, wenn ein paar Schläge gethan waren. Der Kajütentisch wurde fortgebracht und versucht, in den Boden ein Loch zu machen, um das Wasser direkt an den Sitz des Feuers, der da zu sein schien, wo das Balsam gestauet war, zu leiten. Dies erforderte jedoch Zeit, wegen des erstickenden Rauches, und da nur geringe Wahrscheinlichkeit vorhanden war, dann noch das Feuer löschen zu können, so hielt es der Kapitän für's Klügste, jetzt auf unsere eigene Sicherheit zu denken. Es wurde Befehl gegeben, die Boote herunterzulassen und sie mit allem Nöthigen zu versehen, für den Fall, daß wir genöthigt wären, das Schiff zu verlassen. Das Langboot stand auf dem Deck und es erforderte also Zeit, dasselbe flott zu machen; das Gig hing an Tauen am Quarter-Deck und wurde gleich herabgelassen. Alles war jetzt in der größten Thätigkeit. Viele Kleinigkeiten mußten gesucht werden an entlegenen Orten — der Koch wurde nach Korken geschickt, um die Löcher in dem Boden der Boote zu verstopfen. Jetzt wußte keiner, wohin das Steuerruder gelegt worden war, jetzt wurden Rudernägel vermißt. Man mußte nach den Rudern suchen, nach Balkenstücken, die als Masten dienen sollten, ebenso nach Segeln, Stangen, Stricken und Tauen, nach Segelleinwand, Segelnadeln, nach Nägel und Stiften u. s. w., u. s. w.

Der Kapitän lief nach seinem Chronometer, nach dem Sextanten, dem Barometer, den Karten, Compassen und Schifffahrtsbüchern; die Matrosen packten ihre Kleidungsstücke in große Leinwandpacken. Ich ging nach der Kajüte hinunter, in der jetzt eine unerträgliche Hitze und dichter Rauch war, um nachzusehen, was noch der Rettung werth sei, nahm dann meine Uhr, einen kleinen zinnernen Kasten, in dem einige Hemden und ein paar alte Notizbücher waren, nebst einigen Zeichnungen von Pflanzen und Thieren und schleppte mich damit nach dem Deck hinauf. Viele Kleider und ein großes Portefeuille, Zeichnungen und Skizzen blieben zurück; aber es fiel mir nicht ein, nochmals hinunter zu gehen; es hatte mich eine Apathie dagegen erfaßt, noch etwas zu retten, von der ich mir jetzt keine Erklärung geben kann. Auf dem Deck war die Mannschaft noch immer bei den Booten beschäftigt, zwei Tonnen mit Brod wurden hineingebracht, eine Partie geräuchertes Schweinefleisch, Schinken und Kisten voll Bökelfleisch, etwas Wein und ein großes Faß Wasser; doch mußte dieses leer ins Boot gelassen werden und konnte erst dann, als es an seinem Platz aufgestellt war, mit Wasser in Eimern gefüllt werden.

Da die Boote so lange in der tropischen Sonne ausgetrocknet waren, so waren sie sehr undicht und bald halb voll Wasser, wodurch Bücher, Kleider, Decken, Schuhe, Schweinefleisch und Käse in bunter Unordnung untereinander liegend, durchnäßt wurden. In jedem Boote wurden nun zwei Männer zum Ausschöpfen angestellt, die übrigen wurden nun abgerufen, da das Nothwendigste besorgt war, um noch die Löschung durch Wasser zu versuchen. Wir konnten jetzt auch den Balsam im Raume kochen hören, was eine so große Hitze anzeigte, daß wir den Ausbruch der Flammen bald erwarten

mußten. So war es auch; in weniger als einer halben Stunde brach das Feuer durch den Boden der Kajüte, verzehrte das trockene Fichtenholz und leckte bald durch den Eingang hinauf. Es war jetzt eine glühende Hitze auf dem Quarterdeck, wir sahen, daß alle Hoffnung vorüber war, und daß wir in wenigen Minuten gezwungen sein würden, durch das schreckliche Element unsere Rettung auf einem kaum weniger gefährlichen zu suchen, dessen mächtige Wellen sich Tausende von Meilen rings um uns ausbreiteten. Der Kapitän ließ nun Alle in die Boote steigen und war selbst der Letzte, der das Schiff verließ. Um in das Boot, das steigend und fallend sich auf den Bogen des Oceans schaukelte, zu kommen, mußte ich mich über den Stern an einem Seile hinablassen, wobei es mir, da ich noch sehr schwach war, die Haut von den Händen riß, daß ich zuletzt hinunterstürzte unter einen Haufen von verschiedenartigen Dingen, die dort in größter Unordnung, vom Wasser vielfach bedeckt, umherlagen. Der eine Matrose schöpfte mit einem Eimer, der andere mit einem Krüge; aber das Wasser schien sich gar nicht zu vermindern; da ich nun anfing, ihnen zu helfen, fand ich bald, daß das Salzwasser an meinen geschundenen Händen einen fürchterlich brennenden Schmerz verursachte.

Wir lagen jetzt am Hintertheil des Schiffes und erwarteten hier das Fortschreiten des Feuers. Die Flammen erfaßten bald die Segel und boten einen herrlichen Anblick, als sie bis zur Spitze hinaufleckten, wo gerade die Royals aufgezogen waren. Bald darauf brannte auch das vordere Takelwerk mit den Segeln und auch aus dem vorderen Raume brachen die Flammen hervor, und man sah, daß durch die leicht entzünd-

liche Ladung das Feuer mit großer Geschwindigkeit um sich griff. Da das Schiff nun keine Segel mehr hatte, so schwankte es fürchterlich, die Masten bogen sich und krachten, daß man jeden Augenblick glaubte, sie würden über Bord gehen. Der Hauptmast fiel zuerst, etwa zwanzig Fuß über dem Deck abbrechend; der Vordermast stand aber noch lange zu unserer großen Verwunderung, endlich fiel er auch, am Fuße halb durchgebrannt; aber über eine Stunde später, als sein Gefährte. Das ganze Deck war jezt nur eine große Feuermasse, die Brüstungen theilweise niedergebrannt. Viele von den Papageien, Affen und anderen Thieren, die wir an Bord hatten, waren bereits verbrannt oder erstickt, aber einige hatten sich nach dem Bugspriet geflüchtet vor den Flammen und schienen sich zu wundern über das, was vorging, ohne im Geringsten zu ahnen, welches Schicksal ihnen bevorstand. Wir versuchten, einige von ihnen in die Boote zu bekommen und kamen so nahe bei, als möglich; aber sie schienen durchaus Nichts von der Gefahr zu wissen, in der sie sich befanden und machten keinen Versuch, uns zu erreichen. Als die Flammen die Basis des Bugspriets erfaßten, liefen einige zurück und stürzten gerade mitten in's Feuer hinein. Nur ein Papagei entkam: er saß auf einem Seil, das vom Bugspriet herabhing und fiel, da dieses oben abbrannte, in's Wasser, aus dem wir ihn noch retteten.

Als es Nacht wurde war das ganze Deck eine Feuermasse, von der eine ungeheure Hitze ausging. Wir beschloßen die ganze Nacht hindurch hier zu bleiben, da der Brand ein in weiter Entfernung von uns vorüberkommendes Schiff herbeiziehen konnte. Wir hatten seit dem Morgen nichts gegessen, und hatten an Hunger nicht gedacht, da wir vollauf zu thun und zu denken

batten; da jezt aber die Abendluft angenehm kühl wurde, so bekamen wir mit Einemmale alle guten Appetit und Zwieback mit Wasser schmeckte uns trefflich.

Hierauf trafen wir unsre Anstalten für die Nacht. Da unsre Anhalttaue durchgebrannt waren, so mochten wir so vom Schiffe abgetrieben werden, daß es uns während der Nacht ganz aus Sicht kam, was uns sehr fatal gewesen wäre, da wir dadurch die Möglichkeit verloren hätten, durch den weithin sich verbreitenden Schein des Feuers, Rettung herbeizuziehen. Ein Theil der Mast und des Takelwerkes schwammen noch in der Nähe des Schiffes um uns herum, an dieses befestigten wir unsre Boote; doch waren darunter auch noch so viel halb noch brennende Sparren und Planken, daß wir, besonders bei dem hohen Wellengang, in einer sehr gefährlicher Lage waren, denn unsre Boote konnten, wenn sie mit ihnen in Berührung kamen, sehr leicht in Brand gerathen.

Wir machten uns deshalb wieder los und hielten uns eine Viertel- oder halbe Meile vom Schiffe, wenn es nöthig war, durch Rudern. Unablässig waren wir die ganze Nacht mit Ausschöpfen des Wassers beschäftigt. Wir selbst und Alles in den Booten war völlig durchnäßt, und in diesem Zustande überließen wir uns etwas der Ruhe: doch wenn wir auch so einen Augenblick in Vergessenheit versanken, so erwachten wir doch bald wieder zum vollen Bewußtsein unsrer Lage, wenn wir den rothen Feuerschein erblickten, den unser brennendes Schiff auf uns warf. Es bot jezt einen herrlichen Anblick; denn da die Deck vollständig weggebrannt waren, so zeigte sich uns, wenn das Schiff von den Wogen der See gehoben und hin und hergeschaukelt wurde, sein Inneres gefüllt mit einem Meer von Flam-

mentropfen — ein Schmelzofen auf den rollenden Meereswellen.

Endlich kam auch der Morgen; die Gefahren der Nacht waren vorüber und mit hoffnungsvollem Herzen richteten wir unsre Masten auf, takelten unsre Segel und zogen nun, unserm brennenden Brack das letzte Lebewohl zurufend, vor einem leichten Ostwind lustig weiter. Schreibstifte und Bücher wurden ausgepackt und Kurs und Distanz nach Bermuda berechnet; wir fanden, daß dieser nächste Landpunkt auf der weiten Wüste des Oceans, wenigstens siebenhundert Meilen entfernt war. Aber doch waren wir voll Hoffnung, denn der Wind war günstig und wir konnten rechnen, daß, wenn er so blieb, wir täglich hundert Meilen gut machten und so in sieben Tagen den lang ersehnten Hafen erreichen würden.

Da wir am vorangegangenen Abend nur spärlich zu Abend gegessen, so hatten wir jetzt guten Appetit, holten Schinken und Schweinefleisch, Zwieback und Wein und Wasser herzu, und hielten ein recht gemüthliches Mahl; wir fanden, daß selbst ungekochtes Fleisch nicht zu verachten sei, wenn man kein Feuer machen kann, um es zu kochen.

Der Tag war schön und warm und das schwimmende Seegras, genannt Golfgras, in Ueberfluß vorhanden. Die Boote mußten noch fast unaufhörlich ausgeschöpft werden, und obgleich wir nicht viele Seen bekamen, so sprühte doch genug Wasser über, um uns fortwährend naß zu erhalten. Zur Nacht banden wir ein Tau an das Langboot, damit es uns nachzöge und wir nicht getrennt würden; da wir aber fast gleich festgelassen, so behielten wir auch die Segel bei. Wir verbrachten eine, den Umständen nach, erträgliche Nacht.

Am nächsten Tage, dem 8., war schön Wetter, Golfgras schwamm noch in Masse um uns herum, auch zeigten sich zahlreiche fliegende Fische, von denen einige ins Boot fielen, andre große Strecken über die Wellen hinfliegen. Mein Gesicht und meine Hände waren von der Sonne sehr aufgesprungen und außerordentlich wund und schwerzhaft. Zur Nacht flogen zwei Boobies (Lölvel), große dunkle Seervögel mit sehr langen Flügeln, über uns hin. In der Nacht sah ich viele Meteore und in der That konnte man zur Beobachtung derselben keine bessere Position finden, als die meine, denn ich lag auf dem Rücken in einem kleinen Boote mitten im atlantischen Meer. Wir sahen auch eine Schaar kleiner Vögel kreischend bei uns vorbei fliegen, die Matrosen wußten nicht, was für Vögel es waren.

Den 9. war es wiederum schön aber heiß, und meine aufgesprungenen Hände thaten sehr Weh. Kein Schiff kam in Sicht, obgleich wir den Zug der West-Indien-Fahrer durchkreuzten. Es war etwas stürmisch und ich verbrachte in einiger Gemüthsaufrregung eine sehr unruhige Nacht; unsre Boote ließen jetzt jedoch nicht mehr soviel Wasser ein, als im Anfang, was uns eine große Beruhigung war.

Der 10. war stürmisch und der Wind kam aus Südwest, so daß wir unsern Kurs nach Bermuda nicht fortsetzen konnten, sondern uns nach Norden wenden mußten. Die See ging sehr hoch und plötzliche Windstöße brachen häufig auf uns herein, auf eine Weise, die mich in große Unruhe versetzte. Wir hatten einige tüchtige Regenschauer, und hätten gern etwas von dem Wasser aufgefangen, konnten es aber nicht, da alle unsre Kleider, wie die Segel, von Salz gesättigt waren. Wir

befanden uns jetzt in im 31 Grad 59' nördlicher Breite und 57 Grad 22' westlicher Länge.

Der 11. war noch rauh und stürmisch. Es gab jetzt weniger Golfgras. Der Wind wandte sich noch mehr westwärts, so daß wir nahezu nach Nord gehen mußten. Das Holz unsrer Boote war jetzt vom Wasser vollgesogen, so daß nur sehr wenig durchdrang. In dieser Nacht sah ich viele Sternschnuppen.

Am 12. war der Wind immer noch widrig und wir waren ganz aus dem Zug von Schiffen herausgekommen, und schienen auch wenig Aussicht zu haben, um nach Bermuda zu kommen. Das Landboot segelte über einige grüne Stellen im Wasser, ein Zeichen, daß hier Anfergrund vorhanden war, wahrscheinlich Felsen in mäßiger Tiefe. Viele Delfine umschwammen auch die Boote, ihre Farben erschienen im Wasser ganz prachtvoll, die herrlichsten, metallisch-glänzenden Schillerfarben von Grün, Blau und Gold; ich wurde nicht überdrüssig sie zu bewundern.

Am 13. war der Wind ganz West und blies grade aus dem Punkte, nach dem wir hin wollten. Der Tag war sehr schön und mehrere Sturmvögel flogen um uns herum. Wir waren jetzt eine Woche in den Booten, und hatten nur den halben Weg nach den Inseln zurückgelegt; deshalb beschloßen wir insgesammt, uns auf schmale Rationen zu setzen, bevor es zu spät sei. Die Sonne brannte heiß und drückend, und wir mußten viel Durst leiden.

Der 14. war windstill, und wir kamen gar nicht vom Fleck. Die Sonne brannte wüthend heiß, wir hatten keinen Schatten und waren den ganzen Tag lang vom Durst geplagt. Zahlreiche Delfine und Pilotfische waren um das Boot herum. Zur Nacht erhob

sich eine, für uns sehr günstige Brise, und da wir jetzt unsere Kleider ziemlich trocken gebracht hatten, so schliefen wir recht gut.

Am 15. wurde der Wind wieder schwächer und ging wieder in Windstille über. Das Meer war voll kleinen „Medusen“, einige waren nur weißliche, ovale oder sphärische Klumpen, andre waren braun und von schöner Structur, wie ein Käppchen, und sie schwammen schnell durch wechselweises Zusammensziehen und Wiederausdehnen, indem sie dadurch das Wasser hinter sich drückten. Der Tag war sehr heiß und wir hatten erschrecklichen Durst zu leiden. Wir waren fast in Verzweiflung, daß wir noch kein Schiff sahen, an keine Insel gelangten. Um etwa 5 Uhr, während wir unser Mittagsehl einnahmen, sahen wir, daß das Langboot, das sich in einiger Entfernung vor uns hielt, umlegte. „Sie müssen ein Segel sehen“ sagte der Kapitain, und wirklich da wir ringsum schauten, erblickten auch wir ein Schiff, das auf uns zukam, und nur noch fünf Meilen von uns entfernt war. — Wir waren gerettet!

Die Leute tranken jubend den Rest ihrer Wasserportionen, legten ihre Ruder ein und ruderten lustig drauf los, so daß wir um sieben Uhr beim Schiffe anlangten. Der Kapitain nahm uns freundlich an Bord. Die Leute liefen zuerst nach den Wasserfassern und thaten lange und tiefe Züge, was wir ihnen nachthaten, und darauf an einem fast vergessenen Lugs, von Theetrinken, uns erfreuten. Da wir so lange in den Booten herumgeschüttelt worden waren, so konnte ich kaum stehen, als ich an Bord kam.

In dieser Nacht konnte ich kein Auge schließen. Die Heimath, mit all ihren Annehmlichkeiten, glaubte ich jetzt schon mit der Hand zu erfassen; Gedanken,

Hoffnung und Furcht drängten sich aufeinander, und machten, daß ich eine schlaflose Nacht verbrachte, als wenn wir noch in den Booten gewesen wären, mit abnehmender Hoffnung auf Erlösung. Das Schiff war der „Jordeson“, Kapitain Venables, von Cuba nach London bestimmt, mit einer Ladung von Mahagony, Gelbholz und anderen Hölzern. Wir wurden im 32. Grad 48' nördlicher Breite und 60 Grad 27' westlicher Länge aufgenommen und waren etwa noch zweihundert Meilen von Bermuda entfernt.

Mehrere Tage hintereinander hatten wir nun schönes Wetter bei sehr wenig Wind, so daß wir täglich etwa fünfzig Meilen weiter kamen. Jetzt, da die Gefahr vorüber war, begann ich erst die Größe meines Verlustes vollständig zu fühlen. Mit welcher Lust hatte ich nach jedem seltenen oder merkwürdigen Insect gesucht, um es meiner Sammlung hinzuzufügen; wie oftmals, vom kalten Fieber fast niedergedrückt, war ich doch in den Wald gedrungen und war durch irgend eine unbekannte und schöne Species von Pflanzen oder Thieren belohnt worden. Wie viele Orte, die vor mir noch von keinem europäischen Fuß betreten worden waren, wurden mir ins Gedächtniß zurückgerufen worden sein durch die seltenen Vögel und Insecten, die ich dort für meine Sammlungen gefunden hatte. Wie viele ermüdende Tage und Wochen hatte ich verbracht, aufrecht gehalten durch die Hoffnung, viel Neues und Schönes aus diesen wilden Regionen mit nach Hause zu bringen; Alles würde mir so theuer gewesen sein, durch Rückerinnerungen, die es hervorrief; Alles würde zeigen, daß ich die Urtheile nicht aus den Augen verlor, die sich mir darboten, und würde mir Beschäftigung und Vergnügen auf viele Jahre hinaus gewährt

haben. Und jetzt war Alles vorüber, ich hatte nicht ein einziges Exemplar aufzuweisen aus den unbekannten Ländern, die ich durchzogen hatte, kein Mittel der Rück-erinnerung an jene wilden Scenen, denen ich beige-wohnt. Aber alles Bedauern war, wie ich mir sagen mußte, vergeblich, deshalb nahm ich mir vor, so wenig wie möglich daran zu denken und die Dinge zu nehmen, wie sie grade waren.

Am 22. August sahen wir drei Wassenhosen, es war das erstemal, daß ich dieses merkwürdige Phänomen wahrnahm. Es war stets mein Wunsch gewesen, einmal Zeuge zu sein bei einem Sturm auf dem Meer, und dieser sollte bald in Erfüllung gehen. —

Anfangs September hatten wir eine sehr starke Kälte. Der Barometer war beinahe einen halben Grad gefallen während der Nacht; am Morgen blies es noch stärker, und da wir einen großen Theil der Segel aufgezo-gen hatten, so befahl der Kapitain, sie einzuziehen; bevor es aber geschehen konnte, waren vier oder fünf Segel vom Winde in Stücke zerrissen und es dauerte mehrere Stunden, ehe die übrigen gebdrig befestigt werden konnten. Am Nachmittage trieben wir unter doppelt gereßtem Topsegel. Das Meer war wie eine Schaum-masse, die beständig über uns hinspritzte. Nachts erhob sich eine sehr schwere See, so daß wir furchterlich um-hergeworfen wurden und das Wasser vollständig über die Brüstungen sich ergoß, die Decks überschwemmte und das alte Schiff umbertaumelte, wie ein Betrunkener. Wir verbrachten eine unangenehme Nacht, denn eine große See brach in den Eingang der Kajüte und durch-nährte uns Alle, das Schiff krachte und schüttelte und schaukelte mit solcher Gewalt, daß ich befürchtete, es würde auseinander brechen und mit uns Allen auf den

Grund gehen. Die ganze Nacht waren auch die Pumpen im Gang, denn das Schiff hatte einen großen Leck, so daß es erst am folgenden Tage Nachmittags vom Wasser frei wurde. Der Wind hatte sich jetzt gelegt, wir hatten bald wieder schönes Wetter, wo dann alle Hände beschäftigt waren, neue Segel zuzurichten und die alten auszubessern.

Zu verschiedenen Malen fingen wir Delfine, die nicht übel zum Essen waren. An den Farben der toten Delfine fand ich nicht viel zu bewundern, sie sind nicht zu vergleichen mit den Farben des lebenden Fisches, wie man ihn im blauen, durchsichtigen Wasser sieht.

Unsere Vorräthe gingen jetzt ziemlich aus, wegen der größeren Zahl Derer, die jetzt davon zehrten: Käse und Schinken gab es nicht mehr, — dann gingen unsre Erbsen aus und wir bekamen keine Erbsensuppe wehr; nächst diesem ging die Butter zu Ende und wir mußten unsern Zwieback trocken essen — unser Brod und unser Schweinefleisch wurde auch sehr knapp und mußte in Rationen eingetheilt werden. Dann bekamen wir wieder Einiges von einem anderen Schiffe geliefert; doch unsere Reise wurde so durch widrige Winde und noch einen Sturm verzögert, daß wir auf's Neue Mangel litten, unser Fleisch ganz verzehrt war und wir nur noch einige kärgliche Mahlzeiten von Zwieback und Wasser zu halten hatten: doch wurde uns wieder durch eine Lieferung von etwas Scheinefleisch und Molasse geholfen und so kamen wir wurch.

Wir waren in der Nacht auf den 20. September im Kanal, als ein heftiger Sturmwind sich erhob, der dem Schiff großen Schaden that und viele Schiffe, die

welt seetüchtiger waren, als das unsere, zerstörte. Am nächsten Morgen hatten wir vier Fuß Wasser im Raume.

Am 1. Oktober kam der Lootse an Bord und Kapitän Turner und ich gingen bei Deal an's Land, nach einer Reise von achtzig Tagen von Para aus; voll Dank, aus so vielen Gefahren glücklich entkommen zu sein und froh, noch einmal die englische Erde zu betreten.

XIV.

Physische Geographie und Geologie des Amazonen-Thales.

Das Becken des Amazonenstromes übertrifft an Ausdehnung das jedes andern Flusses in der Welt; er liegt ganz innerhalb der Wendekreise zu beiden Seiten des Aequators und nimmt während seines Laufes ungeheure Regenmassen in sich auf. Daher kommt es, daß die Quantität süßen Wassers, die er in den Ocean ergießt, größer ist als bei irgend einem andern Flusse, nicht nur absolut, sondern auch relativ, zu seiner Fläche; denn da seine Ufer fast ganz von dichten Urwäldern bedeckt sind, so verlieren die starken Regengüsse, welche hier eindringen, nicht so viel durch Verdunstung, als die, welche an den dürren Planos des Orinoco oder an den baumlosen Pampas des La Plata niederfallen. Was den Reichthum an Producten des Pflanzenreichs und Fruchtbarkeit des Bodens im Allgemeinen anbetrifft, so kommt seinen Ufern nichts gleich auf der ganzen Erde; sie bieten uns Gegenden, die von Natur schon fähig sind, eine größere Bevölkerung zu ernähren und ihr alle Bedürfnisse und Annehmlichkeiten des Lebens

vollständiger zu gewähren, als irgend welche von gleicher Ausdehnung.

Wir wollen jetzt die hauptsächlichsten physischen Eigenthümlichkeiten dieses wundervollen Landes beschreiben.

Von etwa 4 Grad nördlicher bis zum 20. Grad südlicher Breite giebt jeder Strom, der vom östlichen Abhange der Anden herabfließt, dem Amazonenstrom seinen Beitrag. Es ist, als wenn alle Flüsse von St. Petersburg bis Madrid ihre Gewässer in eine einzige Fluth vereinigten.

Der Maranon, der gewöhnlich als der Hauptstrom des Amazon betrachtet wird, verdient diesen Namen in verschiedener Hinsicht. Er entspringt im Westen von allen anderen großen Nebenflüssen, und nimmt alle Gewässer auf, die am nächsten am stillen Ocean und am entferntesten, in grader Linie, von der Mündung des Stromes fließen. Auf eine beträchtliche Strecke zieht er sich in den westlichsten Theilen der Anden hin, nur durch einen einzigen Bergrücken vom stillen Ocean getrennt, und an dem Punkt, wo er durch die östliche Kette der Anden hindurchbricht, im 78. Grad westlicher Länge, ist er schon ein großer Fluß, unter einem Meridian, unter dem noch keiner der andern Ströme, welche als die vorzüglichsten Nebenflüsse gelten, eine Existenz hat. Wenn man dem Amazonenstrom von seinen Mündungen aufwärts nachgeht, so ist es dieser Arm, an dem man sich am längsten in der gewöhnlichen Ost- und Westrichtung des Flusses halten kann; auch wenn die wirkliche Länge seines Laufes in Betracht kommt, so behauptet er noch seinen Platz, denn ich finde, daß zwischen ihm und dem Napcall nicht mehr als zehn oder zwanzig Meilen Unterschied ist, wenn man den Lauf des letzteren bis zu seinem

entferntesten Quellen hin zusammenrechnet; außerdem ist der Lauf desselben gegenwärtig so unsicher, daß zukünftige Messungen die jetzigen Angaben wohl beträchtlich vermehren oder vermindern können.

Durch diese Betrachtung zeigt sich, wie ich glaube, entschieden, daß man den Marañon als die wahre Quelle des Amazonasstromes betrachten muß. Man wird finden, daß seine Länge vom Ursprung in dem See Lauricocha bis zu seiner Mündung im 50. Grad westlicher Länge, wenn man nur den Hauptkrümmungen folgt und die kleineren Windungen wegläßt — 2740 englische Meilen beträgt. — Seine Ausdehnung an einer geraden Linie, von Osten nach Westen, beträgt gegen 2050 Meilen, und seine Nebenflüsse von Norden und Süden bedecken einen Raum von 1720 Meilen.

Die ganze Fläche seines Gebietes, ohne die des Locantins, den ich für einen getrennten Fluß halte, beträgt 2,330,000 englische Quadratmeilen oder 1,760,000 Quadratseemeilen. Das ist mehr als ein Drittel von ganz Südamerika und so viel als zwei Drittel von ganz Europa. Das ganze westliche Europa könnte hineingeseht werden, ohne seine Grenzen zu berühren, und sie könnte selbst unser ganzes Reich Indien aufnehmen.

Die zahlreichen Nebenflüsse des Amazonasstromes, von denen viele den größten Flüssen Europa's gleich sind, sind merklich verschieden in Bezug auf die Farbe des Wassers, auch die Vegetation an ihren Ufern und die hier lebenden Thiere. Sie können in drei Gruppen getheilt werden — in Flüsse mit weißem Wasser, in solche mit blauem und in solche mit schwarzem Wasser.

Der Hauptstrom des Amazon selbst ist ein Fluß mit weißem Wasser, wenn man diesen Namen auch für die Gewässer gelten läßt, welche eine bläßgelbliche Öl-

venfarbe haben. Diese Farbe scheint gar nicht von erdigen Bestandtheilen abzuhängen, die sie mit sich fortführen, sondern vielmehr von einem farbigen Stoffe, der in ihnen aufgelöst ist, denn in Seen und Buchten, wo das Wasser wenig in Bewegung ist und sein ganzes Sediment absetzen kann, behält es doch die eigenthümliche Farbe.

Das Wasser des Amazonasstromes hat immer dieselbe Farbe bis hinauf zur Mündung des Maycassi, von wo es blau oder durchsichtig wird, während dieser Nebenfluß weißes Wasser enthält.

Man hat dies für einen Beweis gehalten, daß der Maycassi der Hauptamazonenstrom sei, doch kann ich nicht einsehen, was dies mit dem fraglichen Gegenstand zu thun hat. Es ist gewiß, daß, wenn gleiche Quantitäten reines und schmutziges Wasser zusammen gemischt werden, die Farbe der Mischung wenig von der des letzteren verschieden sein wird, und selbst wenn die Quantität des reinen Wassers beträchtlich größer ist, so wird doch die Mischung immer noch schmutzig sein. Aber die Verschiedenheit der Farbe bei weißen und blauen Flüssen kommt offenbar nur von der Beschaffenheit des Landes her, durch welches sie fließen; Flüsse in felsigen oder sandigen Districten werden immer klares Wasser haben, die in Alluvial- oder Lehm Boden gelbliches oder olivenfarbiges. Ein Fluß kann in einer felsigen Gegend entspringen und kann eine Zeit lang durch Alluvial-Boden fließen, worin das Wasser natürlich seine Farbe ändert, ganz unabhängig davon, ob Nebenflüsse in der Nähe des Ueberganges der Formationen eintreten.

Der Iça und Japura haben Wasser, das dem des Amazon an Farbe sehr ähnlich ist. Der Rio Branco,

ein Nebenfluß des Rio Negro, der von Norden her eintritt, zeichnet sich durch seine besondere Farbe so aus, daß er, wie ich früher, als bis ich es selbst sah, nicht geglaubt hätte, sehr wohl seinen Namen verdient. Die Indianer und Händler hatten mir immer erzählt, daß er wirklich weiß wäre, weißer noch als der Amazonenstrom, und als ich bei der Reise den Rio Negro abwärts im Jahr 1852 an seinem Einfluß vorüber kam, fand ich es bestätigt, daß sein Wasser von milchiger Farbe, etwas ins Olivensarbige übergehend, war. Es schien als enthielte er Kalk in Auflösung, und daran zweifle ich auch nicht, denn es sind an seinen Ufern bedeutende Lager von dem reinen weißen Kalksteine, den man in vielen Gegenden am Amazon antrifft, und welcher mit beiträgt, dem Wasser seine eigenthümliche Färbung zu geben. Der Madeira und der Purus haben ebenfalls weißes Wasser während der nassen Jahreszeit, wenn ihre mächtigen Strömungen den Alluvial-Boden von ihren Ufern mit fortführen; in der trockenen Jahreszeit sind sie dunkel, durchsichtig und bräunlich, olivensarbig.

Alle Flüsse, welche in den Gebirgen Brasiliens entspringen, haben blaues oder klares Wasser. Der Tocantins, der Xingu und der Tapajoz sind die vorzüglichsten in dieser Klasse. Der Tocantins geht in dem niedrigen Theil seines Laufes über vulkanische und krystallische Felsen, und sein Wasser ist schön klar und durchsichtig, nur die Fluth, die einige Meilen weit in ihn hineintritt, macht ihn trübe, ebenso wie den Xingu. Der Tapajoz, welcher gegen fünf hundert Meilen oberhalb von Para in den Amazon eintritt, ist bis an seine Mündung klar, und bildet einen auffallenden Contrast zu den gelben Fluthen dieses Stromes.

Oberhalb des Madeira trafen wir zuerst auf die merkwürdige Erscheinung großer Flüsse mit schwarzem Wasser. Der Rio Negro ist der größte und berühmteste von ihnen. Er entspringt in etwa 2 Grad 30 Linien nördlicher Breite, wo sein Wasser noch viel schwärzer aussieht als wie am unteren Theil seines Laufes. Alle seine anderen Nebenflüsse, besonders die kleineren, sind sehr dunkel, und scheinen, wenn sie über weißen Sand rinnen, fast wie von Gold zu schimmern, wegen der reichen Färbung des Wassers, das an tieferen Stellen duntenschwarz aussieht. Die kleinen Bäche, welche in derselben Gegend entspringen und in den Orinoco gehen, haben dieselbe dunkle Farbe. Der Cassiquiare ist der erste mit etwas weißem oder olivenfarbigem Wasser. Weiter unten tragen der Cababuris, der Maraviha und einige kleinere Flüsse dazu bei, ihn heller zu machen; dann tritt der Rio Branco mit seiner milchigen Farbe hinzu. Trotz alle dem erscheint der Rio Negro noch an seiner Mündung so schwarz wie Tinte; nur an seichten Stellen scheint das Wasser blässer zu sein, als weiter oberhalb, und die sandigen Stellen haben nicht jene reingoldfarbige Tinte, wie sie dort bemerkbar ist.

Südlich vom Amazonasstrom sind auch einige schwarze Flüsse — wie der Coary, der Tefte, der Jurua und andere. Die Bewohner ihrer Ufer haben den Vortheil, daß sie der Plage der Mosquito's entbehren, und die Städte Coary und Uga sind wahre Erholungsplätze für die vom Amazonasstrom Herkommenden, da man an schwarzen Gewässern selten diese widerwärtigen Insecten antrifft. Die Ursache der eigenthümlichen Farbe dieser Flüsse ist, glaube ich, nicht schwer zu errathen; es scheint mir, daß sie durch Auflösung faulender Blätter, Wur-

zeln und anderer vegetabilischen Stoffe erzeugt werde. In den Urwäldern, in denen die meisten dieser Ströme ihre Quellen haben, sind die kleinen Bäche und Flüßchen halb erstickt unter erstorbenen Blättern und verwetterten Zweigen, was dem Wasser verschiedenartige braune Färbungen giebt. Wenn diese Flüßchen zu einander kommen und einen gemeinsamen Fluß bilden, so hat dieser natürlich eine tief braune Farbe, sehr ähnlich der unsrer Moor- und Torf-Gewässer, wosern nicht andere Umstände sie modificiren. Wenn die Ströme aber durch einen District von weichem Alluvial-Thon fließen, so wird die Farbe natürlich sich ändern und das Braune vollständig überdeckt werden. Bei denen, deren Quellen ganz genau bekannt sind, trifft diese Ansicht genau zu: Der Rio Negro, der Atabapo und der Isanna, wie mehrere andere kleinere Flüsse, haben ihre Quellen und ihren ganzen Lauf im tiefen Wald; sie fließen gewöhnlich über reines Granitgestein und über Sandlager und haben einen ruhigen Lauf, so daß sie von den weichen Theilen an ihren Ufern nichts mit fortführen.

Der Iça, Japura und der obere Amazon fließen dagegen eine lange Zeit durch Alluvial-Land, sind, weil sie ihre Quellen an den Abhängen der Anden haben, mehr geneigt zu plötzlichen Ueberschwemmungen, und bringen, da sie sehr reißend sind, eine Menge von Sediment mit herunter. In der That, es scheint klar, daß eine genaue Kenntniß vom Lauf eines Flusses uns in den Stand setzen wird, die Farbe seines Wassers nach den verschiedenen Eigenschaften des Bodens zu verfolgen, durch welchen er fließt.

Mit Ausnahme der Ströme, die in den Anden entspringen, sind die Begrenzungen des Amazon-Gebietes oder die entferntesten Quellen seiner Nebenflüsse nicht

sehr hoch über dem Niveau des Meeres. Das ganze Becken, mit Ausnahme eines sehr kleinen Theiles, ist eine große Ebene der vollkommensten und regelmäßigsten Art.

Die wahre Höhe der Quelle im See Lauricocha ist nicht bestimmt worden. Bei Tomepanda giebt sie Humboldt zu 1320 Fuß über der Meeresfläche an; dies ist ohngefähr 2000 Meilen in grader Linie von der Mündung entfernt, so daß die Steigung im Mittel nur acht Zoll auf die Meile beträgt. Wenn wir aber die Höhe bei Tabatinga an der Grenze Brasiliens, nach Spix und Martins, zu 870 Fuß annehmen und die Entfernung zu 1400 Meilen, so finden wir, daß die Steigung nur ein und einen halben Zoll auf die Meile beträgt. Wenn wir die Höhe von Barra do Rio Negro genau kennen, so würden wir, wie ich glaube, bis dahin eine Steigung von kaum zwei bis drei Zoll auf die Meile finden. Die Entfernung bis dahin beträgt in grader Linie etwa sieben hundert Meilen, und wir könnten daher die Höhe wohl auf weniger als 200 Fuß, vielleicht auf nicht mehr als 150 Fuß schätzen. — Nach einigen Beobachtungen über die Temperatur kochenden Wassers, die ich an einem genauen Thermometer, bis auf die Zehntel eines Grades ablesend, gemacht habe, bin ich geneigt, diese Höhe für nicht zu groß zu halten. Ich erhielt dieses Instrument von England, nachdem ich Para verlassen hatte. Das Mittel aus fünf Beobachtungen, die ich in Barra theils mit Fluß-, theils mit Regenwasser machte, ergab $212^{\circ},5$ als die Temperatur des kochenden Wassers, ein bemerkenswerthes Resultat, das zeigt, daß das Thermometer dort höher als auf 30 Zoll stehen muß, und daß, wenn es in den Monaten Mai und August nicht beträchtlich höher steht

als an der Meeresfläche, Barra nur in sehr geringer Erhebung von der Meeresfläche liegen kann.

In Bezug auf die Höhe der Gegend an den Quellen des Rio Negro ist Humboldt unsere einzige Autorität. Er giebt 812 Fuß als die Höhe von Sao Carlos an, sagt jedoch, daß die Bestimmung unsicher sei, wegen eines zufälligen Umstands am Barometer; deshalb möchte ich, wie wohl nur ungern, das Resultat noch in Zweifel ziehen. Die gradlinige Entfernung von der Mündung des Rio Negro bis Sao Carlos beträgt weniger, als die von demselben Punkt bis Tabatinga, dessen Höhe 670 Fuß beträgt. Die Strömung von Tabatinga aus ist jedoch weit reißender, als unterhalb des Rio Negro, dessen unterer Theil so wenig Fall hat, daß im Januar, wenn der Amazon zu steigen beginnt, das Wasser in die Mündung des Rio Negro tritt und diesen Fluß auf mehrere hundert Meilen hin stagnirend macht. Auch kann ich nicht annehmen, daß die Fälle des Rio Negro mehr als fünfzig Fuß zur Erhebung beitragen, da der Fluß sowohl oberhalb als unterhalb derselben nicht sehr reißend ist. Nach diesen Umständen allein möchte man wohl geneigt sein, Sao Carlos in etwas geringerer Höhe als Tabatinga anzunehmen und die Höhe auf etwa 600 Fuß zu schätzen. Meine Beobachtungen am oberen Rio Negro geben übereinstimmende Resultate. In Castanheiro, etwa fünf hundert Fuß darüber, war die Temperatur des kochenden Wassers $212^{\circ},4$, an der Mündung des Ilupes $212^{\circ},2$ und an einem Punkt unterhalb Sao Carlos $212^{\circ},0$. Dies würde nicht mehr als 250 Fuß für die Höhe von Sao Carlos über Barra geben, und da wir diese auf 200 Fuß über der Meeresfläche geschätzt haben, so wird für die Höhe von Sao Carlos nicht mehr als 450 Fuß

herauskommen, was, meiner Meinung nach, nicht weit von der Wahrheit abliegen kann.

Die reißende Schnelligkeit der Strömung ist veränderlich mit der Breite des Flusses und mit der Jahreszeit; wir wissen noch Weniges darüber. In einem Brasilianischen Werke über die Provinz Para wird gesagt, daß der Madeira in der nassen Jahreszeit in einer Stunde 2970 braças oder etwa drei und eine halbe Meile weit fließt. Bei Obidos machte ich im Monat November, zu welcher Zeit der Amazon den niedrigsten Stand hat, eine Beobachtung, und erhielt die Geschwindigkeit von vier Meilen in einer Stunde; doch läßt sich hieraus durchaus nicht auf die Geschwindigkeit der Strömung in der Regenzeit schließen. Bei der Herabfahrt nach Para, im Juni 1852, bemerkte ich, daß wir oft fünf Meilen in einer Stunde herabgetrieben wurden und zwar zu Zeiten, wo der Wind uns gerade entgegen kam und uns wahrscheinlich mehr aufhielt, als forthält, da unser Fahrzeug nicht aufs Beste getakelt war.

Martius berechnet, daß in einer Stunde 500,000 Cubikfuß Wasser bei Obidos abfließen. Dies stimmt auch sehr gut mit meinen eigenen Berechnungen der Quantität in der trockenen Jahreszeit; wenn der Fluß groß ist, ist sie wahrscheinlich viel stärker. Wenn wir nach einer mäßigen Berechnung annehmen, daß jährlich zwei und siebenzig Zoll oder 6 Fuß Regen im ganzen Amazon-Thal niedersfällt, so werden sich auf die Secunde 1,000,000 Cubikfuß ergeben, die entweder verdunsten oder durch die Mündung des Amazon ausfließen müssen: so daß wir, wenn wir den von Martius angegebenen Betrag, damit er für den unteren Theil des Stromes und für den Durchschnitt im ganzen Jahr gelte, um die

Hälfte vergrößern, für die Verdunstung die Hälfte des im Jahr gefallenen Regens finden werden.

Es ist eine Thatsache, die hinlänglich bekannt und vollständig festgestellt zu sein scheint, daß der Amazon sein süßes, an der Farbe leicht kenntliches Wasser auf eine Entfernung von hundert und fünfzig Meilen von seiner Mündung an in den Ocean hinausführt. Es ist auch allgemein bekannt, daß die Fluth in demselben bis nach Obidos, also fünf hundert Meilen weit von der Mündung aus, vordringt. Diese beiden Bestimmungen sind indeß nicht wohl zusammen zu reimen; denn es ist unbegreiflich, wie die Fluth auf eine so große Strecke aufwärts vordringen kann, ohne daß Salzwasser in den Fluß eintritt. Das Wasser des Amazon steigt, aber während der Fluth sowohl, als während der Ebbe läuft der Strom abwärts; dies findet an der Mündung selbst sogar statt, denn bei der Insel Mexiana, die ganz in der offenen See liegt, ist das Wasser stets ganz frisch und wird das ganze Jahr hindurch getrunken. Da aber Salzwasser schwerer ist als Süßwasser, so kann jenes auf dem Grund fließen, während der Fluß sich über demselben noch abwärts ergießt. Dennoch ist schwer zu begreifen, wie dies in irgend einer Ausdehnung geschehen kann, ohne daß sich Spuren von Salzwasser an den Rändern zeigen.

Daß das Wasser soweit den Fluß aufwärts steigt, ist leicht zu erklären und kann zugleich beweisen, daß der Fall des Flusses von da an, bis wohin der Einfluß von Fluth und Ebbe sich erstreckt, nicht groß sein kann; denn wenn die Gewässer des Oceans sich erheben, so wird natürlich der Fluß heraufgedämmt und muß wegen der Schnelligkeit der Strömung anschwellen; doch ist es nicht wohl einzusehen, wie der Strom auf ein höheres

Niveau erhoben werden könnte, als das des Meerwassers, welches sein Steigen verursacht; wir können demnach wohl annehmen, daß bei Obidos, wo das Steigen der Fluth aufhört bemerktlich zu sein, der Fluß höher liegt, als die Oberfläche des Meeres zur Zeit der höchsten Springfluthen.

Ein in gewisser Art ähnlicher Phänomen wird an dem Tapajoz beobachtet. Hier befindet sich am Ende der trockenen Jahreszeit nur eine kleine Wassermasse und die Strömung ist sehr träge. Der Amazon steigt jedoch bei der Fluth beträchtlich und seine Wasser werden dann höher, als die des Tapajoz, dringen in diesen Fluß ein und treiben ihn zurück; dann sehen wir den Amazon reißend abwärts fließen und zu gleicher Zeit den Tapajoz aufwärts.

Es scheint noch immer eine streitige Frage unter Geographen zu sein, ob der Para-Fluß ein Arm des Amazon ist oder nicht. Nach meiner eigenen Beobachtung bin ich entschieden der Meinung, daß er es nicht ist; er scheint mir nur der Ausfluß des Tofantins und mehrerer anderer kleiner Ströme zu sein. Der Kanal von Lagipuru, der ihn mit dem Amazon verbindet, und durch welchen aller Handel zwischen Para und dem Innern geht, gehört zu einem vollständigen Netz von Kanälen, in denen die Fluth in so großem Maße steigt und fällt, daß die wahre Richtung und die Geschwindigkeit der Strömung gar nicht wahrzunehmen ist. Es scheint wahrscheinlich, daß kein Tropfen des Wassers im Amazon seinen Weg durch diesen Kanal in den Para-Fluß findet; ich füge meine Meinung auf folgende Thatsachen:

Es ist wohlbekannt, daß in einem Flusse die Ebbszeit länger dauert, als die Fluthzeit, weil die

Strömung des Flusses erst gehemmt werden muß und dies den Anfang der Fluth verzögert, während es den der Ebbe erleichtert. Dieses ist sehr auffällig in allen kleineren Flüssen in der Nähe von Para. Wenn wir hiervon ausgehen, so sind wir im Stande, zu bestimmen, welchen Weg die Strömung in dem Tagipuru, unabhängig von der Fluth, verfolgt.

Bei meiner Reise von Para nach dem Amazon konnte unser Kanoe mit der Fluth nur weiter kommen, und wir mußten am Ufer anlegen und so lange, als sie gegen uns war, warten, so daß wir natürlich sehr darauf achteten, ob die Zeiten, während denen wir genöthigt waren anzubalten, sich minderten. Bis zu einem gewissen Punkte mußten wir immer länger halten, als wir nachher in Bewegung waren, woraus hervorgeht, daß die Strömung hier gegen uns war, und nach Para zu ging; aber nachdem wir diesen Punkt passirt hatten, wo eine Biegung war und mehrere Ströme eintraten, so hatten wir immer nur kurze Zeit zu warten und eine lange Ebbe zu unsern Gunsten; woraus hervorgeht, daß von hier aus die Strömung mit uns oder nach dem Amazon zu ging. Es würde offenbar anders gewesen sein, wenn irgend eine permanente Strömung vom Amazon durch den Tagipuru nach Para zu flöße.

Ich sehe demnach den Tagipuru als einen Kanal an, der durch kleine Ströme zwischen dem Tocantins und dem Kingu gebildet ist, die bei Melgaco zusammen treffen und durch niedriges angeschwemmtes Land nach zwei Richtungen fließen, nach dem Amazon und nach dem Para-Fluß zu.

Bei hohen Fluthen wird das Wasser brackig, selbst bis zur Stadt Para hin, und einige Meilen unterhalb derselben ist es dann ganz salzig. Die Fluth fließt sehr

rasch bei Para vorbei und alle in der Nähe liegende Ströme hinauf, bis in die Mitte des Tagipuru-Kanals.

Das merkwürdige Phaenomen der Bore oder „Piroroco“ auf den Flüssen Guama und Moju habe ich in meinem Tagebuch beschrieben, und dort zu erklären versucht, deshalb brauche ich es jetzt nicht zu wiederholen.

Unsere Kenntniß in Betreff der meisten Nebenflüsse des Amazons ist sehr unvollkommen. Der Hauptstrom ist, was seinen Lauf im Allgemeinen, und die vorzüglichsten Biegungen anlangt, ziemlich gut auf den Karten verzeichnet, die Details sind dagegen sehr uncorrect. Die zahlreichen Inseln und Parallel-Flussbette, die großen Seen, die tiefen Buchten wie die wechselnden Erweiterungen und Verengungen des Flusses sind ganz unbekannt. Selbst die französische Aufnahme, die einzige, welche Anspruch machen kann auf Genauigkeit im Detail, giebt keine Idee vom Fluß, weil nur ein Neben-Flussbett darin angegeben ist. Ich erhielt in Santarem eine Manuscript-Karte vom untern Theile des Flusses, die viel genauer war, als irgend eine, die ich vorher gesehen hatte. Sie ist auf meiner Rückreise mit dem größten Theil meiner andern Papiere verloren gegangen; doch hoffe ich von derselben Seite noch eine Copie erlangen zu können. Der Madeira und der Rio Negro sind sonst die einzigen Arme des Amazon, deren Lauf im Allgemeinen genau bekannt ist, doch sind die Karten in Beziehung auf alles Detail derselben höchst mangelhaft. Die andern großen Flüsse, der Kingu, der Tapajoz, der Purus, der Coari, der Tefte, der Turua, der Tutat, der Zabari, der Iça, der Japura u. s. w. sind alle zwar auf den Karten eingetragen, doch ganz nach Launo oder nach den unsichersten Nachrichten über die Richtung ihres Laufes im Allgemeinen verzeichnet. Zwi-

schen dem Tacantins und dem Madetra und zwischen diesem und dem Nancali liegen zwei Landstriche, von denen jeder fünfmalhunderttausend Quadratmeilen hält, die so gänzlich unerforscht sind, wie das Innere von Africa.

Der Rio Negro ist einer der unbekanntesten in seinen charakteristischen Zügen, obgleich sein Lauf im Allgemeinen, wie schon oben erwähnt wurde, mit ziemlicher Genauigkeit verzeichnet ist. In meinem Tagebuche habe ich erzählt, weshalb ich nicht dazu kam, die Nordseite desselben zu besuchen und so meine Aufnahme seines Laufes zu vervollständigen. —

Der bemerkenswertheste Zug ist die enorme Breite, bis zu welcher er sich ausdehnt, — zuerst zwischen Barra und der Mündung des Rio Branco, und dann von da bis in die Nähe von St. Isabel. An einigen Stellen habe ich mich überzeugt, daß er zwischen zwanzig und dreißig Meilen breit ist, und auf eine sehr große Strecke zwischen funfzehn und zwanzig. Die Quellen der Flüsse Mampes, Isanna, Kie, Rio Negro, und Guaviare sind sehr ungenau auf den Karten angegeben. Das Gebirge Tunubv wird gewöhnlich als eine Kette von Bergen dargestellt, welche diese Flüsse begrenzt; es ist jedoch eine Gruppe isolirter Granit-Pic's, von etwa zweitausend Fuß Höhe, welche an der Nordseite des Flusses Isanna liegen, in etwa 1 Grad nördlicher Breite und 70 Grad westlicher Länge. Der Fluß steigt weit über sie hinaus in eine flache Waldgegend noch westlicher als der Rio Negro, denn es führt ein Weg nach dem Iniriza, der durch keinen Strom unterbrochen ist, so daß der Rio Negro dort nicht sein kann.

Meine Reise den Mampes hinauf erstreckte sich bis auf nahe 72 Grad westlicher Länge. Fünf Tage weiter,

in denen man in einem kleinen Kanoe etwa hundert Meilen zurücklegt, ist der Jurupari Lagoeira, der letzte Fall im Flusse. Ueber diesen soll nach Händlern, die zwölf Tagereisen noch weiter gekommen sind, der Fluß fast ohne Strömung sein, und in der Farbe des Wassers, wie in der Vegetation, die man an seinem Ufer erblickt, dem oberen Amazon ähnlich sein. Auf dieser ganzen Strecke, die bis nahe an den Fuß der Anden reicht, ist Urwald. Die Indianer am oberen Theile berichten jedoch vom Campos oder Ebenen und von Rindviehheerden, die weiter oben sein sollen; sie besitzen selbst spanische Messer und andere Dinge, woraus zu erkennen ist, daß sie mit den civilisirten Einwohnern des Landes östlich von Bogota in Verbindung stehen.

Ich bin daher sehr geneigt anzunehmen, daß der Fluß Ariari und andre Flüsse, die etwa hundert Meilen südlich von Bogota entspringen, nicht, wie auf allen unsern Karten steht, die Quellen des Guaviare, sondern die des Uaupes sind, und daß sich hier das Gebiet des Amazon noch auf sechzig Meilen von Bogota ausdehnt. Diese Meinung gründet sich auf Nachrichten von den Indianern von Jarita, die alljährlich den Guaviare aufwärts fahren, um in der trockenen Jahreszeit zu fischen, sie sagen, daß der Fluß dort sehr klein und an seinem oberen Theile, wo es hügelig wird und der Wald aufhört, nicht breiter als hundert Yards sei; wohingegen der Uaupes, an dem entferntesten Punkte, den Händler erreicht haben, noch eine Viertel bis eine ganze Meile breit ist.

Der Amazon und alle seine Arme sind, wie die meisten tropischen Flüsse, einem jährlichen in großer Regelmäßigkeit eintretendem Steigen und Fallen unterworfen.

Im Hauptstrom wie in allen Nebenflüssen, die von den Anden kommen, fängt das Wasser im December oder Januar, wenn die Regenzeit beginnt, an zu steigen, und das dauert bis zum Juni, wo gutes Wetter eintritt. Die Zeit, wenn das Wasser zu fallen beginnt, ist etwa der 21. Juni. Abweichungen von mehr als ein paar Tagen sind selten. In den Armen, deren Quellen in anderer Richtung liegen, wie im Rio Negro findet das Steigen nicht gleichzeitig Statt. Der Regen wird an diesem Flusse erst im Februar oder März beständig; dann steigt das Wasser mit sehr großer Geschwindigkeit, bis es gewöhnlich im Juni den höchsten Stand erreicht hat; dann fällt es zugleich mit dem des Amazon. So kommt es, daß, wenn im Januar oder Februar der Amazon schon stark anschwillt, der Rio Negro in seinem oberen Laufe noch sinkt; daher tritt das Wasser aus dem Amazon in den Rio Negro und macht diesen Fluß stagnirend, wie ein See, oder verursacht, daß er selbst rückwärts nach seinen Quellen zu fließt. Der ganze Unterschied zwischen hohem und niedrigem Wasserstand im Amazon ist noch nicht genau bestimmt und kann auch ohne mehrfache Instrumente nicht gut bestimmt werden; doch ist er sicherlich nicht weniger als vierzig und wahrscheinlich oft funfzig Fuß. Wenn wir uns die enorme Wasserfläche jährlich funfzig Fuß erhoben denken, so gewinnen wir uns einen andern Gesichtspunkt, eine Idee der ungeheuern Wassermenge, die jährlich in das Amazon=Thal hinabfällt. Wir können die Länge des Amazon und seiner bedeutenden Nebenflüsse auf nicht weniger als zehntausend Meilen, und die durchschnittliche Breite auf etwa zwei Meilen schätzen; und das giebt eine Fläche von zwanzigtausend Quadratmeilen Wasser, das sich jährlich funfzig Fuß hoch erhebt. Aber

es ist nicht allein diese Fläche, die sich erhebt, es wird auch eine große Strecke des Landes an den Ufern aller dieser Flüsse zu jeder Zeit, bei hohem Wasser hoch überfluthet. Diese überflutheten Landstrecken heißen in der Landessprache „gapo“ und gehören zu den besonderen Eigenthümlichkeiten des Amazons. Diese Gapos dehnen sich am Amazon und an vielen Stellen bei allen seinen großen Armen, zuweilen auf einer, zuweilen auf beiden Seiten bis in eine Entfernung von zwanzig oder dreißig Meilen vom Hauptfluß aus. Sie sind immer mit dichtem Urwald von hohen Bäumen bedeckt, deren Stämme, jedes Jahr sechs Monate lang, zehn bis vierzig Fuß unter Wasser stehen. In diesem überschwemmten Wald haben die Indianer Wege von einem Fluß zu einem andern gebahnt, die sie häufig benutzen, um die starke Strömung des Hauptflusses zu vermeiden. Von der Mündung des Flusses Tapajoz kann ein Kanoe nach Coary an den Solimoes kommen, ohne einmal in den Amazon zu gerathen; der Weg geht durch Seen, auf schmalen Wasserstraßen im Innern und meilenweit durch überflutheten Wald über den Madeira, den Purus und hundert andere kleinere Flüsse. Von der Mündung des Rio Negro bis zur Mündung des Ica ist eine ungeheure Strecke Gapo, und sie reicht auch weit hinauf in das Innere; denn selbst in der Nähe der Quellen des Rio Negro und an den oberen Gewässern des Uaupes sind ausgedehnte Landstrecken, die jährlich überfluthet werden.

In der ganzen Gegend um die Mündung des Amazon und die große Insel des Marajo herum und an den Mündungen des Tocantins und des Xingu verschwindet das jährliche Steigen und Fallen fast gegen die täglichen und halbmonatlichen Fluthen. Hier wird das niedere

Land bei jeder Springfluth oder alle vierzehn Tage überschwemmt, und die ganze Vegetation ist hier noch einer besondern, ganz eigenthümlichen Reihe von Umständen unterworfen. Beträchtliche Strecken Landes, die noch mit Vegetation bedeckt sind, sind so niedrig, daß sie bei jedem Hochwasser überschwemmt werden, wodurch wiederum die Bedingungen des Pflanzenwachsthums geändert werden.

Geologie.

Um die Geologie des Amazon-Thales vollständig zu erklären, würde mehr Zeit und Mühe erforderlich gewesen sein, als ich darauf zu verwenden im Stande war. Das Gebiet ist soweit, und das ganze Land mit Waldung bedeckt, so daß natürliche Durchschnitte vergleichsweise selten anzutreffen sind, daß die wenigen Beobachtungen, die ein Reisender auf weit von einander entfernten Stellen machen kann, keine bestimmten Schlüsse gestatten.

Es ist bemerkenswerth, daß ich nie Etwas von fossilen Ueberresten auffinden konnte, selbst keine Muschel, kein Stück versteinertes Holz oder irgend Etwas, das zu einer Conjectur über den Zustand des Thales in einer früheren Periode hätte führen können. Auf diese Weise ist es nicht möglich, das geologische Alter von irgend einem der verschiedenen Felslager anzugeben.

Meine Notizen nebst einer schönen Sammlung von Mineralien vom Rio Negro sind verloren, und so habe ich nun sehr wenig Stoff zu Betrachtungen. Granit scheint in Südamerika in größerer Ausdehnung vorzukommen, als in jedem andern Theile der Welt. Darwin und Gardner fanden ihn überall im Innern Bra-

Illens, in La Plata und in Chili. Am oberen Ringu traf ihn der Prinz Adalbert. Ueber ganz Venezuela und Kengranada wurde er von Humboldt gefunden. Alle Gebirge im Innern von Guiana scheinen aus Granit zu bestehen, und ich selbst fand ihn am ganzen oberen Theil des Rio Negro, und weit oben am Maupes, nach den Anden zu.

Nach dem, was ich von der Granitformation am oberen Rio Negro sehen konnte, scheint er dort in ungeheueren wellenförmigen Ebenen ausgebreitet zu sein, deren niedere Stellen mit Alluvial-Absehzungen ausgefüllt sind, die Lagen von Erde und Thon bilden, und die man von der verschiedenartigsten Dimension überall mitten in der Granitformation trifft. An diesen Stellen wachsen die hohen Bäume des Urwalds, während auf dem spärlicher bedeckten Granitgestein, so wie auf Sandlagern, die weit zugänglicheren „Catinga“-Waldungen, so verschieden in ihrem Aussehen und so eigenthümlich in ihrer Vegetation, sind. Was am meisten bei dieser großartigen Formation auffällt, ist, daß die Gegend fast völlig eben ist. Hier giebt es keine Gebirgszüge, selbst nicht einmal allmählig ansteigende Hochebenen; alles ist Niederung bis auf die jähnen Pids, die sich plötzlich aus der Ebene erheben zu einer Höhe von hundert bis dreitausend Fuß. Am oberen Rio Negro trifft man diese Pids in großer Anzahl. Der erste ist die Serra de Jacami, etwas oberhalb von St. Isabel; sie erhebt sich unmittelbar vom Ufer des Flusses aus, und erreicht auf der Südseite eine Höhe von etwa sechshundert Fuß; mehrere andere liegen zerstreut umher; aber die Serras de Curicuriari sind bei Weitem die höchsten. Sie bilden eine Gruppe von drei oder vier Gebirgen, die jäh aufsteigen bis zu einer Höhe von nahe dreitausend Fuß;

auf ihren Rämmen sind ungeheuerer, steil sich erhebende und zackige Fels. Noch höher hinauf an demselben Flusse ist noch eine Gruppe, doch von etwas geringerer Höhe. Am Napo sind zahlreiche Hügel, einige kegelförmig, andere kuppelartig; aber alle tragen denselben Charakter jäher Erhebungen, ganz unabhängig von dem allgemeinen Profil des Landes. Man trifft große Klüfte und Höhlen und schlanke Felsensäulen, die sich wie abgestorbene Baumstämme aus dem sie umgebenden Wald erheben. Am oberen Theil des Flusses Isana ist eine ähnliche isolirte Gruppe. Der Cocol bildet eine viereckige oder cubische Masse, ist etwa tausend Fuß hoch und macht die Grenze zwischen Brasilien und Venezuela; hinter diesem kommen der Pirapoco und die Gebirge von Cababuris, die von weit größerer Ausdehnung mehr miteinander in Verbindung stehende Hügelrücken zu bilden scheinen.

Aber die große Eigenheit bei ihnen allen ist doch die, daß sich das Land zu ihren Füßen nicht bemerkbar erhebt; sie steigen plötzlich steil auf, wie wenn sie durch irgend eine locale und isolirte Kraft erhoben worden wären. Ich bestieg eine der kleineren dieser Serras, soweit es anging, und habe die Eindrücke davon in meinem Tagebuch aufgezeichnet.

Die Isolirtheit und jähe Vorsprungung dieser Berge ist jedoch eine Erscheinung, die sich in ähnlicher Art auch in den Anden selbst zeigt. Dieser mächtige Gebirgsrücken steigt, nach allen Nachrichten die ich erhalten konnte, mit fast gleicher Zähheit aus einer dem Anschein nach niederen Ebene auf. Die Anden bei Quito und südlich nach dem Amazon zu sehen wie ein ungeheurer Felswall aus, der die große Ebene begrenzt, die sich in einem undurchbrochenen, kaum bemerklichen Abhang vom

Atlantischen Ocean bis an ihren Fuß hinanstretcht. Es ist eines der großartigsten physischen Gebilde der Erde — die weite undurchbrochene Ebene — jener mächtige und steil abfallende Gebirgszug.

Grade unterhalb der Fälle des Rio Negro trifft man auf große Sandstein-Felsen, die durch den Granit hervorgestoßen scheinen; sie sind unter einem Winkel von 60 oder 70 Grad süd-südwestlich geneigt. Hoch oben am Maupés findet sich eine sehr merkwürdige Formation. An den ganzen Flußufern hin sieht man unregelmäßige Felsstücke, deren Zwischenräume mit einer Masse angefüllt sind, die wie Pech aussieht. Bei genauerer Untersuchung fand es sich, daß es ein Conglomerat von Sand, Thon und Schlacken war, zuweilen sehr hart, aber oft nur zusammen gebunden und leicht zerbrechlich; die Lage führt auf den Gedanken, daß diese Masse flüssig gewesen sei, denn die Felsstücke scheinen hineingesunken zu sein.

Dichte vulkanische Schlacken mit gläseriger Oberfläche werden über weite Räume hin gefunden. Man findet sie bei Caripe, in der Nähe von Para, — oberhalb Batiao, im Tocantins — an der Mündung des Tapajoz —, bei Villa Nova am Amazon über Barra, am Rio Negro und dann wieder am Maupés. Ein kleiner, kegelförmiger Hügel hinter der Stadt Santarem, an der Mündung des Tapajoz, hat ganz das Aussehen eines vulkanischen Kegels.

Die ganze Gegend um Para herum besteht durchweg aus grobem, eisenhaltigen Sandstein, der wahrscheinlich eine Fortsetzung der Steinarten ist, die Mr. Gardner zu Maranham und in der Provinz Piahy fand und als der Kalkformation angehörend betrachtete. Am Tocantins trafen wir auf schöne krystallische Stein-

schichten, grobe vulkanische Conglomerate und feinkörnigen Schiefer. An den Fäßen waren vegetabilische Schiefer und andere harte krystallische Gesteine; viele derselben spalteten in flache Stücke, die wohl geeignet wären, zum Bau oder selbst zum Pflastern verwendet zu werden, statt der jetzt von Portugal nach Para importirten Steine. In den Serras von Montealegre, an der Nordseite des Amazon, findet man eine große Mannigfaltigkeit von Gesteinen — grobe Quarzconglomerate, schöne, krystallische Sandsteine, Schichten von losem gelben und rothem Sand und verhärtete Thonsteine. Diese Schichten sind nahe zu horizontal, aber oft vertical gespalten und zerklüftet. —

Die Untersuchung des Landes macht im Allgemeinen den Eindruck, daß wir hier die letzte Stufe eines Vorganges zu sehen glauben, 'der während der ganzen Periode der Erhebung der Anden und der Gebirge Brasiliens und Guineas statt fand. Beim Beginn dieser Periode nämlich muß der größere Theil der Thäler des Amazon, des Orinoco und des La Plata noch ein Theil des Meeres gewesen sein, der die Inselgruppen (welche jene erhabenen Landstrecken bei ihrem ersten Auftreten bildeten) von einander trennte. Die an den Seiten jener Gebirge herabströmenden reißenden Ströme führten Sediment in's Meer und füllten so nach und nach die tieferen und unregelmäßigeren Einschnitte aus, wodurch jene großen Strecken an Alluvial-Abseugungen entstanden, die wir jetzt mitten in den Granitdistricten finden. Zur selben Zeit waren auch vulkanische Kräfte in Thätigkeit, wie man aus den isolirt stehenden Granit-Pic's ersieht, die an manchen Stellen mitten in der flachen Waldgegend sich erheben, wie Inseln aus dem Meere der grünen Waldung, da ihre niederen Abhänge,

wie die Thäler zwischen ihnen, ganz bedeckt sind mit sedimentarischen Absetzungen. Dieses gleichzeitige Auftreten der von Strömungen des Wassers in's Meer berührenden Kräfte, und der vulkanischen, in Erdbeben unter dem Meere sich kundgebenden, wodurch die Masse des sedimentarischen Stoffes, die von der jetzt zunehmenden Fläche trockenen Landes herabgeführt, durch Schütteln auf gleiches Niveau gebracht wurde, mag wohl die Ursache jener sonst wunderbaren Regelmäßigkeit der Oberfläche gewesen sein, jenes allmählichen und kaum wahrnehmbaren Ansteigens, das auf so ungeheure Strecken hin stattfindet. An dem Punkte, wo die Gebirge Guianas der Andenkette am nächsten kommen, scheint die vulkanische Thätigkeit in dem Intervall zwischen ihnen fortgewährt zu haben, wodurch die Serras von Curicuriari, am Tunuhi und zahllose kleinere Granitberge an dem Laupes erhoben wurden. Hier trat wahrscheinlich jenes trockene Land, das Gutana und Neu-Granada verbindet, zuerst auf und bildete jenen nur wenig erhabenen Rücken, der jetzt die Wasserscheide zwischen den Becken des Amazon und des Orinoco ausmacht. Dasselbe trifft man im südlichen Theil des Landes, indem da, wo die Gebirge Brasiliens und der östliche Zug der Anden in Bolivia sich in ihren letzten Ausläufern berühren, die sedimentarischen Absetzungen sich zuerst über das Wasser erhoben, und so im Süden die Grenzen des Amazon-Gebietes gebildet haben mögen. Das Amazon-Thal würde dann einen Golf in's Land hinein, von etwa zwei Tausend Meilen Länge und sieben bis acht Hundert Breite gebildet haben.

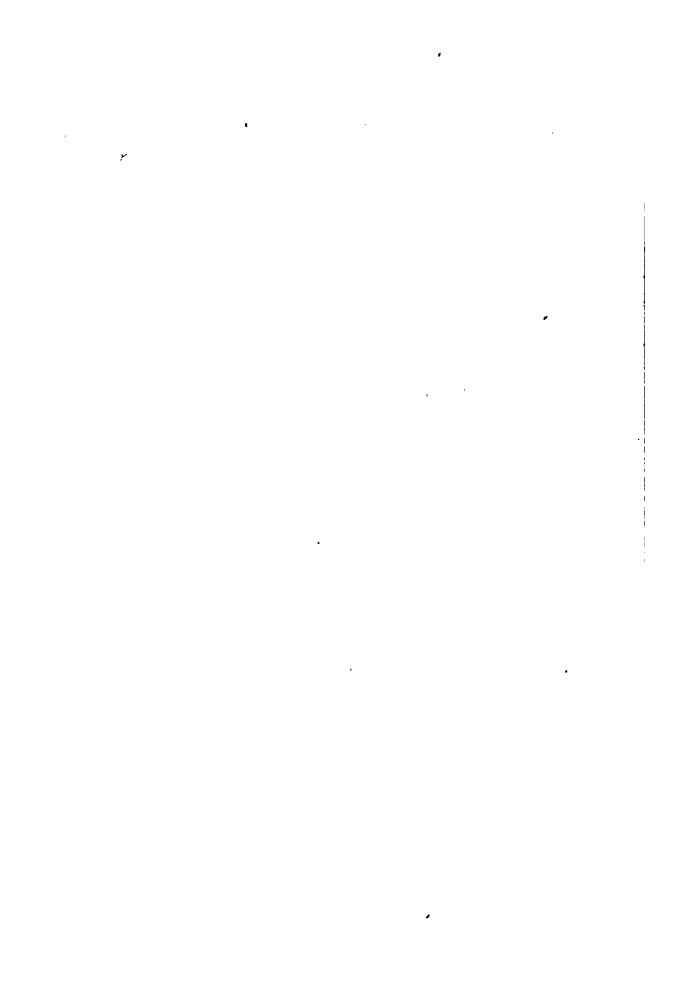
Die Flüsse, die sich nun auf jeder Seite hineinergossen, füllten allmählig dieses große Becken, während die vulkanische Thätigkeit, welche in den Schladen des

Locantins, des Tapajoz und in den zerstreuten Felsen von Montealegre noch sichtbar ist, dahin wirkte, die weite Fläche auf gleiches Niveau zu bringen, und den Lauf der zukünftigen Flüsse zu bestimmen. Dieser Vorgang, der Jahrhunderte währte, mußte endlich dieses Binnen-Meer auf engere und engere, fast bis auf die Grenzen bringen, wo jetzt Gapy ist, oder Land das überfluthet wird. Rücken, die sich jetzt allmählig einige Fuß hoch über das Wasser erheben, trennten nun die Nebenflüsse, dann warfen die Strudel und Strömungen Sandbänke auf, wie sie es noch jetzt thun, und bestimmten allmählig die Grenzen des Flusses, wie wir sie jetzt sehen. Veränderungen gehen noch vor sich. Neue Inseln entstehen alljährlich im Strom, indem große Strecken Fluthland, durch Absetzungen auf denselben, merklich sich erheben, und zahlreiche große Seen von Wasserpflanzen überdeckt und mit Sediment gefüllt werden.

Die große Ausdehnung flachen Landes an den Ufern des Flusses wird so lange noch überfluthet werden; bis sie durch neuere Erderschütterungen allmählig über den Wasserspiegel erhoben werden; während dem wird der Strom sich ein weiteres und tieferes Bett bohren, das seine angeschwollenen Fluthen fassen kann. Im Verlauf von Jahrhunderten kann dieses vielleicht durch den Fluß selbst geschehen, denn bei jeder jährlichen Ueberschwemmung bildet sich eine Ablagerung von Sediment, wodurch diese Landstriche mit der Zeit eine permanente Höhe über dem höchsten Steigen des Flusses erlangen. Indessen würde dies eine sehr lange Zeit erfordern, da der Fluß, wenn die Ufer ansteigen, unfähig seine Gewässer über das anliegende Land zu verbreiten, höher anschwellen und reißender werden, und

so einen Landstrich von höherem Niveau als seine früheren Anschwellungen überfluthen wird.

Die vollständige Geschichte dieser Entwicklungen — der Periode der Erhebung und der Ruhe, die Zeit, wenn die trennenden Landrücken sich zuerst über das Wasser erhoben und das vergleichungsweise Alter der Nebenflüsse — kann nicht eher bestimmt werden, als bis das ganze Land mehr durchforscht ist, und organische Ueberreste, die ohne Zweifel vorhanden sind, aufgefunden werden, die uns dann genauere Nachricht über die Entstehung und Bildung des Amazon geben werden.



the 1990s, the number of people in the UK who are aged 65 and over has increased by 1.5 million, and the number of people aged 75 and over has increased by 1 million (Office of National Statistics 1999). The number of people aged 85 and over has increased by 300,000 in the same period.

There is a growing awareness of the need to address the needs of older people in the community. The Department of Health (1999) has published a strategy for older people, which sets out the government's commitment to improve the lives of older people. The strategy is based on the following principles:

- Older people should be able to live independently in their own homes for as long as possible.
- Older people should be able to participate in the life of their communities.
- Older people should be able to enjoy good health and well-being.
- Older people should be able to live in safety and security.

The strategy also sets out a number of key objectives, including:

- To improve the health and well-being of older people.
- To improve the independence of older people.
- To improve the safety and security of older people.
- To improve the participation of older people in the life of their communities.

The strategy also sets out a number of key actions, including:

- To improve the health and well-being of older people.
- To improve the independence of older people.
- To improve the safety and security of older people.
- To improve the participation of older people in the life of their communities.

The strategy also sets out a number of key actions, including:

- To improve the health and well-being of older people.
- To improve the independence of older people.
- To improve the safety and security of older people.
- To improve the participation of older people in the life of their communities.